Rost, Selbstmord
S. 81 Nr 617

Das Buch

vom

Lebensglück.

Von

Carl Stugau
(C. August von Schmidt auf Altenstadt).

Wien, 1865.
Verlag von Carl Schönewerk.

Inhalt.

Erstes Capitel.

Einleitung.

> Il faut être heureux, c'est la fin de tout être sensible; c'est le premier désir que nous imprima la nature, et le seul qui ne nous quitte jamais. Mais où est le bonheur? Qui le sait? Chacun le cherche et nul ne le trouve. On use la vie à le poursuivre et l'on meurt sans l'avoir atteint.
>
> J. J. Rousseau.

Alle Menschen: Hoch und Nieder, Arm und Reich, wollen glücklich werden. Worin besteht aber das Glück? Niemand weiß es mit Bestimmtheit anzugeben. Man frage darüber hundert verschiedene Menschen, und man darf sicher sein, hundert verschiedene Antworten zu erhalten. Dem Einen besteht das Glück im Ruhm, dem Andern in Orden und Ehrenstellen, dem Dritten im Reichthum, dem Vierten in der Lust zu herrschen, dem Fünften in einem ruhigen, gemächlichen Leben, dem Sechsten in etwas Anderem. Das Glück ist für die meisten Menschen dort, wo ihre Wünsche sind. Da man sich aber in der Regel nur das wünscht, was man nicht hat, so geht es uns mit dem Glück, wie dem Wanderer mit dem Horizont. Dort am Rande des Gesichtskreises scheint der Himmel auf dem

Boden aufzuruhen; kommt er dahin, so dehnt sich ein neuer Horizont vor ihm aus, neue Punkte tauchen auf, wo er meint, den Himmel mit Händen ergreifen zu können. Auch das erweist sich, wenn er dort ist, als Täuschung. Und so wandert er weiter und immer weiter, von Höhe zu Höhe, nirgends hält ihm der Himmel Stand; und so arbeitet er sich ab und sehnt und müht sich, und wird über Mühen und Sehnen alt und müde, und zuletzt klagt er mit Hiob: »Das Leben währet fünfzig, sechzig, und wenn es hoch kommt, siebzig Jahre, und am Ende war es für den Glücklichsten voll Mühe und Plage.«

Es gehört nur geringe Lebenserfahrung dazu, um einzusehen, daß es ein vollkommenes und dauerndes Glück nicht geben kann. Ein **vollkommenes** Glück nicht, weil dieß ein Verein unvereinbarer Dinge wäre. Es wäre Empfänglichkeit für Freude bei Fühllosigkeit gegen Schmerz, Hoffnung ohne Furcht, Thätigkeit ohne Unruhe, Ruhm ohne Neider, Licht ohne Schatten, Feuer ohne Wärme. Ein **dauerndes** Glück kann es nicht geben, weil das Leben der Seele in der Bewegung, in der Veränderung, im Wechsel besteht.

Etwas fürchten und hoffen und sorgen
Muß der Mensch für den kommenden Morgen,
Daß er die Schwere des Daseins ertrage,
Und das ermüdende Gleichmaß der Tage,
Und mit erfrischendem Windesweben
Kräuselnd bewege das stockende Leben. (Schiller.)

Wäre jemand so unglücklich, das volle Glück zu finden, so könnte man ihm keinen besseren Rath geben, als den, welchen das Sprichwort dem Besucher Neapels gibt:

»**Sieh es und stirb.**« Die Sehnsucht nach dem Glück, welche aufhören müßte, sobald wir in dessen vollständigen Besitz gelangten, ist das Gravitationsgesetz für das Leben der Seele, ihr perpetuum mobile. Was bliebe dem Menschen übrig, der nichts mehr zu wünschen und zu hoffen hätte? Er hätte nur zu fürchten, wäre also elender als der elendeste der Menschen, dem doch im ärgsten Leid noch die Hoffnung bleibt.

Ein jeder Wechsel droht dem Glücklichen,
Wo kein Gewinn zu hoffen, droht Verlust. (Schiller.)

Börne sagt von der Freiheit: »Die Freiheit, die man **wünscht**, ist eine Geliebte, um die man sich bewirbt, die Freiheit, die man hat, eine Gattin, deren Besitz uns unbestritten bleibt.« Dasselbe läßt sich vom Glücke sagen. Auch dieses ist eine Geliebte für uns, um die wir freien, so lange wir leben. Weil wir uns in ewigem Brautstand mit ihr befinden, erscheint sie uns ewig reizvoll. Gelangten wir je in deren vollen Besitz, dann würden wir mit dem Dichter sprechen müssen: »Mit dem Gürtel, mit dem Schleier reißt der schöne Wahn entzwei.« Nur hie und da gewährt sie uns daher eine flüchtige Umarmung, mehr um unser Verlangen zu reizen, als um uns zu befriedigen.

Welches sind aber jene Lichtpunkte im Leben, wo wir wenigstens momentan im Besitze des Glückes zu sein wähnen? Es sind die Augenblicke lebhafter Freude. Glücklich fühlt sich:

Ein Mädchen, das auf seinen ersten Ball geht; ein junger Officier am Tage seiner Ernennung; ein Ehrsüchtiger,

der den ersten Orden erhält; ein Schriftsteller, der sein erstes Buch gedruckt vor sich sieht; ein Künstler, der den letzten Strich an ein gelungenes Kunstwerk legt; ein Gelehrter, der eine neue Wahrheit entdeckt; ein Liebender, der zum erstenmal aus schönem Munde das süße Geständniß der Gegenliebe vernimmt; Verwandte, Freunde in der Stunde des Wiedersehens nach langer Trennung; ein Vater, eine Mutter, welche zum erstenmal ihr Neugebornes an's Herz drücken; ein Feldherr am Abend nach einer gewonnenen Schlacht; entzweite Gatten oder Liebende in der Stunde der Versöhnung ꝛc. Was wäre das Leben, wenn solche Lichtpunkte von Dauer, und wenn sie nicht so selten wären!

Von Dauer können sie nicht sein, weil solches, wie schon gesagt, dem Bewegungs-Princip der Seele zuwider wäre. **Selten** müssen sie sein, weil jeder Eindruck, der sich öfter wiederholt, an Lebhaftigkeit verliert. Das Angenehme erscheint uns dann am reizendsten, wenn es neu ist. Nun liegt es aber in der Natur der Sache: ein Mädchen kann nicht zwei- oder mehrmals auf seinen **ersten** Ball gehen; ein Schriftsteller nicht wiederholt sein **erstes** Buch drucken lassen; ein Ehrsüchtiger nicht mehrmals seinen **ersten** Orden bekommen; Aeltern nicht mehrmals **Erstgeborne** an's Herz drücken.

Dazu kommt, daß nicht alle Menschen für jede Art von Freuden gleich empfänglich sind. Der Sanguinische freut sich anders und über Anderes als der Melancholische, Phlegmatische und Cholerische; der Gefühlvolle anders und über Anderes als der Kaltsinnige; der Gebildete anders

und über Anderes als der Ungebildete. Auch ein und derselbe Mensch ist nicht zu allen Zeiten seines Lebens für Freude, oder doch für manche Freuden gleich empfänglich; äußere Verhältnisse und jeweilige Gemüthsstimmungen haben gleich sehr Einfluß darauf.

Am empfänglichsten für Freude sind wir in der Jugend, deshalb nennen wir nicht mit Unrecht die Kinder- und Jugendzeit unsere glücklichste Zeit. Genügt doch einem Kinde ein neues Spielzeug, ein neues Kleid, eine Spazierfahrt auf das Land, ein Besuch des Theaters, von Christabend und Osterhase zu schweigen, um es glücklich zu machen. Wohl dem daher, der seinen kindlichen Sinn mit hinüber zu retten gewußt hat in's reifere Alter!

Oft bedarf es indessen, selbst für die Erwachsenen, nicht einmal eines positiven Anlasses zur Freude, um ihn auf Augenblicke glücklich zu machen. Das plötzliche Aufhören schwerer Sorge oder Gefahr, die Lösung eines peinigenden Mißverständnisses, die Befreiung von heftigen physischen oder moralischen Schmerzen kann ebenso beglücken, wie unter anderen Umständen die positive Freude selbst.

Wenn es kein vollkommenes und dauerndes Glück gibt und geben kann, wenn es unser Loos ist, daß unser Leben aus Freud und Leid gemischt sei, so gibt es doch relativ glückliche Menschen, wie es relativ unglückliche Menschen gibt. Mischt man zwei Farben, Weiß und Schwarz, so wird das entstehende Grau um so lichter werden, je mehr die Mischung von der weißen und je weniger sie von der schwarzen Farbe enthält. Umgekehrt wird das Grau um so dunkler werden, je mehr die Mischung, im Verhältniß

zum Weißen, Schwarz enthält. Grau ist im besten Falle unser Lebensloos. Glücklich kann man den Menschen nennen, in dessen Leben Freud das Leid, unglücklich muß man den nennen, in dessen Leben Leid die Freude überwiegt.

Es fragt sich nun, ob es in unserer Macht liegt, abgesehen von äußeren Umständen, die Zahl unserer frohen Stunden zu vermehren, die unserer trüben Stunden zu vermindern, oder, um beim vorigen Gleichniß stehen zu bleiben, das Grau unseres Lebensloofes lichter zu gestalten, und ohne Metapher, ob es von unserem Willen abhängt, mindestens verhältnißmäßig glücklich zu werden.

Unstreitig. Wie aber es anfangen?

»Es gibt,« sagt Laube, »nur zwei Arten glücklich zu sein: entweder man bewegt und bevölkert sich und die Welt mit Idealen, Aussichten neuer Zukunft, man schaukelt sich auf der wogenden Bewegung des ungezügelten Strebens; oder man betrachtet die Welt aus einem ruhigen Herzen, freut sich des Kleinsten, pflanzt mit Genügsamkeit, wartet geduldig auf das Gedeihen, gestaltet das Unbedeutende zur gefälligen Form, verlangt nichts vom Tage, als was er eben bietet, und hält den Nachbar und sein Interesse höher als das Wohl und Wehe von Nationen.«

»Ich (sagt J. Paul) konnte nie mehr als drei Wege, glücklicher (nicht glücklich) zu werden, auskundschaften. Der erste, der in die Höhe geht, ist: so weit über das Gewölke des Lebens hinauszudringen, daß man die ganze äußere Welt, mit ihren Wolfgruben, Beinhäusern und Gewitterwolken, von weitem unter seinen Füßen nur wie ein Kindergärtchen liegen sieht. — Der zweite ist: gerade

herabzufallen in das Gärtchen, und da so einheimisch sich in eine Furche einzunisten, daß, wenn man aus seinem warmen Lerchennest heraussieht, man ebenfalls keine Wolfgruben, Beinhäuser und Stangen, sondern nur Aehren erblickt, deren jede für den Nestvogel ein Baum, und ein Sonnen- und Regenschirm ist. Der dritte endlich, den ich für den schwersten und klügsten halte, ist der, mit den beiden andern zu wechseln.«

Andere fassen ihre Lebensweisheit kürzer.

»Genieße,« sagen die Anhänger Epikur's, »das Glück liegt im Genuß.«

»Entbehre,« sagen die Moralisten, »das Glück liegt in der Tugend.«

Wer von beiden hat Recht? Jeder, keiner oder beide.

Der Genuß vermag das Leben des zum Wirken, Streben, Schaffen berufenen Menschen nicht auszufüllen.

»Ich äße nur und tränke (sagt Fichte in seiner »Bestimmung des Menschen«), damit ich wiederum hungern und dürsten, und essen und trinken könnte, so lange, bis das unter meinen Füßen eröffnete Grab mich verschlänge, und ich selbst als Speise dem Boden entkeimte? Ich zeugte Wesen meines Gleichen, damit auch sie essen und trinken, und sterben, und Wesen ihres Gleichen hinterlassen könnten, die dasselbe thun werden, was ich schon that? Wozu dieser unablässig in sich selbst zurückkehrende Cirkel, dieses immer von neuem auf dieselbe Weise wieder angehende Spiel, in welchem alles wird, um zu vergehen, und vergeht, um nur wieder werden zu können, wie es schon war; dieses Ungeheuer, unaufhörlich sich selbst verschlingend,

damit es sich wiederum gebären könne, sich gebärend, damit es sich wiederum verschlingen könne?«

Aber selbst wenn die Genußsucht eine unbegränzte wäre — was, wie Ekel und Langweile beweisen, nicht der Fall ist — würde das Genießen nicht immer möglich sein. Was nützen dem Prasser alle erdenklichen Genußmittel, die ihm zu Gebot stehen, wenn Krankheit, Alter oder vorzeitige Hinfälligkeit ihm Appetit und Fähigkeit zum Genießen geraubt haben? Oder was nützt dem gesunden Armen die robusteste Genußfähigkeit, wenn er aller Möglichkeit entbehrt, von dieser Genußfähigkeit Gebrauch zu machen? Auch die Tugend allein reicht nicht hin, uns zu beglücken. Zwar wird der Tugendhafte **eigene** Krankheit, **eigenes** Leid mit Fassung ertragen. **Den** Tugendhaften aber möcht' ich sehen, der seine Gemüthsruhe behaupten könnte, wenn er Frau und Kinder im furchtbarsten Elend schmachten sieht und er kann nicht helfen!

Also weder Genußfähigkeit allein, noch Besitz der Mittel allein, uns Genüsse zu verschaffen, noch Tugend allein sind genügend, uns eines relativen Glückes theilhaftig zu machen.

Wer aber bringt der Freude ein empfänglicheres Herz entgegen? wer trägt das Unglück, wenn es über ihn hereinbricht, standhafter? wer erfüllt die Pflichten, die ihm sein Stand und Beruf auferlegt, eifriger und erfolgreicher? wer ist am tüchtigsten und ausdauerndsten bei der Arbeit? wer sieht, wenn der Tod endlich naht, demselben am unerschrockensten in's Auge? — Derjenige, der am gesündesten ist an Leib und Seele.

Man kann es als Axiom aussprechen: Der natürliche Zustand des körperlich und geistig gesunden Menschen ist Frohsinn, Heiterkeit und Lebenslust. Wer Lebensunlust in sich verspürt, d. h. wer sich ohne gewichtigen äußeren Anlaß dauernd unglücklich fühlt, der ist krank, körperlich oder geistig, oder körperlich und geistig zugleich. Der **körperlich** gesunde Mensch kann nicht verhüten, daß er von einer ansteckenden Krankheit heimgesucht wird, oder daß er strauchelt und Arm oder Bein bricht. So kann auch der **geistig** gesunde Mensch nicht verhüten, daß er an seinem Eigenthum geschädigt, in seiner Ehre gekränkt, durch den Verlust einer theuren Gattin, eines geliebten Kindes in Trauer versetzt wird. Allein so wie der körperlich gesunde Mensch Krankheitseinflüssen leichter widersteht und das Gleichgewicht der leiblichen Functionen, wo es gestört worden, schneller wiedererlangt, so wird auch der geistig gesunde Mensch Störungen des Gleichgewichts seiner Seelenkräfte energischeren Widerstand leisten, und seinen Frohsinn, wo er gestört worden, früher wiedererlangen als jener, dessen körperliche und geistige Gesundheit auf schwachen Füßen steht.

Für die Wiederherstellung der leiblichen Gesundheit sorgen Aerzte, Apotheker, Spitäler. Für die Wiederherstellung der geistigen Gesundheit oder für Heilung von Seelenkrankheiten haben wir nur Irren- und Zuchthäuser. Wie Viele sind aber schon sehr seelenkrank, die darum noch nicht reif für das Irrenhaus sind, oder für deren Unterbringung in einem Zuchthaus das Gesetz keine Handhabe bietet! In das Irrenhaus steckt man die Unglücklichen erst

dann, wenn sie kaum mehr heilbar sind, in das Correctionshaus erst dann, wenn kaum mehr etwas an ihnen zu corrigiren ist.

Wo sind die Aerzte, welche geringere Seelenkrankheiten heilen? Sie existiren nicht. Die Kunst, körperlichen Krankheiten vorzubeugen oder sie zu heilen, beschäftigt seit Jahrtausenden gescheidte Männer aller Nationen und gibt ihnen Ehre und Lebensunterhalt. Die Heilkunde ist zur Wissenschaft und Kunst mit allem Fleiße ausgebildet. Der Staat sorgt reichlich für die Mittel zur Heranbildung junger Aerzte. Eine reiche Literatur ist herangewachsen, worin das Volk auf gemeinfaßliche Weise über die Kunst, die körperliche Gesundheit zu erhalten und zu befestigen, belehrt wird. *)

Wie aber steht es mit der Kunst, die geistige Gesundheit zu erhalten und zu befestigen? Sie liegt kläglich im Argen. Woher sonst die zunehmende Zahl der Selbstmörder und Wahnsinnigen? woher die erschreckende Zahl haarsträubender Verbrechen und Laster, die wir täglich in den Zeitungen lesen? Und doch kommt sicher nur der kleinste Theil zur öffentlichen Kenntniß. Und nun gar die Geistes- und Gemüthsstörungen geringeren Grades! Wie viel verschrobenen Ansichten, die den, der sie hegt, nothwendig unglücklich machen müssen, begegnet man im Leben! Wie Mancher hat das Lächeln auf den Lippen und den fressenden Wurm im Herzen! Es sehe sich doch Jedes nur in seinem nächsten Kreise um, und gebe sich Rechenschaft, wie

*) Ein vortreffliches Buch dieser Art aus der neueren Zeit ist Dr. Carl Reclam's „Buch der vernünftigen Lebensweise.“ Leipzig 1863.

viel frohe und heitere und zufriedene Menschen es denn unter zehn oder hundert herausfinden wird. Sonderbarer Widerspruch: Alles lechzt nach Glück und niemand kümmert sich darum, sich jenen Zustand und jene Kraft des Gemüths eigen zu machen, welche die nothwendige Grundbedingung des inneren Glückes sind. Wie viel Geld geben die Aeltern aus, um ihren Kindern die geringfügigsten Künste beibringen zu lassen! mit wie ängstlicher Sorgfalt wachen sie über ihre leibliche Gesundheit! Steht aber Tanzen, Clavierspielen, fremde Sprachen Sprechen auch nur annähernd in so naher Beziehung zum Lebensglück, wie die Kunst vernünftig zu leben, wie die Gesundheit der Seele? Wer läßt sich diesen nothwendigsten Theil der Erziehung ernstlich angelegen sein? Wo befinden sich die Anstalten, in denen man sich darüber belehren kann? Sie existiren nicht. Aber haben wir denn keine Gymnasien, keine Universitäten, keine Philosophen? Ja, das haben wir; Philosophen und philosophische Systeme in Menge. Aber über lauter Philosophie ist uns die alte schlichte Lebensweisheit, über dem Cultus der Vernunft die Kunst der vernünftigen Lebensweise abhanden gekommen.

Was die Litteratur über die Diätetik der Seele betrifft, so ist sie ziemlich dürftig. Doch gibt es einige Bücher über diesen Gegenstand, die ganz vortrefflich sind. Schade nur, daß sie meist von einem zu exclusiven Standpunkt aus verfaßt sind, als daß sie für das große Publicum genügend verständlich und brauchbar wären. Die Verfasser hatten meist Leute im Auge, die ihnen selbst glichen, gelehrte oder doch hochgebildete Leute, Menschen in unabhängigen

Vermögensverhältnissen, ohne drückende Sorgen und Kümmernisse. Für solche Patienten mögen ihre Recepte ganz gut sein. Aber was machen die Andern damit? Was nützt das vortrefflichste Recept dem, der es entweder nicht versteht, oder nicht im Stande ist, es anzuwenden? Er wird sich in der Lage jener Hungernden befinden, denen eine deutsche Fürstin, der man sagte, daß die Armen kein Brod zu essen hätten, die naive Frage entgegenhielt, warum sie keinen Kuchen äßen.

Ich habe mich in meinem Beitrag zur Diätetik der Seele von dem Fehler der Einseitigkeit möglichst freizuhalten und mein Buch allen Lebenskreisen anzupassen gesucht. Nicht für die Gelehrten habe ich dasselbe geschrieben; denn diese wissen in solchen Dingen ohnedieß Bescheid, obwohl sie in der Anwendung dieses Wissens sich nicht immer besonders stark erweisen. Nicht darum war es mir zu thun, bei den Feinschmeckern unter den Lesern durch geistreiche Aperçu's, scharf zugespitzte Antithesen und cynische Selbstbespiegelungen in der Manier Larochefoucauld's ein flüchtiges Ergötzen zu erregen. Mein Zweck ist ein ernster und ehrlich gemeinter; ein Buch für das Volk wollte ich schreiben, nicht zum Zeitvertreib, sondern zum Nutz und Frommen für Jedermann, der Lust und Muth hat, durch eine angemessene Diätetik der Seele körperlich und geistig gesund und dadurch des Lebens froh zu werden. Eine schwere Aufgabe für den Verfasser; denn es handelt sich dabei darum, mitten in das unstete, bewegliche Leben hineinzugreifen, das Flüchtige zum Stehen zu bringen und ihm seine Geheimnisse abzulauschen; es handelt sich

um Dinge, die durch lange Bekanntschaft den Reiz des Neuen für uns verloren haben, an die wir daher kaum mit der unbefangenen Leichtempfänglichkeit der Neugier herantreten können; es handelt sich darum, sich frei von dem Zwang philosophischer Systeme zu halten, die das lebendige Leben so gerne in das Prokrustesbett ihrer starren Kategorien spannen; es handelt sich um Dinge, die jedem Menschen nahe liegen, wo der Verfasser daher so viel Kritiker als Leser zu gewärtigen hat. Alle diese Schwierigkeiten haben mich von der ersten Ausgabe nicht abgehalten; sie hielten mich auch von dieser neuen, gänzlich umgearbeiteten, wesentlich vermehrten und, wie ich hoffe, verbesserten Ausgabe nicht zurück. Ich habe bei dieser den Titel geändert, theils weil Männer, auf deren Urtheil ich Werth lege, in dem früheren Titel (Kunst des Lebens froh zu werden) etwas Marktschreierisches haben sehen wollen, theils weil mein Standpunkt in der Sache, die ich verfechte, sich nicht unwesentlich geändert hat.

Es versteht sich von selbst, daß, wer sich in der Meinung, etwas Nützliches zu vollbringen, einer ernsten Aufgabe unterzieht, weder um Beifall buhlen, noch vor Tadel zurückschrecken darf. Der Arzt, der eine Medicin verschreibt, hat nicht danach zu fragen, ob diese schmeckt, sondern ob sie hilft. Wenn auch nur einige Betrübte Trost, einige Zagende Muth, einige Schwankende Sicherheit, einige Verzweifelnde Hoffnung, einige Lebenssatte neue Lebenslust aus meinem Buche schöpfen, so ist Alles erreicht, was ich hoffe und wünsche.

Wien, 1864. **Carl Stugau.**

Zweites Capitel.

Gesundheit.

Je rüstiger die physischen Kräfte, je einfacher die Bedürfnisse, je ausgebreiteter die körperlichen Fertigkeiten sind, desto mehr gewinnen auch die intellectuellen und moralischen Kräfte an Wirksamkeit und Ausdauer.

(Ein Weiser des Alterthums.)

Eine nothwendige Bedingung unserer Freude am Dasein ist ein gesunder und kräftiger Körper. Obwohl unsere Aufgabe die Diätetik der Seele zum Gegenstand hat, so dürfen wir doch die Diätetik des Leibes nicht ganz unberührt lassen.

Bei der innigen Wechselwirkung zwischen Leib und Seele leidet keiner der beiden Theile, ohne daß der andere mitleidet. Verzehrende Affecte und Leidenschaften, Kummer, Sorgen untergraben die Gesundheit des Leibes, wie Excesse in sinnlichen Genüssen, physische Schmerzen, Krankheiten die Heiterkeit der Seele trüben. Schon ein heftiges Zahnweh wirft alle unsere Philosophie über den Haufen, und Hämorrhoidal-Beschwerden können den von Natur frohsinnigsten Menschen in einen finsteren Melancholikus verwandeln. Dagegen befördert Heiterkeit und Frohsinn die Gesundheit des Leibes, wie Gesundheit des Leibes der Heiterkeit des Geistes Vorschub leistet, ja geradezu deren nothwendige physische Unterlage bildet.

Um die Gesundheit zu erhalten, können wir keinen besseren Rath geben als den: Lebe vernunftgemäß. Das ist die Quintessenz aller körperlichen wie geistigen Diätetik. Vernunftgemäß ist aber nur ein anderes Wort für naturgemäß.

Was naturgemäße Lebensweise heißt, das lehrt uns das Thier. Das Thier trinkt, wenn es durstig ist, frißt, wenn es hungrig ist, kühlt sich ab, wenn es das Bedürfniß nach Erfrischung fühlt, frißt nicht und ruht, wenn es krank ist. Freilich hat es das Thier auch leichter als der Mensch naturgemäß zu leben, denn es hat einen vortrefflichen Souffleur, den Instinct nämlich, der nichts Anderes ist als die Vernunft der Natur, die für es denkt und seinem Willen die rechte Richtung gibt. Der Mensch kann diesen Souffleur entbehren, denn erstlich kann er selbst denken, und zweitens gibt ihm die im thierischen Instinct sich kundgebende Weltvernunft einen Fingerzeig zur naturgemäßen Einrichtung seiner Lebensweise.

Wie wenig aber wird dieser Fingerzeig beachtet! Wie wenig machen wir von unserer eigenen Vernunft Gebrauch! Wie oft essen wir ohne Hunger, wie oft trinken wir ohne Durst! »Aber ich muß doch etwas essen,« hört man sagen. Als ob das Essen ein Pensum wäre, das man bei Strafe täglich zu gewissen Stunden auszuarbeiten hat! Man vergißt ganz, daß man sich nicht nährt von dem, was man ißt, sondern von dem, was man verdaut. Fühlt man keinen Appetit, so ist das ein untrügliches Zeichen, daß der Magen krank ist, sei es nun in Folge vorangegangener Unmäßigkeit, oder als mittelbare Folge eines anderen

Uebels, wodurch der Magen in Mitleidenschaft gezogen wurde. Man kann in diesem Falle nichts Besseres thun als warten, bis der Appetit sich wieder einstellt. Was würde man von Demjenigen halten, der seinem Esel, weil dieser unter einer Last, die seine Kräfte überstieg, zusammengebrochen ist, in der Absicht, ihm auf die Beine zu helfen, noch eine neue Last aufbürdete?

Noch weit häufiger als das Essen ohne Appetit ist das Trinken ohne Durst, und zwar nicht bloß, wo es sich um geistige Getränke handelt, sondern selbst beim Wasser. Seitdem **Prießnitz** die Wassercuren aufgebracht hat, wird mit dem Wasser ein ganz abergläubischer Mißbrauch getrieben. Es mag sein, daß fleißiges Wassertrinken in manchen Uebeln heilsam ist; wenn aber ein sonst gesunder Mensch, ohne besonderen Grund, blos um **noch** gesünder zu werden, das Wasser täglich maßweise trinkt, so wird man uns nimmermehr einreden können, daß das vernünftig, also zuträglich sei. Wendet man ein, daß es Menschen gibt, die bei solcher Lebensordnung sich ganz vortrefflich befinden, so erwidern wir, daß dieß nichts beweist; denn sie können sich eben so gut wohlbefinden **trotz** des Wassertrinkens, als **wegen** des Wassertrinkens.

Unsere Ansicht ist einfach diese: Entweder das kalte Wasser hat medicinische Eigenschaften, oder es hat keine. Hat es keine, so ist dessen Genuß über den Durst unnöthig; hat es welche, so muß es eben so gut einen gesunden Körper krank, als einen kranken Körper gesund machen können.

Ebenso verhält es sich mit dem Douschen, den nassen Leibgürteln, Sitzbädern rc. mitten im Winter. Wir sehen wohl, daß Thiere im hohen Sommer das kalte Wasser aufsuchen, um sich abzukühlen, niemals sieht man, daß sie das im Winter thun. Und warum sollte das Abkühlen, wenn kein Bedürfniß danach vorhanden ist, vernünftiger sein als das Essen, wenn man nicht hungrig, oder das Trinken, wenn man nicht durstig ist? Ist denn Wärme dem thierischen Leben nicht noch nothwendiger als Kälte? In der That hat man die Bemerkung gemacht, daß, seitdem der Mißbrauch mit dem kalten Wasser eingerissen ist, Gichtleiden und Kahlköpfigkeit auffallend überhand genommen haben.

Es ist seltsam, wie sehr die Wasser-Doctoren in ihren Systemen befangen sind. So erinnern wir uns, in einem Buch über Hydriatik, das sonst viel Vernünftiges enthält, die Bemerkung gelesen zu haben, es sei ein Vorurtheil zu wähnen, der Genuß von Wein, Bier und anderen geistigen Getränken sei nothwendig zur Erhaltung der Kraft. Der Löwe trinke nichts dergleichen und sei doch ganz leidlich bei Kräften. Das Argument läßt sich hören. Aber warum wandte es der gute Mann nicht auch auf das Wasser an? Der Löwe douscht nicht, nimmt keine Sitzbäder, hüllt sich nicht in nasse Laken, trinkt niemals Wasser über den Durst und ist dennoch »ganz leidlich bei Kräften«.

Nicht als wollten wir den Gebrauch des Wassers ganz verwerfen — im Gegentheil, wir halten das Wasser bei vielen Uebeln für ein ganz gutes Heilmittel — wir eifern nur gegen die Proceduren mit kaltem Wasser, wo keine Nothwendigkeit einer Cur vorhanden ist, also nicht gegen

den Gebrauch, wohl aber gegen den **Mißbrauch**. Wer gesund ist, sei zufrieden. Curen zu machen, um noch gesünder zu werden, ist unvernünftig. Denn die Gesundheit ist ein absoluter Zustand, der keiner Steigerung fähig ist. Man ist entweder gesund, oder man ist es nicht. Ist man es, so suche man dieses schöne Gleichgewicht der Lebensfunctionen zu erhalten. Daran rütteln, selbst in der besten Absicht es gut zu machen, ist bedenklich, denn man könnte leicht das Gleichgewicht stören.

Soll man also sich, soll man die Jugend nicht abhärten? Mit Maß und Ziel ja. Nur müssen Mittel und Zweck im Verhältniß stehen. Die Mittel, die man anwendet, um die Abhärtung zu erreichen, dürfen nie schlimmer sein, als das Uebel, das man damit abwenden will. Einige drastische Beispiele mögen unseren Gedanken erläutern.

Wäre es vernünftig, wenn ein Mensch, weil er möglicherweise früher oder später in die Lage kommen kann nichts zu essen zu haben, um sich im Voraus an diese Entbehrung zu gewöhnen, zeitweise mehrere Tage hungerte? Offenbar nein. Denn das Hungern lernt man noch immer früh genug, wenn die Noth einmal da ist. Ebenso gut könnte man hie und da bei Schnee und Regen auf freiem Feld campiren, weil Fälle denkbar sind, ja beim Militär nicht selten vorkommen, daß man kein anderes Obdach als den Himmel, keine Matratze als die bloße Erde hat. Am Ende könnten wir wie **Mithridates** uns auch im Vertragen des Giftes üben, weil möglicherweise einmal ein Vergiftungsversuch auf uns gemacht werden könnte.

Wir wollen damit der Verweichlichung keineswegs das Wort reden. Im Gegentheil, Verweichlichung ist uns, namentlich bei der männlichen Jugend, ein Gräuel. Wenn wir zum Beispiel schon bei mäßiger Kälte junge Leute von 18—20 Jahren in einen Plaid bis über die Nase gehüllt sehen, so möchten wir ausrufen: »Oh entartetes Geschlecht! Sind das die Nachkommen jener Germanen des Arminius, die den Varus schlugen?« Oder was soll man sagen, wenn eine Mutter ihren Buben, der einen Wald von Haaren auf dem Kopfe hat, nicht über den Hausgang gehen läßt, ohne daß dieser seine Mütze auf hat? Das ist sträfliche Verweichlichung. Wären die Vorsichtsmaßregeln, welche ängstliche Aeltern ihren Kindern unaufhörlich ans Herz legen, wirklich nothwendig, das Menschengeschlecht wäre längst zu Grunde gegangen.

Uebrigens ist allzu große Aengstlichkeit in Beziehung auf die Erhaltung der Gesundheit, abgesehen von der daraus sich ergebenden Verweichlichung, an sich schon ein Uebel, und ein Hinderniß des Lebens froh zu werden. Es ist zehnmal besser, gelegentlich einen Schnupfen zu bekommen, als beständig in der Angst zu schweben, man könne sich möglicherweise einen holen. Der Schnupfen ist ein vorübergehendes, die Angst davor ein permanentes Uebel. Es geht damit wie mit dem Mißtrauen: Besser ist es, hie und da betrogen zu werden, als beständig in der Besorgniß davor zu schweben.

Wir resumiren unsere körperliche Diätetik in dem Spruch: **Lebe vernunftgemäß, und du wirst so gesund sein, als du es deiner natürlichen Anlage nach sein kannst.**

Ein gesunder Körper hält, wie man zu sagen pflegt, dann und wann auch einen Puff aus. Deswegen keine Aengstlichkeit! Die gesündesten Menschen sind diejenigen, die an ihre Gesundheit am wenigsten denken. Wer bei jedem Schritt und Tritt, den er thut, denkt: »Wird mir das nicht schaden?« der ist auf dem besten Wege krank zu werden, und wäre es nur in der Einbildung. Damit uns die Gesundheit fromme, müssen wir ihr etwas zutrauen, und damit uns die Vernunft fromme, müssen wir den Muth haben, sie zu gebrauchen. Es gibt aber Leute, die im Autoritätsglauben so befangen sind, daß sie sich viel lieber durch das schwächste Licht Anderer, als durch das leiten lassen, das ihnen selbst leuchtet. Diesen wird die goldene Lebensregel: lebe vernunftgemäß, freilich wenig nützen, aber an diese Unselbstständigen sind diese Zeilen auch nicht gerichtet.

Bei dieser Gelegenheit können wir die Bemerkung nicht unterdrücken, daß keineswegs glänzende Geistesgaben dazu gehören, um vernünftig zu denken und zu handeln. Ein jeder Mensch hat, wofern er nicht blödsinnig ist, Alles was zum selbstständigen Denken gehört. Wenn er keinen Gebrauch davon macht, so ist theils Trägheit, theils Mangel an Selbstvertrauen daran Schuld. Man habe den Muth zu denken, und scheue die damit verbundene kleine Anstrengung nicht, und man wird finden, daß das Vernünftigsein keine Hexerei ist.

Wir können bei dieser Gelegenheit die Bemerkung nicht unterdrücken, daß leider unser gesammtes Schul-Bildungswesen weit mehr auf Anspeicherung des Gedächtnisses, als auf Anleitung zu selbstständigem Denken gerichtet

ist. Statt mancher ziemlich unnöthigen Dinge sollte in jeder, auch der niedersten Volksschule, das Nothwendigste über die Physiologie des Menschen und im Anschluß daran über Diätetik gelehrt werden. Denn was liegt dem Menschen näher als er selbst und seine Gesundheit? Man sage nicht, es mangle dazu an Zeit, und diese Dinge gingen über den Horizont der Schuljugend in den Elementarschulen. Zu nöthigen Dingen muß man Zeit zu finden wissen, auch verständlich kann man sich jedem vernünftigen Menschen machen, vorausgesetzt, daß man seines Gegenstandes vollständig Herr ist, und in die Anschauungswelt seiner Schüler herabzusteigen weiß.

Wir wollen nur ein Beispiel erwähnen.

Wenn ich einem Menschen, der keine physikalischen Vorkenntnisse besitzt, die Function der Lunge erklären soll, und ihm von Verbrennungs-Prozeß und Sauerstoff vorrede, so wird er mich freilich nicht verstehen, weil in der Anschauung des Naturmenschen der Begriff des Verbrennens mit der Erscheinung einer Flamme, eines Feuers so eng verbunden ist, daß er sich eines ohne das andere gar nicht denken kann. Wenn ich aber sage: die Lunge ist für die Luft das, was der Magen für Speisen und Getränke ist, so versteht er mich sicher; denn die Begriffe Nahrung, Magen, Verdauung sind auch dem Ungebildetsten so geläufig, daß jedes sich daranknüpfende Analogon ihm allsogleich einleuchtet. Auch alle daraus abgeleiteten Schlüsse wird er verstehen; z. B. wenn ich sage: Eine Oel-Lampe, wenn sie nicht verlöschen soll, bedarf von Zeit zu Zeit des Nachgusses von frischem Oel, ebenso bedarf das Leben zu seiner

Erhaltung, und der Leib, zum Ersatz der unbrauchbar gewordenen und durch den Schweiß und andere Ausscheidungen aus dem Körper entfernten Theile, frischer Zufuhr von außen. Und zwar müssen die Stoffe dreierlei Art sein: fest, flüssig und luftförmig. Zur Aufnahme der festen und flüssigen Nahrungsstoffe dient der Magen, zur Aufnahme der luftartigen die Lunge. Im Magen werden die Nahrungsstoffe so zubereitet, daß sie mit Hülfe anderer Organe des Körpers in Fleisch und Blut verwandelt werden können. Dieses Geschäft des Magens nennt man die Verdauung. In der Lunge geschieht Aehnliches mit der, bei jedem Athemzug in dieselbe aufgenommenen Luft. Die Lunge hat nämlich die Eigenschaft, den zum Leben nothwendigen Theil der Luft, den man Sauerstoff nennt, in das Blut aufzunehmen. Die Lunge verdaut also gleichsam die Luft, wie der Magen die Speisen und Getränke verdaut. Da nun aus den Nahrungsmitteln in ihrer dreifachen Gestalt unser Leib sich beständig erneuert und aufbaut, so ist es nicht gleichgültig, von welcher Art die Nahrungsmittel sind, welche wir genießen. Wie in anderen Dingen von der Güte des Materials die Schönheit und Dauerhaftigkeit dessen abhängt, was daraus verfertigt wird, so hängt auch von der Güte dessen, was wir genießen, die Gesundheit und Kraft unseres Körpers ab. Das Wort Güte ist jedoch hier nicht in dem Sinne zu verstehen, wie es, wenn von Speisen und Getränken die Rede ist, gewöhnlich genommen wird. Nahrungsmittel sind gut, wenn wir dieselben in unverdorbenem Zustand genießen, und wenn sie die zum Aufbau unseres Leibes erforderlichen Bestandtheile in genügender Menge

enthalten. Diese Eigenschaften können die einfachsten Nahrungsmittel haben. Daß die Speisen besonders künstlich zubereitet seien, ist kein nothwendiges Erforderniß, denn sonst müßten die reichen und vornehmen Leute die gesündesten und kräftigsten sein, was keineswegs der Fall ist. Wenn man von Menschen hört, die ein sehr hohes Alter erreichten, so findet man bei näherer Erkundigung nach ihrer Lebensweise, daß es Menschen waren, die zwar keinen Mangel litten, aber doch sehr einfach und mäßig lebten. Nicht als ob wohlschmeckende Speisen und Getränke, wie die reichen Leute sie genießen, an sich schädlich wären — hüten wir uns, wenn auch in guter Absicht, Irrthümer zu verbreiten — die Gefahr liegt darin, daß wir bei Genuß von sehr wohlschmeckenden Speisen und Getränken leichter verleitet werden, das weise Gebot der Mäßigkeit zu überschreiten. Mäßigkeit aber ist das erste und wichtigste Gebot der Gesundheitslehre.

Die Gesundheit beruht, wie schon erwähnt, auf dem Gleichgewicht der Lebensfunctionen, und dieses wieder vorzugsweise auf einem richtigen Verhältniß zwischen den Einnahmen und Ausgaben des Körpers. Die Ausgaben bestehen in dem durch Arbeit und Ausscheidungen erlittenen Kraft- und Säfteverlust; die Einnahmen in Ruhe und im Genuß von Nahrungsmitteln. Das Gleichgewicht der Lebensfunctionen wird gestört, sobald das richtige Verhältniß zwischen Ausgaben und Einnahmen gestört wird. Gibt der Körper mehr aus, als er einnimmt, so muß früher oder später Erschöpfung eintreten. Nimmt er mehr ein, als er

ausgibt, so sind Verdauungsbeschwerden und Vollsäftigkeit die Folgen davon.

Die Ausscheidung der durch den Lebensproceß unbrauchbar gewordenen Theile unseres Körpers wird befördert durch angemessene Bewegung. Ungenügende körperliche Bewegung bei allzu reichlicher Nahrung ist der Gesundheit eben so nachtheilig, als übermäßige Anstrengung bei ungenügender Nahrung. Das Letztere zu vermeiden liegt leider nicht immer in der Willkür des Einzelnen. Es hängt dieß mit einer gesellschaftlichen Frage von höchster Wichtigkeit zusammen, mit deren Erörterung wir uns hier nicht befassen können, der Frage nämlich, wie nach Möglichkeit der Pauperismus beseitigt werden kann. Denn nicht freie Wahl, sondern die Noth zwingt den Menschen in der Regel zu übermenschlicher Arbeit, ohne daß er, des reichen Kindersegens oder anderer Verhältnisse wegen, sich dabei die entsprechende Nahrung gönnen kann. Dagegen liegt es vollkommen in der Willkür der wohlhabenden Classen, Ueberfülle der Säfte und die daraus entstehenden Krankheiten zu verhüten. Mäßig sein kann Jeder, der festen Willen dazu hat. Auch so viel körperliche Bewegung, als zur Erhaltung der Gesundheit nothwendig ist, kann sich Jeder verschaffen.

Ein ganz vortreffliches Vorbeugemittel gegen eine Menge von Uebeln, selbst psychischer Natur sind zweckmäßig geleitete Turnübungen. Namentlich Menschen, deren Beruf eine vorzugsweise sitzende Lebensart mit sich bringt, thun wohl, fleißig zu turnen. Ein eifriger Turner hat noch niemals Hämorrhoiden, Wassersucht, Stuhlbeschwerden 2c.

gehabt. Auch Schwimmen, Reiten, Kegel- und Billardspielen, Ballschlagen, Jagen ꝛc. thun vortreffliche Dienste. Denn alle derartigen körperlichen Bewegungen befördern den Kreislauf des Blutes, und damit die Ausstoßung der unbrauchbar gewordenen Körpertheile und deren Wiederersatz durch neue. Auf einem geordneten Stoffwechsel beruht aber ganz wesentlich die Erhaltung der Gesundheit.

Wir haben gesagt, daß es nicht gleichgültig sei, von welcher Beschaffenheit die Speisen und Getränke sind, die wir zu uns nehmen. Noch wichtiger sind die luftartigen Stoffe, welche wir zur Unterhaltung des Lebens in uns aufnehmen. Denn essen und trinken thun wir nur einigemal des Tages, das Einsaugen der Luft hingegen geschieht mit jedem Athemzug und erleidet nicht einmal im Schlaf eine Unterbrechung. Ja so überaus nothwendig ist die ununterbrochene Zufuhr des in der Luft enthaltenen Sauerstoffes unserem Leben, daß wir nicht zehn Minuten dessen entbehren können, ohne daß das Leben ernstlich gefährdet wird.

Welche Gifte in der Luft enthalten sein können, beweisen unter anderem die gefährlichen Fieber, denen die Bewohner sumpfiger Gegenden ausgesetzt sind. Auch feuchte Wohnungen schwängern die Luft mit subtilen Giften; ja der Mensch selbst ist eine Giftquelle, denn die beim Ausathmen aus der Lunge ausgestoßene Kohlensäure ist ein Gift. Deshalb ist der Aufenthalt in feuchten und engen Wohnungen der Gesundheit nachtheilig. Freilich sind die Armen, namentlich in großen Städten, wo Raum, Licht und Luft theuer sind, nicht in der Lage, ihre Wohnungen

nach den Geboten der Gesundheitslehre zu wählen; was sie aber thun können, das ist, enge Stuben rein zu halten und fleißig zu lüften, womit immerhin einigermaßen geholfen ist. Wessen Verhältnisse weniger beschränkt sind, der spare, wenn es nicht anders geht, lieber an Essen, Trinken, Vergnügungen und Putz, als daß er sich eine trockene, luftige und geräumige Wohnung versagte. Namentlich sei das Schlafzimmer geräumig, denn in den Räumen, worin wir uns bei Tage aufhalten, wird eine Lufterneuerung schon durch das Hin- und Hergehen, durch das Oeffnen und Schließen der Thüren, und im Winter durch die Heizung herbeigeführt. Bei Nacht fallen diese Luft-Erneuerungsmittel hinweg, wir sind somit während dieser Zeit auf die Luft beschränkt, die das Schlafzimmer faßt, und die nur eine geringe Erneuerung durch die wenige frische Luft erfährt, welche durch die Fensterritzen eindringt. Wie ungenügend dieß ist, darüber belehren uns unsere Geruchsorgane, wenn wir des Morgens in ein Schlafzimmer treten. Sonderbarerweise herrscht nun aber selbst in wohlhabenden Familien die üble Sitte, zu Schlafstuben gerade die kleinsten Zimmer zu wählen. Auch hier müssen wir an die Vernunft appelliren, indem wir fragen: Ist es vernunftgemäß, denjenigen Theil unserer Wohnungen, wo wir, Krankheitsfälle ungerechnet, beiläufig den dritten Theil unserer Lebenszeit zubringen, als eine Art von Aschenbrödel behandeln? Warum cassirt man nicht lieber die unnöthigen Prunkzimmer, die meist unbewohnt sind und so oft nur als Möbelmagazine oder Auslagekästen, für Silbergeschirr, für Sopha und Sessel dienen, auf die sich niemand zu

setzen getraut? Weshalb den schönsten Theil unserer Wohnungen unbenützt lassen? Wer uns besucht, wird ja wohl wegen uns selbst, und nicht unserer Möbel wegen kommen; und wem der Empfang im Wohnzimmer nicht behagt, der möge lieber wegbleiben.

Was soll man aber machen, wenn man trotz aller vernünftigen Lebensweise dennoch krank wird?

Dann gehe man zu einem tüchtigen Arzt und nicht zu einem Quacksalber. Nur dort haben wir die größte Wahrscheinlichkeit guten Rath zu erhalten; nur dem können wir das nöthige Vertrauen entgegenbringen, was schon halbe Hülfe ist. Gehen wir doch auch, wenn wir einen schwierigen Rechtsstreit auszufechten haben, zu einem geschickten Advocaten und nicht zu einem Winkelschreiber. Ist der Proceß, den der Arzt für unsere Gesundheit zu führen hat, etwa von geringerer Wichtigkeit, als der Proceß unseres Advocaten für Wiese oder Acker oder eine schwer einbringliche Schuld?

Wohl gibt es auch Menschen — und das sind gerade diejenigen, die sich für starke Geister halten — die, weil es vorkommt, daß selbst Aerzte von Ruf sich bisweilen irren, das Kind mit dem Bade ausschütten, indem sie sagen: »Die Aerzte wissen alle nichts; in das Innere meines Leibes kann keiner sehen; für den Tod ist kein Kraut gewachsen; ob ich mit oder ohne Arzt sterbe, ist am Ende einerlei, sterben muß ich doch, ich behelfe mich mit Hausmitteln.«

Wir glauben nicht, daß das vernünftig urtheilen heißt. Es wäre traurig, wenn alle Mühen von Männern,

welche sich die Erforschung der Natur der Krankheiten und ihrer Heilmittel zur Lebensaufgabe gemacht, wenn alle ihre Studien, alle am Krankenbette gemachten Erfahrungen umsonst wären. Dann ist die Wissenschaft überhaupt eeres Stroh, das gedroschen wird, und Alle, die sich damit lbefassen, sind Thoren oder Betrüger. Wahr ist es allerdings, daß alle Menschen, trotz Arzneiwissenschaft und trotz der geschicktesten Aerzte, einmal sterben müssen, daß die letzteren keine Wunder wirken und einer gänzlich zerstörten Lebenskraft kein neues Leben einhauchen können. So etwas wird aber auch ein vernünftiger Mensch nicht von ihnen verlangen. Daß die Fortschritte der Arzneiwissenschaft wirklich auf die Gesundheitsverhältnisse einen günstigen Einfluß gehabt haben, läßt sich ziffermäßig durch die Mortalitäts-Tabellen nachweisen. Wir ersehen aus sorgfältigen Vergleichungen der Sterblichkeitsverhältnisse in früheren Zeiten mit denen in der Jetztzeit, daß die mittlere Lebensdauer der Menschen in stetigem Zunehmen begriffen ist. Diese Thatsache gibt einen Fingerzeig, was wir billigerweise von unseren Aerzten erwarten können: **daß sie uns unser Leben verlängern helfen.** Das Meiste können wir übrigens durch eine angemessene Lebensweise selbst thun. Die Gesundheit gleicht einem Kleidungsstück. Wer schonend damit umgeht, kann es lange in gutem Stand erhalten; wer es nicht thut, wird bald damit fertig sein.

Noch müssen wir ein paar Worte über die sogenannten **Haus-** und sympathetischen Mittel sprechen, womit Viele sich zu helfen suchen.

Was zunächst die Hausmittel betrifft, so mögen

manche darunter ganz geeignet sein, gewissen Uebeln Einhalt zu thun. Allein viele derselben rühren lediglich von Quacksalbern her und sind entweder an sich und unter allen Umständen schädlich, oder sie sind nur darum schädlich, weil sie der körperlichen Beschaffenheit Dessen, dem sie helfen sollen, nicht angemessen sind. Man denke z. B., daß ein Mittel, das einem robusten Arbeiter oder Landbewohner zu helfen bestimmt ist, einem zarten, schwächlichen Frauenzimmer, einem Kinde oder einem hinfälligen Greise gegeben wird. Die Wirkung auf eines der letzteren kann unmöglich dieselbe sein, als die auf den ersteren. Dazu kommt noch, daß dieses oder jenes bestimmte Uebel mit andern Uebeln complicirt sein kann, so daß, indem man dem einen Uebel abzuhelfen sucht, das andere gesteigert wird. Ferner ist es überhaupt sehr schwer, die Natur, den Sitz und die Ursache einer beginnenden Krankheit zu erkennen. Irren sich in dieser Erkenntniß selbst vielerfahrene Aerzte bisweilen, um wie viel mehr Laien! Findet nun ein solcher Irrthum bei Anwendung von Hausmitteln wirklich Statt, kommt oder kommen gar noch einer oder mehrere der vorhin erwähnten Umstände hinzu, so darf man sich nicht wundern, wenn oft die verderblichsten Folgen daraus entstehen. Es bleibt daher die Anwendung von Hausmitteln ohne ärztlichen Beirath immer bedenklich. Wer die Kosten für Doctor und Apotheker scheut, thut weit besser daran, sich des Medicinirens auf eigene Faust ganz zu enthalten, sich auf Diät und Ruhe zu beschränken und der Natur die Sorge zu überlassen, das gestörte Gleichgewicht der Lebensfunctionen wiederherzu-

stellen. Dabei läuft er mindestens nicht Gefahr, etwas zu verderben.

Die sogenannten **sympathetischen Curen** sind in den meisten Fällen in Ansehung ihrer physischen Wirkungen ziemlich harmlos; d. h. wenn sie nicht nützen, schaden sie auch nicht, und das ist das Beste, was man von ihnen sagen kann. Verwerflich sind sie hauptsächlich deshalb, weil sie dem Aberglauben Vorschub leisten. Hätte uns nicht der vor einem Jahrzehnt grassirende Schwindel der Tischrückerei und Geisterklopferei ein so auffallendes Exempel vor Augen geführt, wie weit selbst bei sonst gescheidten Leuten die Leichtgläubigkeit gehen kann, so würde es kaum nöthig scheinen, in unserer Zeit der Aufklärung auch nur ein Wort über sympathetische Curen zu verlieren.

Wir wissen doch aus täglicher Erfahrung, daß keine Wirkung ohne entsprechende Ursache eintritt, und daß zwischen dem Wirkenden und dem Gewirkten ein enger und nothwendiger Zusammenhang stattfindet. In welchem Zusammenhang soll nun aber z. B. das Vergraben eines Büschels Haare unter die Dachtraufe, das Versenken eines gesottenen Eies in einen Ameisenhaufen, das Aufspießen eines nackten Schnecken auf einen Dorn, das Hintersichwerfen eines ausgerissenen Zahnes, das Hersagen gewisser Sprüche rc. mit dem Verlaufe unseres leiblichen Lebens stehen? Wenn behauptet wird, daß dieses oder jenes sympathetische Mittel Diesem oder Jenem wirklich geholfen habe, so muß dagegen bemerkt werden, daß dieß nur dann etwas beweisen würde, wenn nachgewiesen werden könnte, daß die Heilung des Uebels gerade durch das sympathetische

Mittel und nicht durch irgend ein anderes, bewußt oder unbewußt genossenes, oder durch den natürlichen Gang des Lebensprocesses, oder durch die psychische Einwirkung der Einbildung und eines kräftigen Glaubens erfolgt ist. So lange dieser Nachweis nicht geliefert ist — und er läßt sich nicht liefern — so lange wird und muß jeder Mensch, der auf Intelligenz Anspruch macht, die Anwendung von sympathetischen Mitteln unbedingt verwerfen. Familienhäupter müssen dieß schon aus pädagogischen Gründen thun, denn ein in den Kreis unserer Vorstellungen aufgenommener unbegründeter Glaube zeugt, bei der vielfachen Verknüpfung der Vorstellungen unter sich, neue Irrthümer und bringt Verwirrung in unser Denken überhaupt, gleichwie beim Rechnen ein kleiner Fehler, der sich irgendwo einschleicht, durch eine ganze Reihe von Operationen sich hindurchspinnen und durch Complicationen mit anderen Factoren zu den kolossalsten Irrthümern führen kann.

Entschieden warnen müssen wir endlich vor dem Lesen medicinischer Bücher. Solche Lecture ist für Denjenigen, dem das Studium der Arzneiwissenschaft nicht Beruf ist, mehr schädlich als nützlich. Es macht allzu ängstlich auf die Gesundheit, nährt uns mit hypochondrischen Grillen und kann uns bei lebhafter Einbildungskraft sogar förmlich krank machen. Die Geschichte der Arzneiwissenschaft liefert auffallende Belege hiezu, die so bekannt sind, daß wir sie nicht wiederholen wollen.

Wir gehen nun zu unserer eigentlichen Aufgabe: Der Diätetik der Seele, über.

Drittes Capitel.

Die natürlichen Triebe.

N'est-il pas cruel qu'on sache presque tout excepté ce qu'il y a à savoir: L'histoire des plantes, des animaux, des astres et du monde, et point celle de l'homme!
(Le Prince de Ligne.)

Allem was lebt, wohnt der Trieb inne, im Leben zu verharren. Wir nennen dieß Bestreben **Erhaltungstrieb.** Das Leben aber ist an gewisse, von den allgemeinen Naturgesetzen abhängige Bedingungen gebunden, ohne deren Erfüllung es nicht fortbestehen könnte. Damit wir nun nichts thun, was diesen Bedingungen entgegen, und nichts unterlassen, was denselben gemäß ist, hat uns die Natur die Gefühle von Lust und Schmerz und den Trieb gegeben, die Lust aufzusuchen, den Schmerz aber zu fliehen. Würden wir z. B. nicht hungern, dürsten, frieren, und wäre das Hungern, Dürsten, Frieren nicht mit Unlust, das Befriedigen dieser Bedürfnisse hingegen mit Lust verbunden, so würden wir vermöge der uns inwohnenden Trägheit weder essen, trinken, uns wärmen, noch würden wir diejenigen Handlungen vornehmen, die nothwendig sind, damit wir uns Essen, Trinken, Wärmemittel ꝛc. verschaffen können.

Alle natürlichen oder vielmehr alle sinnlichen Triebe dienen entweder unserer Selbsterhaltung oder der Fortdauer unseres Geschlechts. Mit dem physischen Dasein allein kann es aber nicht abgethan sein. Denn handelte es sich bloß darum, Stoffe in uns aufzunehmen und, wenn verbraucht, wieder von uns zu stoßen; wären wir bloß dazu bestimmt, dem irdischen Stoffwechsel zu dienen, so brauchte es kein so complicirtes Wesen, wie es der Mensch ist: ein Elephant, ja ein mäßig großer Baum diente diesem Zweck kräftiger. Das menschliche Dasein muß daher einen reicheren Inhalt haben, muß höheren Zwecken dienen. In der That führt uns schon ein flüchtiges Nachdenken zur Erkenntniß, daß unser leibliches Dasein nur die nothwendige Unterlage eines erhabeneren Daseins ist, ein Mittel, das Geistige in uns mit der Stoffwelt in Verkehr zu setzen, die Erscheinungen dieser Welt in uns aufzunehmen, zu verarbeiten und auf entsprechende Weise auf dieselbe zurückzuwirken.

Sehen wir von unserem leiblichen Leben ab, und wenden wir unseren Blick auf den geheimnißvollen Mittelpunkt unseres Innern, den wir das Ich nennen, so bemerken wir, daß dieses Ich zu verschiedenen Zeiten auf verschiedene Weise thätig ist oder leidet. Diese Zustände unseres Innern bezeichnen wir mit allerlei besonderen Namen, wie: Empfinden, Begreifen, Urtheilen, Begehren, Wünschen, Sehnen, Hoffen, Fürchten, Sorgen, Lieben, Hassen ꝛc. Sehen wir näher zu, ob diese verschiedenen Zustände nicht unter sich gewisse gemeinsame Merkmale haben, so finden wir, daß dieß in der That der Fall ist, und wir

können sie unter drei große Hauptrubriken bringen, nämlich: **Denken. Fühlen, Wollen.**

Wie ist aber diese merkwürdige Dreiheit mit der Natur des Geistes, den wir uns als untrennbare Einheit denken müssen, in Einklang zu bringen? Am besten vielleicht durch ein sinnliches Bild, indem wir das geistige Leben etwa mit einer Flamme vergleichen. An einer solchen unterscheiden wir ebenfalls dreierlei: Licht, Wärme, Bewegung. Die Intelligenz ist das Licht, das Gefühl die Wärme, der Wille die Bewegung. Dieser Vergleich schließt sich auch eng an den Sprachgebrauch an, denn wir sprechen von der Wärme der Gefühle, von der Glut der Empfindungen; wir sprechen von einem hellen Kopf, um damit einen gescheidten Menschen zu bezeichnen; wir sprechen von Aufklärung, sein Licht leuchten lassen, sein Licht nicht unter den Scheffel stellen 2c. Wer die Analogien weiter verfolgen will, der wird sich überzeugen, daß nicht bloß die einfacheren, sondern auch viele der complicirteren Erscheinungen des Seelenlebens sich am besten durch das Bild einer Flamme versinnlichen lassen.

Was ist denn nun aber die **Seele** ihrer Wesenheit nach? Darüber liegen die Naturforscher und Philosophen seit Jahrtausenden im Streite. Das Resultat dieses Streites ist bis zu dieser Stunde kein anderes als das, daß wir wohl wissen, was die Seele **thut** oder **leidet**, nicht aber was sie **ist**. Das letztere kümmert uns vorläufig nicht. Wir sagen **vorläufig**, weil wir an einem andern Orte insofern davon zu reden haben werden, als die Anschauung von dem, was

die Seele ist, auf unsere Freude oder Unlust am Dasein einen unleugbaren Einfluß hat.

Unter den verschiedenen Zuständen der Seele finden wir bei näherer Untersuchung solche, die unserer Natur angemessen sind, die unser Ich gleichsam erhöhen, erweitern, befreien, beleben, und andere, die unserer Natur widersprechen, die uns gleichsam erniedrigen, einschränken, fesseln, lähmen; die ersteren nennen wir je nach Umständen Lust, Freude, Hoffnung, Bewunderung, Entzücken; die andern Schmerz, Trauer, Furcht, Angst, Entrüstung, Schreck, Scham, Verlegenheit 2c. Alles was in die eine Kategorie gehört, nennen wir **angenehm**; Alles was in die andere Kategorie gehört, **unangenehm**. Es gehört zum Wesen unserer Natur, daß wir uns mit fast unwiderstehlicher Macht zum Angenehmen hingezogen, von dem Unangenehmen mit nicht minderer Macht abgestoßen fühlen. Diese Einrichtung unserer Natur, das Angenehme lieben und aufsuchen, das Unangenehme hassen und fliehen zu müssen, können wir mit einem Worte den **Glückseligkeitstrieb** nennen. Dieser Trieb ist so mächtig, daß er selbst den so mächtigen Selbsterhaltungstrieb überwiegt. Dies sehen wir an den Selbstmördern, die lieber dem Dasein, als dem entsagen, was sie für ihr Glück halten.

Wie in der Sphäre der Sinnlichkeit nur die Lust- und Schmerzempfindungen für unser leibliches Leben von entscheidender Wichtigkeit sind, so sind in der Sphäre des geistigen Lebens nur diejenigen Vorstellungen von entscheidender Wichtigkeit für unser Lebensglück, die ihrer Natur nach angenehm oder unangenehm sind. Zur größeren

Verdeutlichung mögen einige Beispiele dienen. Der Anblick eines Hauses oder Baumes, das Geräusch eines knisternden Feuers oder einer sumsenden Biene, die Tastwahrnehmung einer rauhen oder glatten, feuchten oder trockenen Fläche ist an sich weder angenehm noch unangenehm; dagegen ist das Löschen eines brennenden Durstes durch ein kühlendes Getränke entschieden angenehm, ein heftiger Schlag oder Stoß mit einem harten Körper entschieden unangenehm. In beiden Fällen handelt es sich um Sinneseindrücke. Die eine Classe von Sinneseindrücken verhält sich indifferent zu unserer Fähigkeit, Schmerz und Lust zu empfinden, die andere dagegen erregt direct Schmerz oder Lust. Wir sagen **direct**, weil jene Sinneseindrücke, die bloß dazu dienen, unserem Geiste Stoff zur Gedankenarbeit zu liefern, **indirect**, durch Combination von Vorstellungen, ästhetische, sittliche und intellectuelle Schmerz- und Lustgefühle erregen können. So ist der Anblick des blauen Himmelsgewölbes als bloßer Sinneseindruck weder angenehm noch unangenehm; verknüpft sich aber damit die Vorstellung des unendlichen Raumes, der dahinter liegt, und der zahllosen Weltkörper, die darin in unermeßlichen Fernen nach unwandelbaren Gesetzen ihre Bahnen beschreiben, so wirkt der Anblick dieses Himmels erhebend, also angenehm auf mein Gemüth.

Wie es in der Sphäre des sinnlichen Lebens angenehme, unangenehme und indifferente **Empfindungen** gibt, so gibt es auch in der Sphäre des geistigen Lebens angenehme, unangenehme und indifferente **Gefühle**.

Mit den indifferenten Zuständen des Seelenlebens werden wir uns vorläufig nicht befassen, sondern nur mit denen, welche direct angenehm oder unangenehm sind, die somit ein entschiedenes Begehren oder Verabscheuen zur Folge haben. Jene Sphäre unseres geistigen Lebens, welche unsere Lust und Schmerzgefühle, unser Lieben und Hassen, unser Begehren und Verabscheuen umfaßt, bezeichnen wir mit dem Worte **Gemüth**. Wir schließen also das Verstandesgebiet von dem Kreis unserer Betrachtungen aus, weil es an unserem Lebensglück nur einen mittelbaren und entfernten Antheil hat.

Den wichtigsten Einfluß auf die Harmonie unserer geistigen Functionen, somit auf unsere Freude oder Unlust am Dasein, haben jene Seelenzustände, die man unter den Wörtern Affecte und **Leidenschaften** begreift; wir werden sie deshalb ausführlicher erörtern.

Viertes Kapitel.

Die Leidenschaften.

Les passions sont dans le moral ce que dans le physique est le mouvement; il crée, il anéantit, conserve, anime tout, et sans lui tout est mort; ce sont elles aussi qui vivifient le monde moral.

(Helvetius.)

Wenn heute ein Wort erfunden werden sollte, um jenen Seelenzustand zu bezeichnen, den wir unter dem Worte Leidenschaft verstehen, es wäre kaum möglich, in dem reichen Wörterschatz der deutschen Sprache ein Wort zu finden, das den Begriff besser bezeichnete; denn wir leiden dabei in mehr als **einem** Sinne.

Wir verhalten uns leidend, insofern unsere höhern Seelenvermögen in diesem Zustande mehr oder weniger unter der Herrschaft blinder Triebe stehen, somit diesen gegenüber **passiv** sind. Wir leiden auch mittelbar und im gewöhnlichen Sinne des Wortes, insofern die Leidenschaften fast ausnahmslos mit Leiden verknüpft sind, oder Leiden im Gefolge haben. Saphir definirte einst mit Anwendung eines Wortspiels die Eifersucht als **eine Leidenschaft, die mit Eifer sucht, was Leiden schafft.** Mit entsprechenden Modificationen läßt sich diese Erklärung auf alle

Leidenschaften anwenden. Bei allen scheint ein dunkles Verhängniß uns zu treiben, daß wir emsig suchen, was uns Leiden bringt.

Und doch, wenn wir näher zusehen, so finden wir, daß alle Leidenschaften unser wirkliches oder vermeintliches Glück zum Gegenstand haben. Weshalb strebt der Liebende so leidenschaftlich nach dem Besitz der Geliebten, der Ehrgeizige nach Ehren, der Habsüchtige nach Reichthum? — Weil ihm das Erstrebte zu seinem Glücke nothwendig scheint.

Aber nicht der **Besitz** des Erstrebten allein ist es, was den Leidenschaftlichen beglückt, das **Erstreben selbst** ist ihm Genuß. Gebt, sagt Pascal, einem leidenschaftlichen Jäger, ehe er auf die Jagd geht, den Hasen, den er **vielleicht** des Abends nach Hause bringen würde, vor dem Beginne der Jagd, mit der Bedingung, daß er nun zu Hause bleiben und sich die Mühe des Jagens ersparen solle: glaubt ihr, er werde auf diesen Handel eingehen? Gewiß nicht. Er wird lieber allen Strapazen der Jagd sich unterziehen, auf die Gefahr hin, des Abends vielleicht **ohne** Hasen heimzukehren, als daß er der Lust zu jagen entsagte. Aehnlich geht es jedem Leidenschaftlichen, gleichviel was der Gegenstand seiner Leidenschaft sei. Erworbenes Vermögen ist uns lieber, als ererbtes; erstrebte Würden haben größeren Werth für uns, als angeborne; eine Wahrheit, die wir selbst entdecken, freut uns mehr als eine solche, die wir fertig in einem Buche finden, oder die wir vom Katheder hören. Es ist zur richtigen Beurtheilung der menschlichen Bestrebungen von Wichtigkeit, daß man diese Thatsache

nie aus dem Auge verliere. Wie oft hört man aber Reden wie die folgenden:

Ich begreife diesen Menschen nicht, er hat Ruhm, er hat Ehren, er hat Titel, und immer trachtet er nach mehr; oder von einem andern: Wie mag ein Rothschild, ein Sina, ein Pereire &c., die des Reichthums in Hülle und Fülle haben, sich mit ferneren Speculationen abmühen? An ihrer Stelle würde ich mich zur Ruhe setzen, meine Reichthümer in Frieden genießen und das Geldmachen Andern überlassen. Wer so spricht, kennt die menschliche Natur sehr schlecht, sonst müßte er wissen, daß für den Gourmand nicht das Sattsein, sondern das Essen selbst Genuß ist.

Dieß führt uns auf ein neues Merkmal der Leidenschaften, nämlich daß allen gewisse individuelle Kräfte, Talente, Anlagen zu Grunde liegen, die nach Entfaltung streben. Und zwar steht in der Regel Art und Maß unserer Leidenschaften in nahezu directem Verhältniß zu dem Maße der Fähigkeiten, welches erforderlich ist, um das, was unserer Leidenschaft als Ziel vorschwebt, zu erreichen. Es trachtet nicht leicht Jemand nach dem Ruhme ein zweiter Raphael zu werden, der nicht das Zeug zu einem tüchtigen Maler in sich hat; nicht leicht Jemand nach einem Minister-Portefeuille, der nicht einigermaßen von dem Stoffe ist, aus dem die Minister hervorgehen; nicht leicht Jemand nach dem Marschallstab, der nicht wenigstens zum General geboren ist. *)

Mit der Natur steht der Genius im ewigen Bunde,
Was der eine verspricht, leistet der andere gewiß. (Schiller.)

*) On ne peut désirer avec violence que ce qu'il est possible d'obtenir, c'est pourquoi les passions impétueuses ne manquent jamais d'occasions pour se développer. (Fr. v. Genlis.)

Shaftesbury hat daher Recht, wenn er sagt, daß eine große Leidenschaft nur in einer großen Seele wohnen könne.

Sind Leidenschaften wirklich ihrem Ursprunge nach latente Kräfte, die einen Ausweg suchen, so muß, je größer die Spannung dieser Kräfte, der Ausbruch desto gewaltiger sein. Und zwar darf man nicht bloß an geistige Kräfte allein denken. Die Stärke unserer Leidenschaften steht in einem geraden Verhältniß zur Stärke unserer Vitalität überhaupt, nicht bloß bei den Leidenschaften, die dem Gebiete der Sinnlichkeit ausschließlich angehören, sondern auch bei den andern. Das ist jedoch nicht so zu verstehen, als ob ein Mensch, der z. B. ungewöhnlich stark und gesund ist, deswegen stärkere Leidenschaften haben müsse als ein Mensch von schwächlichem Körperbau. Die Erfahrung bestätigt dieß wenigstens nicht. Man trifft häufig in einem kleinen, unansehnlichen, selbst kränklichen Körper die unbändigsten Leidenschaften, und in Menschen von herkulischer Kraft unglaubliche Apathie. Hingegen haben auf Art und Maß unserer Leidenschaften die **Temperamente** den entschiedensten Einfluß. Bei dem Sanguiniker ist die herrschende Leidenschaft meist Genußsucht, bei dem Choleriker Herrschsucht, bei dem Melancholiker Selbstquälerei, bei dem Phlegmatiker Trägheit.

Wie die Temperamente auf die Leidenschaften, so haben die Leidenschaften auf die Entwickelung der geistigen Fähigkeiten Einfluß. »Die Gegenstände, welche der Zufall und die Erziehung in unserem Gedächtnisse anhäufen, sind zwar der Urstoff des Geistes; aber dieser Stoff bleibt todt und wirkungslos bis zum Augenblick, wo die Leidenschaften

sie in Gährung bringen. Dann erzeugt dieselbe eine neue Verbindung von Begriffen, denen man den Namen Genie, Geist und Gefühl gibt.« *) An einer andern Stelle **) sagt Helvetius, dem wir den eben citirten Ausspruch entlehnen, die Leidenschaften vermöchten sogar oft aus einem Dummkopf einen Mann von Geist zu machen. Ist dieß auch offenbar zu weit gegangen, so läßt sich so viel wenigstens nicht in Abrede ziehen, daß die Leidenschaften unsere geistigen Fähigkeiten zu ungemeinen Leistungen anzuspornen vermögen. Daher darf man sich nicht wundern, wenn Menschen von ursprünglich mittelmäßig geistiger Begabung es oft im Leben weiter bringen, als Leute, die an Kenntnissen, an Geist weit über ihnen stehen. Der eine sammelt eben mit der Einseitigkeit und Ausschließlichkeit, welche

---

*) Les objets que le hasard et l'éducation placent dans notre mémoire, sont à la vérité la matière première de l'esprit; mais cette matière y reste morte et sans action jusqu'au moment où les passions les mettent en fermentation. C'est alors qu'elle produit un assemblage nouveau d'idées, auxquels on donne le nom de génie, d'esprit ou de sentiment.

**) Ce sont les causes morales qui nous donnent l'explication de tous les divers phénomènes de l'esprit et qui nous apprennent que, semblable aux parties du feu, qui renfermées dans la poudre, y restent sans action, si nulle étincelle ne les développe, l'esprit reste sans action s' il n'est mis en mouvement par les passions; que ce sont les passions qui, d'un stupide, font souvent un homme d'esprit.

heftigen Leidenschaften eigen ist, sein kleines Licht auf einen Punkt, und erzielt damit große Wirkungen, was der andere, dessen Licht auch nach andern Seiten strahlt, nicht thut.

In der Einseitigkeit der Leidenschaften liegt auch der Keim und der Anlaß zu den Leiden, die sie uns bringen. Denn, indem wir ausschließlich nur diejenige Seite der Dinge in's Auge fassen, die unserer Leidenschaft förderlich ist, vernachlässigen wir alle übrigen, wodurch nicht bloß unser Urtheil beeinträchtigt, sondern auch Handlungen herbeigeführt werden, die unseren wahren Interessen entschieden entgegen sind, die somit früher oder später uns Leiden bringen müssen. Wir können täglich im Leben die Erfahrung machen, wie schwer es ist, einen Leidenschaftlichen durch Gründe zu überzeugen; so scharfsichtig er für das ist, was in der Gesichtslinie seiner Leidenschaft liegt, so blind ist er für das, was außerhalb liegt. Man könnte daher mit vollem Recht das bekannte Dictum: »Mit der Dummheit kämpfen Götter selbst vergebens,« auch auf die Leidenschaft anwenden.

Die Leidenschaften werden uns indessen nicht bloß dadurch verderblich, daß sie uns blind gegen unsere eigenen Interessen machen und uns zu unbesonnenen Schritten hinreißen, sondern auch daß sie uns verleiten, fremde Interessen zu durchkreuzen. Der Habsüchtige, der Ehrgeizige z. B. kann oft nur dadurch seine Zwecke erreichen, daß er Andere übervortheilt, Andere verdrängt, Andere in Schatten stellt. Die natürlichen Folgen sind, daß er sich zahllose Feinde macht und daß er die Wirkung dieser Feindschaft auf Schritt und Tritt zu empfinden hat. Das Schlimmste dabei

ist, daß wir die Folgen unserer Leidenschaft oft selbst dann noch zu tragen haben, wenn diese längst erloschen ist. Wie Mancher z. B. hat eine, in blinder Verliebtheit geschlossene Ehe sein ganzes Leben zu bereuen gehabt!

Eine interessante Frage ist die, ob der Mensch gleichzeitig mehrere herrschende Leidenschaften haben könne. Es ist ebenso gewagt, diese Frage unbedingt zu verneinen als zu bejahen. Denn unsere Beobachtungen können nur entweder an uns selbst oder an Andern gemacht werden. Was die Selbstbeobachtung betrifft, so sind ihre Resultate deshalb nicht ganz verläßlich, weil eigene Leidenschaft, namentlich die Eigenliebe, uns befangen macht, somit unser Urtheil trübt. In der Beurtheilung Anderer hätten wir, wofern die fremde Leidenschaft nicht unsere eigene durchkreuzt, allerdings die erforderliche Unbefangenheit; allein wie groß auch unsere Menschenkenntniß im Allgemeinen, und unsere Kenntniß eines bestimmten Menschen insbesondere sein möge: so offen liegen die Motive seines Handelns nicht zu Tage, daß wir in einem speciellen Falle mit Sicherheit sagen könnten, welche Leidenschaften ihn überhaupt geleitet haben, und welche derselben vorzugsweise. Wie schwer die Beurtheilung des Spieles der Leidenschaften ist, dieß beweist der Umstand, daß wir in den seltensten Fällen uns aller Bestimmungsgründe unserer Entschließungen genau bewußt sind. Wie manchmal geschieht es, daß wir lediglich der Stimme der Pflicht und besonnener Ueberlegung gefolgt zu haben wähnen, während wir dem Impuls einer geheimen Leidenschaft folgten, die, ohne daß wir es wissen,

mit der Vernunft ein Compromiß geschlossen hat. Wenn der Verstand den Anwalt einer herrschenden Leidenschaft macht, dann darf man sicher sein, daß es ihm früher oder später gelingt, die Vernunft mit ihr auszusöhnen. Manche Begebenheiten der Weltgeschichte lassen sich nur aus solchen Selbsttäuschungen erklären. Höchst wahrscheinlich hätte Königin Elisabeth von England das Todesurtheil der Maria Stuart nicht unterzeichnet, wenn diese nicht — eine schöne Frau gewesen wäre.

Unsere Ansicht über die oben erwähnte Frage ist diese: daß man allerdings gleichzeitig mehrere herrschende Leidenschaften haben könne, daß aber unter diesen immer eine ist, welche stärker ist als die übrigen. Die herrschenden Leidenschaften können nach Umständen einander gegenseitig fördern und steigern, oder umgekehrt sich hemmen, bekämpfen und sogar neutralisiren. Sehr wahr sagt Rückert in seinem Buch »die Weisheit des Brahmanen:«

Die Flamme wächst vom Zug der Luft, und mehrt den Zug;
So hält sich Leidenschaft durch Leidenschaft im Flug.
Das Feuer schürt der Wind, und löscht das Feuer wieder;
So kämpfet Leidenschaft die Leidenschaft darnieder.

So sind Eitelkeit, Stolz, Selbstsucht Steigerungsmittel des Ehrgeizes; Genußsucht und Trägheit Hemmungsmittel desselben; die Liebe kann je nach Umständen dem Ehrgeiz Vorschub leisten oder auch ihn hemmen; Stolz die Liebe tödten oder sie zum Wahnsinn steigern.

Da unser physischer Lebensverlauf auf die Art und Stärke unserer Leidenschaften den entschiedensten Einfluß

hat, so ist es natürlich, daß dieselben mit den Jahren theils wechseln, theils an Intensität zu- oder abnehmen.*)

Im Kindesalter gibt es keine anderen Leidenschaften als solche, welche mit dem Trieb der Selbsterhaltung und dem Aufbau unseres Leibes zusammenhängen. Daher sind Gefräßigkeit und Naschhaftigkeit die herrschenden Laster dieser Lebensperiode. Allerdings kommt es vor, daß auch im Kindesalter schon Laster entstehen, die eigentlich einer späteren Lebensperiode angehören, dieß wird aber nur dort der Fall sein, wo krankhafte körperliche Anlagen, schlechte Erziehung und schlechtes Beispiel oder andere ungünstige Umstände einen abnormen Entwicklungsverlauf herbeigeführt haben.

Ist der Aufbau unseres Leibes dem Wesen nach vollendet und unser eigenes Leben genügend erstarkt, so erwachen jene Leidenschaften, welche mit der Weckung fremden Lebens zusammenhängen und ihr natürliches Ziel in der Familie finden. Die herrschende Leidenschaft dieser Periode, nämlich des Jünglings- und Jungfrauenalters, ist die **Liebe**, und zwar nicht bloß die Geschlechtsliebe,

---

*) Il y a dans le coeur humain une génération perpétuelle de passions, en sorte que la ruine de l'une est presque toujours l'établissement d'une autre. (La Rochefoucauld.) Und an einer anderen Stelle sagt derselbe Verfasser: On peut dire que les vices nous attendent dans le cours de la vie comme des hôtes, chez qui il faut successivement loger, et je doute que l'expérience nous les fît éviter, s'il nous était accordé de faire deux fois le même chemin.

sondern auch die Liebe, welche Freund und Freund verbindet. Die herrschenden Laster dieser Periode sind, neben Verirrungen und Excessen des Geschlechtstriebes, Eitelkeit und Gefallsucht. Diese Laster begleiten vermöge der Macht der Gewohnheit den Menschen oft bis in Lebensstufen, denen sie nach dem natürlichen Laufe der Dinge nicht mehr angehören sollten. Dann wirken sie aber auch wahrhaft widerlich. Man denke an alte Wüstlinge, alte Gecken und alte Coquetten!

Die herrschende Leidenschaft des **Mannesalters** ist der Ehrgeiz in seiner allgemeinsten Form, nämlich als **Thätigkeitsdrang.**

Im **Kindesalter** haben alle natürlichen Triebe das eigene Ich zum Gegenstande; im Jünglingsalter strebt das Ich sich zur Familie zu erweitern; im **Mannesalter** geht unser Dichten und Trachten über die Familie hinaus und umfaßt einerseits Gemeinde, Staat und Menschheit, andererseits Gewerbe, Kunst, Wissenschaft oder sonstige Berufssphären.

Im **Greisenalter** kriecht das Ich allmälig wieder in sich selbst zurück; mit dem Schwinden der körperlichen und geistigen Kräfte erlahmt das Interesse an öffentlichen Angelegenheiten; das Gefühl der Ohnmacht, das unsere Hinfälligkeit uns einflößt, und der Unfähigkeit uns selbst zu schützen und durch Arbeit unseren Unterhalt zu gewinnen, macht **mißtrauisch** und **geizig.**

Daß die Regeln, die wir hier aufgestellt haben, zahlreiche Ausnahmen erleiden, versteht sich von selbst.

Wir kommen nun zu der in seelen-diätetischer Hinsicht wichtigsten Frage, nämlich: wie wir die Leidenschaften, denen auch der beste der Menschen im Laufe des Lebens unterworfen ist, im Interesse unseres Glückes behandeln sollen.

Sollen wir allen unterschiedslos den Krieg erklären? Sollen wir unser Gemüth gegen jede lebhaftere Regung unempfindlich machen? Sollen wir ganz Vernunft werden?*) Wozu hätte uns dann die Natur ein empfindendes Herz gegeben? Gesetzt auch, es gelänge uns, denkende Mumien zu werden: würde der Welt, wenn sie bloß von solchen bevölkert wäre, wohl gedient sein? Aber es gelingt uns nicht, denn es ist dafür gesorgt, daß unsere Vernunft nicht in den Himmel wächst. Oder versucht es, und sagt einem Liebenden: liebe nicht; einem Ehrgeizigen: sei nicht ehrgeizig. Eben so gut könntet ihr zum Wasser sagen: nässe nicht; zum Feuer: brenne nicht; zum Herzen: schlage nicht. Die Natur hat uns mit allerlei Kräften ausgerüstet, und auch die Leidenschaften, die mächtigsten dieser Kräfte, sind uns nicht umsonst verliehen. Sie sind in der Gemüthswelt, was die Bewegung in der physischen ist; sie bringen die trägen Vermögen in Fluß; sie wecken Fähigkeiten in uns, die ohne sie stets schlummern geblieben oder nur zu

*) La froide raison sans illusion, en analysant tout, déssèche tout; elle désenchante la terre et dépeuple le ciel même. En voulant détruire la passion, elle éteint le sentiment, elle anéantit même les vertus qui viennent du coeur. (Le Comte de Ségur.)

verkrüppeltem Wachsthum gelangt wären.*) In der Leidenschaft schöpft der Mann der That seine weltbewegenden Entwürfe, so wie die Lust und die Kraft und die Beharrlichkeit sie auszuführen; in der Leidenschaft findet der Künstler seine Ideale, der Dichter seine erhabensten Inspirationen,**) der Tonkünstler seine lieblichsten Melodien; die Leidenschaft treibt uns sogar zu den edelsten Thaten der Hingebung und Selbstverleugnung. Denn was ist die Begeisterung anders als die Leidenschaft für Ideen? Edler allerdings ist die Leidenschaft für Ideen als die für Personen, edler die für Personen als die für Sachen; aber Leidenschaft bleibt Leidenschaft, gleichviel welchen Zielen sie sich zuwende.

Wenn wir nun aber die Leidenschaften nicht unterschiedslos bekämpfen sollen, ja im Interesse unserer höheren Bestimmung nicht einmal **dürfen**: sollen wir uns ihnen darum ohne Unterschied willenlos hingeben? Sollen wir träge zuschauen, wie rohe Naturkräfte mit unserem Gemüth

*) Ce sont les passions qui fécondent l'esprit et l'élèvent aux grandes idées. Ce sont elles qui ont formé et conduit Lycurgue, Alexandre, Epaminondas etc.; ce sont elles qui ont inspiré les vastes projets, les moyens extraordinaires, les mots sublimes, qui sont les saillies des âmes fortement passionnées. C'est donc aux passions fortes qu'on doit l'invention et les merveilles des arts; elles doivent donc être regardées comme le germe productif de l'esprit, et le ressort puissant qui porte les hommes aux grandes actions. (Helvetius.)

**) Was wäre Petrarca ohne die leidenschaftliche Liebe zu seiner Laura geworden? Was Milton, was Klopstock ohne religiöse Begeisterung?

ein bald neckisches, bald grausames Spiel treiben? Soll von dem, was wir thun oder leiden, gar nichts uns selbst gehören? Lieber will ich kein Petrarca werden, lieber will ich mir an dem bescheidensten Loose genügen lassen, lieber will ich die Schuld und Strafe meiner Verirrungen tragen, als daß ich dem Recht entsagte, in das Spiel blinder Kräfte, die sich um mein Gemüth streiten, selbstthätig einzugreifen. Lieber ein schwacher Mensch sein mit kleinem Verdienst und großer Schuld, als ein verdienst- und schuldloser Gott.

Wie also soll ich mich gegen die Leidenschaften verhalten? Wir müssen einen Unterschied machen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß wir alle jene Leidenschaften, die uns erniedrigen, uns in unseren eigenen Augen verächtlich machen, uns entsittlichen, die Laster also unbedingt und rastlos bekämpfen müssen.

Ebenso müssen wir jene Leidenschaften bekämpfen, die uns zwar nicht entehren und herabwürdigen, aber doch uns einschränken, niederdrücken, lähmen, nämlich die sogenannten **deprimirenden Leidenschaften**, wie Furchtsamkeit, Kleinmuth, Hypochondrie rc.

Wie sollen wir es aber mit den Leidenschaften halten, die weder entsittlichend noch deprimirend sind?

Voltaire sagt, die Leidenschaften seien wie die Winde, die das Schiff wohl bisweilen scheitern machen, ohne welche es aber nicht segeln könnte. Nun denn, man mache es wie der Steuermann, der sein Schiff wohl von den Winden treiben läßt, die Segel aber refft, wenn der Wind zum

Sturm zu werden droht, und der unter allen Umständen das Steuer nie aus der Hand läßt.

»Es handelt sich nicht darum,« sagt Feuchtersleben, sich Apathie anzubilden; es gilt die edelsten, reinsten Leidenschaften in sich zu entzünden und zu hegen.«

Und Bernhardi sagt: »Die höchste Schönheit, die der Mensch erreichen kann, ist, wenn er alle Leidenschaften in sich zu einem Kunstwerke verarbeitet, daß er wie ein Gott über allen steht und sie regiert, so daß sie immer von der Kraft der Seele zeugen, aber nie in widrige Verzerrung ausarten, und die höchste, ja ich möchte sagen, die einzige Tugend, die der Mensch besitzen kann, ist Wahrheit gegen sich und Andre.«

Nachdem wir nun die Leidenschaften im Allgemeinen besprochen haben, gehen wir zu einigen besonderen Leidenschaften über.

Fünftes Capitel.

Die Selbstliebe und ihre Sippschaft.

> La grande passion, l'origine et le principe de toutes les autres, la seule qui naît avec l'homme et ne le quitte jamais tant qu'il vit, est l'amour-propre, passion innée, antérieure à toute autre et dont les autres ne sont, pour ainsi dire, que les modifications.
>
> (J. J. Rousseau.)

Die erste, natürlichste und berechtigtste Leidenschaft, die Wurzel aller übrigen, ist die **Selbstliebe**, welche nicht zu verwechseln ist mit **Eigenliebe**.

Die Selbstliebe entspringt unmittelbar dem Selbsterhaltungstrieb. Denn, um unser Leben zu erhalten, muß es uns werth sein, müssen wir es lieben. Unser Leben ist aber nichts Anderes als das Weben und Wirken unseres Ich, unseres Selbst. Es ist also die Selbstliebe die Tochter des Erhaltungstriebes, oder vielmehr es ist dieser selbst.

Selbstliebe haben wir auch als Einzelwesen, ohne Beziehung auf unsere Nebenmenschen. Denn denken wir

uns einen Menschen wie Robinson Crusoe auf eine unbewohnte Insel verschlagen, so wird er sein Leben oder sein Selbst auch dort zu erhalten suchen, es gegen Elemente und Thiere vertheidigen u. s. w.

Die **Eigenliebe** entsteht nur dort, wo wir uns mit Andern vergleichen können, also in der Gesellschaft. Die Eigenliebe ist, wie schon das Wort sagt, die Liebe dessen, was uns gegenüber von Andern eigen ist. Bei einem von Jugend auf vom Verkehr mit seinesgleichen ausgeschlossenen Menschen würde Eigenliebe sich nicht entwickeln können, weil der Maßstab der Vergleichung fehlte.

Die **Selbstsucht**, obgleich nur die Ausartung der berechtigten Selbstliebe, ist dem Menschen doch nur als Gesellschaftswesen eigen. Die Eigenliebe ist ihrer Natur nach harmlos und erscheint in ihren Verzerrungen höchstens lächerlich. Die Selbstsucht dagegen verletzt und empört uns, weil sie sich nur auf Kosten Anderer geltend machen kann; sie ist ein fortwährender Eingriff in die naturrechtliche Gleichheit der Menschen; sie mißbraucht Andere als **Mittel** zu ihren Zwecken, behandelt sie als Sachen, verletzt uns daher dort, wo wir mit Recht am empfindlichsten sind, in unserer **persönlichen Würde**.

Die **Eitelkeit** ist ebenfalls nur eine Leidenschaft des gesellschaftlichen Menschen. Die harmloseste Art derselben ist die naive Freude über den Besitz wirklicher oder eingebildeter Vorzüge. Diese unschuldige Eitelkeit, wenn sie mit dem Bewußtsein verbunden ist, daß die Vorzüge, deren wir uns etwa rühmen könnten, unverdiente Geschenke der Natur sind, ist ganz gut mit der Demuth vereinbar. Solche Demuth

ist dann ein Gemisch von Eitelkeit und Dankbarkeit, und hat bei kindlichen Gemüthern etwas Rührendes. Ein hübsches junges Mädchen, das angesichts einer häßlichen alten Frau in den freudigen Ruf ausbräche: »O Gott, wie dank' ich dir, daß du mich nicht so häßlich gemacht hast, wie diese da!« erweckte gewiß bei denen, die es hörten (die Alte selbst natürlich ausgenommen), etwas der Rührung Aehnliches.

Die Auswüchse harmloser Eitelkeit sind wie die der Eigenliebe höchstens lächerlich.

Mit der Eitelkeit ist der natürliche Wunsch verbunden zu gefallen, geliebt und geachtet zu werden.*) Bleibt dieser Wunsch und das daraus hervorgehende Streben innerhalb erlaubter Gränzen, so wird es die Würze des geselligen Lebens, der Bewahrer des Anstandes, der Vater der Galanterie und Sittenverfeinerung (man denke an den Minnedienst und die Minnesänger und deren sittigenden Einfluß); ja selbst Wohlthätigkeit, Selbstaufopferung, Ruhmliebe und Alles was diese Großes schaffen, hat wenigstens theilweise seine Quelle in der Eitelkeit. **)

Uebertriebene Eitelkeit ist immer ein Beweis von geistiger Beschränktheit, wie sich aus einer ganz einfachen Betrachtung ergibt.

Auf was sind wir eitel? Sonderbarerweise auf Dinge, woran wir nicht das geringste Verdienst haben: auf

*) Um zu gefallen, muß man eitel sein; man lernt der Eitelkeit Anderer nur an sich selbst schmeicheln. (Börne.)

**) La vanité a cela de bon qu'elle nous force à être bon par l'envie que nous avons de le paraître.

(G. Sand.)

Schönheit, Stärke, Anmuth, Geist, Witz, Talente, lauter Dinge, die angeboren sind, und mit unserem persönlichen Werth schlechterdings nichts zu schaffen haben. Das dunkle Gefühl der Thorheit, der wir uns durch übertriebene Eitelkeit schuldig machen, ist wohl auch die Ursache, daß wir so emsig bemüht sind, sie zu verbergen. *) Ein Mensch mag z. B. von seinem Verstand die höchste Meinung haben, wird sich aber wohl hüten, diese Meinung merken zu lassen; er wird vielmehr trachten, sie fein säuberlich mit dem Mantel der Bescheidenheit zu verhüllen, indirect aber dafür sorgen, bei Andern von seinen Geistesgaben die vortheilhafteste Meinung zu erwecken. Sehr wahr ist, was in dieser Hinsicht der feine Menschenkenner La Bruyère sagt: »Die Menschen gestehen in der Regel nur ihre kleinen Fehler ein und zwar solche, welche schöne Talente und große Eigenschaften bei ihnen voraussetzen lassen. So beklagt man sich über sein schlechtes Gedächtniß, sehr zufrieden mit seinem scharfen Verstand und seinem richtigen Urtheil; man sagt von sich, daß man ungeschickt sei und daß man nichts mit seinen Händen verrichten könne, weil man sich über den Mangel an diesen kleinen Talenten mit denen des Geistes und mit den Gaben des Gemüths tröstet; man gesteht seine Trägheit ein, um zu zeigen, daß man uneigennützig und vom Ehrgeiz geheilt sei; man erröthet nicht über seine Unreinlichkeit, welche

*) On ne voit point mieux le ridicule de la vanité et combien elle est un vice honteux, qu'en ce qu'elle n'ose se montrer, et qu'elle se cache sous les apparences du contraire. (La Bruyère.)

nichts als eine Vernachlässigung der kleinen Dinge ist und welche voraussetzen läßt, daß man nur Sinn für die soliden und wesentlichen habe. So kann man einen Militär sagen hören, daß er sich nur aus übergroßem Eifer und aus Neugier eines Tages im Laufgraben oder auf einem andern sehr gefährlichen Posten befand, ohne daß er auf der Wache oder dahin commandirt war, und er fügt bei, daß er von seinem General deswegen zurechtgewiesen wurde.«

Zur Charakteristik der Eitelkeit gehört die merkwürdige Erscheinung, daß man auf manche schätzenswerthen Eigenschaften fast gar nicht eitel ist, während man gleichzeitig für ganz geringfügige Vorzüge eine sehr empfindliche Eitelkeit besitzt. So ist es bekannt, daß Friedrich der Große auf seine holperigen französischen Verse und sein Flötenspiel eitler war als auf seine großen Verdienste als Feldherr und Regent. Wenige Menschen sind eitel auf ihren Fleiß, obwohl dieser ein Talent von mindestens eben so vielem Werth ist als manches Andere. Ja in der Studentenwelt steht das sogenannte »**Büffeln**« in gar üblem Geruch. Selten trifft man Menschen, die sich ihrer Tugend, wohl aber gibt es solche, die sich ihrer Laster rühmen. Ich habe junge Leute gekannt, die sich den Anschein gaben, dem andern Geschlecht Wunder wie gefährlich zu sein, denen aber in einem tête-à-tête mit einer Frau angst und bange wurde. *)

*) L'on voit aussi des jeunes gens, ambitieux de paraître détrompés de tout enthousiasme, affecter un mépris réfléchi pour les sentiments exaltés, ils croient montrer ainsi une force de raison précoce; mais c'est une décadence

Die Kenntniß der Naturgeschichte der Eitelkeit ist für die Seelen-Diätetik von der größten Wichtigkeit, weil zahllose Leiden nur in übertriebener Eitelkeit ihren Grund haben. Diese Leiden sind aber wenig bekannt, weil Jedermann sich hütet, wie die Eitelkeit selbst, so ihre geheimen Beulen und Geschwüre sehen zu lassen. Dazu kommt, daß die Eitelkeit zu den Leidenschaften gehört, die uns, wenn auch unter wechselnden Formen, durch das ganze Leben begleitet. *) Kaum glauben wir eine Art von Eitelkeit überwunden zu haben, so ist auch eine andere an ihrer Stelle. Die Eitelkeit hat alle Eigenschaften des Schmarotzers; wirft man einen solchen zum Fenster hinaus, so kommt er zur Thür wieder herein. Ja, gesetzt es gelänge uns, alle Arten von Eitelkeiten zu überwinden, so wären wir am Ende doch eitel **darauf, nicht** eitel zu sein.

Die Eitelkeit, der nimmersatte Geier,
Fällt nach verzehrtem Vorrath selbst sich an.
(Shakespeare.)

»Alle Menschen von großer Eitelkeit,« sagt Gräfin **Hahn** sehr richtig, »haben etwas Krankhaftes. Es wird uns nicht wohl in ihrer Nähe, ihr Haschen nach Effect, ihr Streben bemerkt zu werden, ihre Todesangst übersehen zu

---

prématurée dont ils se vantent. Ils sont pour le talent comme ce vieillard, qui demandait, si l'on avait encore de l'amour. L'esprit dépourvu d'imagination prendrait volontiers en dédain même la nature, si elle n'était pas plus forte que lui. (Mde. de Staël.)

*) Les passions les plus violentes nous laissent quelquefois du relâche, mais la vanité nous agite toujours.
(La Rochefoucauld.)

werden, die Ungewißheit über ihren Sieg, der bittere Haß gegen Rivale, ihre rastlose lauernde Unruhe, das beängstigt wie das Treiben eines Fieberkranken.«

Solche Eitelkeit ist auch eine förmliche Seelenkrankheit, und zwar ein chronisches Uebel, das um so verderblicher ist, je mehr es sich den Blicken entzieht, und als es eben so wohl durch Lob und Schmeichelei, als durch Lobentziehung und Tadel fortwährend genährt und so fast unheilbar wird. Wer zählt die Unglücklichen, die an dieser geheimsten aller geheimen Krankheiten leiden? Wer ermißt ihre Qualen, wenn ein erwarteter Beifall ausbleibt, oder nicht reichlich genug ausfällt, oder wenn sie statt Lob gar Mißfallen und Tadel erndten? In die Kategorie dieser Kranken gehören Jene, die es zu einer gewissen Anerkennung im Leben schon gebracht haben: Künstler, Dichter, Schriftsteller, Staatsmänner, Erfinder, interessante Frauen, Coquetten. Wie Viele aber gibt es, die bei allem Durst nach Anerkennung es zur Anerkennung niemals bringen! Das sind die unverstandenen empfindsamen Seelen, die verkannten Genies. Wie viele Menschenhasser sind Menschenhasser nur aus versagter Anerkennung geworden! Wie viel Neid, Bosheit, Schadenfreude, Verleumdung müssen wir bloß krankhafter Eitelkeit in's Schuldbuch schreiben!

Die Bescheidenheit, welche man gewöhnlich der Eitelkeit als eine Tugend entgegensetzt, ist sehr verschiedener Art. Zunächst müssen wir echte Bescheidenheit von falscher unterscheiden.

Die echte Bescheidenheit ist entweder eine unbewußte und naive, oder eine bewußte. Im ersteren Falle ist sie

eigentlich Mangel an Eitelkeit, entweder aus Unbekanntschaft mit unseren Vorzügen, oder weil wir diese aus liebenswürdiger Sorglosigkeit nicht hoch genug anschlagen. Diese Bescheidenheit ist zwar als Temperamentstugend verdienstlos, verleiht aber ihrem Besitzer zu seinen übrigen Vorzügen einen Reiz mehr. Ein Mädchen z. B., das nicht weiß, wie hübsch es ist, oder das seine Schönheit hinnimmt wie seine Gesundheit, gleichsam als etwas Selbstverständliches, um das es sich nicht kümmert, weil es sich um tausend andere Dinge, die ihm interessanter scheinen, zu kümmern hat, ein solches Mädchen gefällt doppelt. Leider ist diese Art Beischeidenheit seit Erfindung der Spiegel sehr rar geworden.

In die Kategorie der naiven Bescheidenheit gehört auch die unbewußte Seelengüte, die man bei tüchtigen Menschen jeden Alters nnd Geschlechts finden kann. Solche Menschen — den Hut ab vor ihnen — erfüllen die schwersten Pflichten mit einer Hingebung und Freudigkeit, wie Andere nur dem Vergnügen entgegenbringen. Wollte man sie darum loben, so würden sie einen verwundert ansehen, als wollten sie sagen: Ja, aber versteht sich dann das nicht von selbst?

Die bewußte Bescheidenheit ist entweder die Folge eines angebornen gesunden Sinnes, der uns abhält, zufälligen Gaben der Natur einen ungebührlichen Werth beizulegen; oder entspringt sie der Erkenntniß, daß, welche Vorzüge wir auch besitzen, dieselben doch mit vielen Mängeln legirt sind, oder daß wir unsere Erfolge, wie groß sie auch Andern erscheinen mögen, doch großentheils der Mitwirkung günstiger Umstände, dem Glück, hoher Protection 2c.

zu verdanken haben. Endlich kann die Bescheidenheit auch die Wirkung unserer Gutmüthigkeit sein, die nicht leiden mag, minder Bevorzugte durch uns in Schatten gestellt und gedemüthigt zu sehen. Diese Bescheidenheit ist die schwerste, aber eben darum auch die seltenste und verdienstlichste.

In das Gebiet der echten aber bewußten Bescheidenheit gehört noch jene aus Schüchternheit. Personen solcher Art scheuen nichts mehr als Aufsehen zu erregen, daher sind sie bemüht, ihre Vorzüge zu verhüllen und zu verkleinern; geschieht es dennoch, daß ihnen Aufmerksamkeit zugewendet wird, macht man ihnen gar, besonders in größerer Gesellschaft, ein, wenn auch noch so verdientes Compliment, so erröthen sie bis ins Weiße vom Auge, gerathen in die peinlichste Verlegenheit und können dem, der sie durch sein unberufenes Lob aus ihrer heimlichen Unbemerktheit hervorgezogen, sogar bitterböse werden.

Auch die falsche Bescheidenheit hat eine große Menge von Spielarten, wovon wir nur einige hervorheben wollen.

Eine der alltäglichsten ist die **naturwüchsige Bescheidenheit aus Eitelkeit.** Diese Species kann man in jedem Abendzirkel, wo musicirt und declamirt wird, antreffen. Welche Noth kostet es oft, bis man ein Mädchen dahin bringt, daß sie sich an's Clavier setzt und spielt oder singt! Welche Ausreden gibt es da von: **keine Noten bei der Hand haben, nichts können, heiser sein, verschleimt, nicht disponirt** u. s. w.! Und warum lassen sie sich so nöthigen? Entweder weil das Einstürmen von allen Seiten ihnen schmeichelt, oder um ihrer Gefälligkeit einen erhöhten Werth zu

verleihen, oder damit man sich geringe Erwartungen machen, und von ihrer Leistung dann desto angenehmer überrascht sein soll, oder endlich ganz einfach, weil sie so eitel sind, daß ein bloß mäßiger Beifall sie nicht befriedigen würde. Ein wirklich anspruchloses Mädchen erkennt man unfehlbar an der Art, wie sie die Aufforderung zu Clavierspiel oder Gesang aufnimmt. Wer sich ziert und spreizt, ist eitel; wer einfach der Aufforderung nachkommt, selbst auf die Gefahr hin, seine Sache möglicherweise schlecht zu machen, ist anspruchslos.

Ein Mann, der sich um ein Amt bewirbt und Niemanden hat, der seine Verdienste und Ansprüche in das gehörige Licht setzt, muß nothgedrungen seine Kenntnisse, Fähigkeiten, Talente selbst geltend machen. Wer sich, angesichts des ernsten Zweckes, um den es sich handelt, über das Widerstreben, das jeder ordentliche Mensch gegen Selbstlob empfindet, nicht hinaussetzen kann, wer bei dieser Gelegenheit sein Licht unter den Scheffel stellt, der ist ein Thor, seine Bescheidenheit ist eine falsche Bescheidenheit.

Die Bescheidenheit gleicht in vielen Stücken der Schamhaftigkeit. Diese Scheu, unsere Nacktheit, und bestände diese aus der höchsten Schönheit, profanen Blicken preiszugeben, diese zarte Blume des Gefühlslebens, diese echt menschliche Eigenschaft, die uns so wesentlich vom Thiere unterscheidet: welchen Menschen möchten wir ohne sie sehen? Wie widerlich ist uns ihr Mangel namentlich am zarten Geschlecht! Und doch wird die züchtigste, keuscheste Frau, wenn sie vernünftig ist, sich muthig über dieses so berechtigte Gefühl hinwegsetzen, wo es gilt, dem Arzte nothwendige

Untersuchungen oder chirurgische Hülfe möglich zu machen. Hier ist einer der Fälle, wo der sonst verpönte Grundsatz Loyola's »der Zweck heiligt die Mittel« seine Anwendung finden darf, ja wo dessen Anwendung zum Pflichtgebot wird.

Wir haben dieß Beispiel hier nur der naheliegenden Analogie wegen angeführt. Die Bescheidenheit ist in der geistigen Sphäre, was Schamhaftigkeit in der leiblichen; was Prüderie hier, ist falsche Bescheidenheit dort.

Eine andere Spielart falscher Bescheidenheit ist die **raffinirte**. Wer sie besitzt, der weiß seine Vorzüge so geschickt zu verhüllen, daß sie nur um so entschiedener zur Geltung kommen und daß man neben ihnen noch weit größere vermuthet; gleichwie eine abgefeimte Coquette ihre Reize so zu verschleiern versteht, daß die Aufmerksamkeit und Neugier des Beschauers um so besser dahingelenkt werden.

Eine der widerlichsten Arten von Bescheidenheit, wenn man dieses Zerrbild noch so nennen kann, ist die **feige** und **gleißnerische**. Eine offene, ehrliche, naive Eitelkeit, und wenn sie noch so weit geht, mag uns lästig und lächerlich sein, bisweilen uns sogar verletzen; aber wir können einen Menschen, der damit behaftet ist, wenn er sonst schätzbare Eigenschaften hat, noch immer achten. Ein Mensch hingegen, der bei aller Unbescheidenheit im Herzen nach dem Titel der Bescheidenheit lüstern ist, nicht aus Achtung vor der Tugend, sondern aus Feigheit und Scheinheiligkeit, ein solcher Tartuffe der Bescheidenheit flößt uns Ekel und Verachtung ein.

Eine sehr gewöhnliche, meist harmlose und kaum im Ernste nennenswerthe Bescheidenheit ist die **herausfordernde**; d. h. jene, die ihre Vorzüge deshalb herabsetzt, um dadurch Widerspruch zu wecken, und Beifall und Lob hervorzulocken. Diese Bescheidenheit ist eigentlich nichts als eine häufig gebrauchte List der Eitelkeit, somit nur sehr uneigentlich Bescheidenheit zu nennen.

Der **Stolz** ist der Sohn der Eigenliebe und Zwillingsbruder der Eitelkeit. Während diese mehr verschämt, schüchtern, passiv und weibisch, ist ihr Bruder, der Stolz, mehr selbstbewußt, muthig, activ und männlich. Dieß deutet schon der Sprachgebrauch an, der bei Vertheilung des grammatischen Geschlechts, der Eitelkeit das weibliche, dem Stolz das männliche Geschlecht beigelegt hat. Der Stolz hat mit der Eitelkeit das gemein, daß beide in dem Bewußtsein wirklicher oder eingebildeter Vorzüge bestehen. Die Vorzüge, womit sich die Eitelkeit brüstet, sind meist solche, welche Wohlgefallen erregen und beliebt machen, wie Schönheit, Anmuth, gesellige Talente 2c.; die Vorzüge, auf die sich der Stolz etwas zu Gute thut, sind hingegen meist solche, die uns Achtung und Ansehen verschaffen, wie Redlichkeit, Gelehrsamkeit, Aemter, Titel, Vermögen 2c. Der Stolz ist berechtigt und vernünftig, wenn er auf das Bewußtsein des Besitzes reeller Vorzüge gegründet ist, wie z. B. auf ein reines Gewissen, unbefleckte Ehre u. s. w. Er ist unberechtigt, wenn er sich auf Vorzüge stützt, die wir entweder gar nicht oder die wir in geringerem Grade haben, als wir solches uns einbilden. Er ist **dumm**, wenn er auf Geltendmachung von Vorzügen beruht, die wir nur der

Gunst der Umstände verdanken, oder die an sich entweder keinen wirklichen Werth haben oder denen wir einen übertriebenen Werth beilegen. Dahin gehört der Adels-, Kasten-, Aemter-, Gelehrten-, Künstler-, Geldstolz ꝛc.

Der sogenannte Bauernstolz ist nur eine Spielart, theils des Kasten-, theils des Geldstolzes. Es ist jener Stolz, der den Großbauer verächtlich auf den Kleinbauer, diesen auf den Häusler, diesen auf den Knecht herabsehen macht. Es ist lehrreich und eine von den vielen Illustrationen zu dem bekannten Gleichniß vom Splitter und Balken, wenn man sieht, wie der Bauer, der sich so oft über den Stolz der »Herrenleute« beklagt, im Verkehr mit seines Gleichen noch viel exclusiver ist als der hochmüthigste Städter. Wer Gelegenheit gehabt hat, das Thun und Treiben des Landvolkes zu beobachten, der wird wissen, welche strenge Etiquette die Bauern unter sich zu beobachten pflegen.

Bei einiger Erfahrung auf diesem Gebiete kann man an der Art und Weise, wie zwei Bauern sich gegenseitig begrüßen, genau erkennen, welcher von beiden mehr Hufen Landes auf dem Felde und mehr Geld im Kasten hat als der andere; ja man wird mit ziemlicher Genauigkeit sogar den Abstand des Besitzthums, der sie beide trennt, abschätzen können. Diese Eigenschaft der Bauern scheint in aller Herren Länder dieselbe zu sein, wie so viele deutsche Sprichwörter beweisen, z. B.

„Wenn der Bauer auf's Pferd kommt, reitet er schärfer als der Edelmann;“ oder:

„Kein Schermesser schärfer schiert,
Als wenn der Bauer ein Edelmann wird;“ oder:

Wer einen Bauer plagen will,
„Nehm einen Bauer dazu" u. s. w.

Der sogenannte **Bettelstolz** ist eine Erfindung des Geldstolzes, der es nicht begreift, wie ein Mensch, der nichts zu nagen noch zu beißen hat, auf irgend etwas stolz sein kann. Von dem Selbstgefühl einer redlichen Gesinnung, treuer Pflichterfüllung, von dem Selbstgefühl der Bildung haben Diejenigen, die das Wort Bettelstolz im Munde führen, meist keine Ahnung. Dieser »Bettelstolz« ist aber gerade das beste Schutzmittel, daß man in der Noth nicht zum Bettler wird; daß man lieber im Schweiße seines Angesichts sein hartes Brot ißt, als durch eine Niederträchtigkeit reich wird; daß man lieber darbt, als kriecht und speichelleckt.

In einer Zeit, wo die Nationalitätenfrage so viele Gemüther verwirrt, wäre es wohl nützlich, auch vom **Nationalstolz** zu sprechen. Allein das würde uns über die Gränzen, die wir unserem Werke vorgezeichnet haben, hinausführen. **Der Einfluß der politischen Leidenschaften auf das Glück der Völker und Individuen** mag einer etwaigen Fortsetzung dieses Werkes vorbehalten bleiben.

Die **Demuth**, die der Leidenschaft des Stolzes als Tugend gegenübersteht, ist die Herabminderung der Meinung, die wir von unserem sittlichen Werthe haben. Weil sie nur allzu oft in Affectation und Frömmelei ausartet, so hat sie keinen großen seelendiätetischen Werth. Bei der Seelen-Diätetik kommt es hauptsächlich darauf an, uns gesunde, d. h. richtige Ansichten und richtige Werthschätzung der Dinge anzubilden. Die Demuth, wie sie mir bis

jetzt im Leben vorgekommen ist, hat mir selten einen angenehmen Eindruck gemacht; sie war meist mit Gleißnerei, Augendienerei, Hinterlist verknüpft. Einer gesunden Demuth bin ich nie begegnet; sie war immer entweder entschieden erheuchelt oder krankhaft. Darum will ich von Demuth nichts wissen.

Ohnedieß haben wir Deutsche zur Demuth mehr Anlage, als im Interesse eines gesunden Stolzes wünschenswerth ist; wie unser Reichthum an Titulaturen, unser Hoch- und Wohlgeboren, unser submissest, allerunterthänigst ꝛc. zur Genüge beweisen. Die Deutschen Demuth lehren, heißt den Hasen in der Furchtsamkeit unterrichten. Vorläufig brauchen wir noch einen gesunden Stolz auf unsere allgemein menschlichen und staatsbürgerlichen Rechte nach innen, und einen vernünftigen Nationalstolz nach außen zu entwickeln. Ist unser Rücken einmal zu gerade geworden, dann wird es noch immer Zeit sein, an's Krümmen zu denken.

Die **Herablassung** ist wie die Demuth eine Beschränkung unseres Stolzes im Verkehr mit Andern. Die Demuth ist Stolz, der sich vor Uebergeordneten beugt, die Herablassung Stolz, der gegen Untergeordnete herabsteigt. So wenig mir im Leben echte Demuth, so wenig ist mir tactvolle Herablassung vorgekommen. Sie war im günstigsten Falle gefrorene Höflichkeit, und meist verletzender und demüthigender, als offener Hochmuth und Geringschätzung gewesen wäre. Herablassung ist nicht zu verwechseln mit **Huld**; jene entspringt aus dem Verstand, diese aus dem Herzen. Die Herablassung thut was sie muß, die Huld

thut was sie will; die Herablassung ist ein steifer Ceremonienmeister, die Huld eine liebenswürdige Frau, die hold sein, die gefallen will. Darum verletzt wohl Herablassung, nicht aber Huld.

Wir haben Eitelkeit und Stolz, und was dahin gehört, mit größerer Ausführlichkeit besprochen, als es eigentlich in den Plan des Ganzen zu passen scheint. Es geschah aber nur deshalb, weil ein großer Theil unserer Leiden lediglich in übertriebener Eitelkeit und falschem Stolz ihren Grund haben. Eitelkeit und Stolz ganz zu unterdrücken, wie die Sittenlehre verlangen mag, scheint uns weder möglich, noch wenn möglich, *) nöthig und räthlich. Alles was die Diätetik der Seele mit Aussicht auf Erfolg anstreben kann, ist: Eitelkeit und Stolz auf das rechte Maß zurückzuführen. Den Frauen müssen wir ein gewisses Maß von Eitelkeit immerhin lassen; dem Manne steht sie weniger an. Dagegen hat dieser Anspruch auf ein größeres Maß von Stolz. Das Wort: »stolz will ich den Spanier« können wir füglich auch auf den Deutschen anwenden, und mit größerem Recht; denn der Spanier ist ohnedieß stolz, der Deutsche muß es erst werden.

Was die Zucht des Stolzes so schwer macht, das ist

*) De toutes les passions que nous a données la nature, la plus difficile à vaincre est peut-être l'orgueil: qu'on le déguise, qu'on le combatte, qu'on le trompe, qu'on le mortifie tant qu'on le voudra, il survit à tout, et relèvera toujours la tête de temps en temps.

(B. Franklin.)

der Umstand, daß er innerhalb eines gewissen Maßes eine Tugend ist, und daß es in der Praxis oft schwer ist, die Gränze zu finden, wo der berechtigte und gesunde Stolz aufhört und wo der falsche und krankhafte Stolz anfängt. Das Meiste kommt auf die Cultur des Geistes und Herzens überhaupt an. Denn, wurzelt der dumme Stolz, wozu auch der **Hochmuth** und **Eigendünkel** gehört, theils in Vorurtheilen und geistiger Beschränktheit, theils in Gefühlshärte; so wurzelt der falsche Stolz, der mit dem dummen Stolz nicht verwechselt werden darf, in schiefen Ansichten von dem Werthe der Dinge und übertriebener Empfindlichkeit. Ein heller Kopf und starkes Herz, das bei aller Stärke weich sein kann, ist der beste Fallbausch gegen die Excesse und Leiden des Stolzes sowohl als der Eitelkeit. Darum trachte Jeder, daß es im einen licht, und daß das andere gesund und stark werde.

Sechstes Capitel.

Der Ehrgeiz.

> L'ambition doit être bornée au seul désir, au seul bonheur de rendre de plus grands services à sa patrie que les autres citoyens.
>
> Montesquieu. (Esprit des lois.)

Obgleich die meisten wohlerzogenen Menschen von dem Wort Ehre wenn nicht klare und scharf umgränzte Begriffe, so doch ein ziemlich richtiges Gefühl haben, und obwohl den Meisten auch der Begriff des Geizes ziemlich geläufig ist, so sind doch die Vorstellungen, die man sich von der Zusammensetzung dieser beiden Wörter, nämlich vom Ehrgeiz, macht, überaus unbestimmt und schwankend.

Man nennt einen Menschen ehrgeizig, bei dem man ein besonderes Streben, sich auszuzeichnen, wahrnimmt; man nennt auch ehrgeizig denjenigen der eifersüchtig darüber wacht, daß ihm die seinem Stand und seinen Verdiensten gebührenden Ehrenbezeigungen erwiesen werden; man nennt ehrgeizig endlich denjenigen, dem es nicht sowohl um das Verdienst selbst, als um den Lohn und die Emolumente des wirklichen Verdienstes, und um das Ansehen, das es verleiht, zu thun ist. Es werden also sehr verschiedene

Dinge mit einander verwechselt oder vielmehr mit einem und demselben Worte bezeichnet. Man wirft den Thatendurstigen, den Ruhmliebenden, den Hochmüthigen, den Aemter-, Titel- und Ordenssüchtigen in einen Topf.

Da der Ehrgeiz auf unser Wohl und Wehe einen so großen Einfluß hat, so lohnt es wohl die Mühe, diese Leidenschaft beim Lichte zu betrachten. Denn das Unheil, das an sich berechtigte Triebe und Gefühle in unserem Gemüthe anrichten, kommt meist von den damit verbundenen verworrenen Vorstellungen her. Solche Vorstellungen kann man aber entwirren, wenn man sie mit der Fackel der Vernunft beleuchtet, d. h. wenn man darüber reflectirt. Wie Nebelflecke unter einem guten Fernrohr in einzelne Sterne sich auflösen, so lösen sich unklare Gefühle durch methodisches Denken in unterscheidbare Vorstellungen auf. Diesen vermag die Vernunft beizukommen, mit denen kann sie rechten; während Triebe und Gefühle, wie sie in der Leidenschaft und im Affect sich offenbaren, der Vernunft keine Angriffspuncte bieten, deshalb undisciplinirbar sind.

Die berechtigtste und urwüchsigste Art des Ehrgeizes — um des Sprachgebrauchs zu liebe das Wort beizubehalten — ist der **Thatendrang** oder die **Thatenlust**. Diese Leidenschaft ist nichts Anderes als das Drängen der in uns liegenden Kräfte und Anlagen, wirksam zu werden. Je größer daher die Anlagen, desto größer die Thatenlust. Das Wort **That** ist natürlich hier nicht in dem engen Sinne genommen, wonach man nur Handlungen auf dem Gebiete des practischen Lebens darunter versteht, sondern in jenem weiteren Sinne, der Wirksamkeit jedweden Talentes in sich

schließt. Der Künstler, der wissenschaftliche Forscher, der Weltverbesserer, hat so gut seinen Thatendrang wie der Militär, der Staatsmann, der Regent ꝛc.

Obgleich der Ehrgeiz erst im Mannesalter zur vollen Entfaltung kommt, so zeigen sich seine Keime in der Regel doch schon im Jugend- und Jünglingsalter, denn was eine Nessel werden will, brennt bei Zeiten. Nur ist der Ehrgeiz in diesem Alter noch ein dunkler Drang, eine unbestimmte Sehnsucht, eine melancholische Unruhe. Der von dieser Unruhe Erfaßte ist je nach den Vorbildern, womit er sich eben beschäftigt, bald Heerführer, bald Gesetzgeber, bald Dichter, bald Weiser, bald etwas Anderes. Liest er eine Biographie von Alexander, Scipio, Hannibal oder Cäsar, so spürt er alle Eigenschaften eines großen Feldherrn in sich, er schlägt wie Leonidas mit einem kleinen Haufen unermeßliche Heere, überrascht die Welt mit unerwarteten Expeditionen, zieht an der Spitze siegreicher Armeen in eroberten Städten ein, sieht sich mit Lorbeeren bekränzt, auf den Schild gehoben, im Epos verherrlicht, in der Geschichte fortleben. Fällt ihm der Lebenslauf eines Shakespeare, Schiller, Goethe in die Hand, wie schnell ist der Feldherr vergessen und wie reizend scheint ihm das Loos des Dichters! Natur und Leben im Gedicht verklären, ein Priester des Schönen werden, seine Werke gedruckt, in allen Bibliotheken und auf jedem Büchertische sehen, seinen Namen in allen Zeitungen finden, seine Lieder in Aller Mund wissen, wie Goethe Arm in Arm mit Fürsten gehen, nach dem Tode durch Standbilder verewigt werden: was kann es Schöneres geben? Und wenn er es recht bedenkt,

so hat er auch so ziemlich Alles was dazu gehört, ein großer Dichter zu werden. Hat er nicht schon ganz artige Verslein gemacht, die die Verwunderung der ganzen Verwandtschaft erregten? Noch ein bischen Uebung und Dante der Zweite ist fertig. Wie brennt ihm der Kopf, wie schlagen seine Pulse bei solchen Gedanken!

Nun liest er zufällig ein andermal von der Gemüthsruhe und der Selbstbeherrschung eines Seneca, Sokrates, von der Weisheit eines Plato, Zeno oder Xenocrates: und siehe da, die Heldengröße eines Hannibal, der Dichterruhm eines Schiller schrumpfen zu nichtsbedeutender Größe herab; es fällt ihm wie Schuppen von den Augen; was ist Ehre? was ist Ruhm? was ist Größe? fragt er sich und blickt mit dem verächtlichen Lächeln eines Philosophen, der alle Standpuncte überwunden, auf seine ehrgeizigen Träume wie auf die Luftschlösser eines Kindes zurück; es ist ihm klar, das höchste Gut ist die Weisheit, und wer nach etwas Anderem strebt, ist ein Thor.

Wie viele solcher Fieber-Paroxysmen muß ein junger Mensch, in dem der Thatendrang erwacht, durchmachen, bis dieser festes Ziel und Richtung gewonnen hat. Es sind seltene Lieblinge des Geschicks, bei denen der Beruf schon so frühzeitig zum Durchbruch kommt, daß sie ihren ganzen Lebenslauf darnach einrichten können. Wie Viele nehmen den unbestimmten, ziellosen Drang ihrer Thatenlust mit in's reifere Alter hinüber! Wie viele Andere gibt es, denen ihr eigentlicher Beruf erst klar wird, wenn sie schon unwiderruflich an eine andere Laufbahn gebunden sind! Dann leiden sie die Qualen des Fisches, der auf trockenem Lande

schwimmen, des Rennthieres, das den Pflug ziehen soll, des Löwen, der der Befriedigung gaffender Neugier im engen Käfig dienen, des Adlers mit gebrochenen Flügeln, der auf der Erde kriechen muß.

Wie viele Andere befinden sich vielleicht in der richtigen Lebensbahn, es fehlt ihnen aber an Gelegenheit, ihre höheren Talente zur Geltung zu bringen. Man denke sich einen Militär, der nicht nur sich berufen glaubt, sondern wirklich berufen ist, Armeen zu commandiren, und der die Zeit seiner vollen Thatkraft in langem Frieden, in ganz untergeordneter Stellung, thatenlos vertrauern muß; man denke sich einen Beamten, der fähig wäre, einen Ministerposten zu bekleiden, und der in dem kleinen Bureau einer kleinen Provinzialstadt, Jahr aus, Jahr ein, Actenstaub schlucken und seine Kräfte im Tretrad eines engen und einförmigen Kanzleidienstes langsam und ruhmlos abnützen muß; man denke sich ein erfinderisches Genie mit den herrlichsten Ideen, das wegen Mangel an Capital und an Vertrauen Anderer in die Lebensfähigkeit seiner Projecte, dieselben nie zur practischen Ausführung bringen kann; wie manche Erfindung, womit sich unser jetziges Jahrhundert brüstet, war schon vor hundert und mehr Jahren in dem Haupte eines einsamen Denkers aufgetaucht, der sie wegen Armuth und weil man seine Ideen als Narrheit verschrie, unverkörpert mit ins Grab nehmen mußte! Wie lange könnte man dieses Verzeichniß von Beispielen unbefriedigten Thatendranges noch fortsetzen? und wer ermißt, was so viele treffliche Menschen darunter litten und leiden?

Minder edel als die Thatenlust ist die **Ruhmliebe**, obgleich diese wieder edler ist als der Ehrgeiz im engeren Sinne. So natürlich der Wunsch junger feuriger Gemüther und begabter Köpfe ist, die Blicke der Welt auf sich zu lenken, bewundert zu werden und ihren Namen auf die Nachwelt zu vererben, so ist dieser Wunsch der Eigenliebe doch minder lauter als die Thatenlust aus Lust am Wirken selbst. Vollkommen uneigennütziger Ehrgeiz ist, ich will nicht sagen, beispiellos, doch sicher außerordentlich selten; denn wir können es nicht verhindern, daß sich in unseren Wunsch nach Entfaltung und Wirksamkeit unserer Fähigkeiten die Vorstellung von den Ehren und Erfolgen menge, wovon außerordentliche Leistungen begleitet zu sein pflegen. Unser Ehrgeiz ist nicht absolut-, sondern nur relativ-edel, je nachdem mehr oder weniger selbstsüchtige Motive dabei im Spiele sind. Die Sache läßt sich am besten durch Pascal's Hasen klar machen. Dem echten Jagdliebhaber wird es freilich mehr um die Lust des Jagens als um den Hasen zu thun sein; allein auch der uneigennützigste Jäger wird sich die Jagdbeute immerhin gefallen lassen, wird auch nichts dagegen haben, wenn er ob des Muthes und der Geschicklichkeit, die er bei der Jagd entwickelt hat, gelobt und bewundert wird. Wem es aber mehr um diese Bewunderung und dieses Lob, und mehr um den Hasen selbst als um das Jagen zu thun ist, der ist mehr eitel und eigennützig als jagdlustig.

Es gibt auch Jäger, denen es fast ausschließlich um den Hasen und nicht um das Jagen zu thun ist, das ist der Wildschütz und der Forstwart, der seinen Herrn bestiehlt,

Auch auf dem Felde des Ehrgeizes gibt es Wilddiebe und ungetreue Forstwarte, das sind die Intriganten, jene Ehrgeizigen, denen alle Mittel recht sind, wenn sie nur zu Ehren, Titeln, Aemtern und Orden führen. Lassen wir Helvetius sprechen, der diese Sorte von Ehrgeizigen vortrefflich charakterisirt.

»Der Intrigant macht sich zum Mittelpunct der Welt; auf sein Interesse allein bezieht er Alles; er thut nichts für das öffentliche Wohl; wenn er zu hohen Stellen gelangt, so genießt er das Ansehen, das immer mit der Macht verbunden ist, und freut sich besonders der Furcht, die er einflößt; allein er kann nie zu dem Rufe gelangen, den man als eine Gabe der allgemeinen Dankbarkeit ansehen muß; er erhebt sich zu hohen Stellen, nur um sich zu entehren; weil in der That der Geist der Intrigue, der nöthig ist, um sich einflußreiche Stellen zu erschleichen oder zu erschwindeln, nichts gemein hat mit dem Charakter, den Kenntnissen und Fähigkeiten, welche erforderlich sind, um dieselben würdig auszufüllen. Ueberdieß gehört zum Intriganten eine gewisse Niedrigkeit der Gesinnung, die ihn in den Augen des Publicums verächtlich macht.«

Nicht minder unerfreulich als das Bild des fähigen Intriganten ist das Loos desjenigen Ehrgeizigen, den Protection, Geburt und sonstige Gunst der Umstände auf einen Posten gehoben haben, dem er nicht gewachsen ist. Frau von Staël schildert einen solchen mit Meisterschaft.

»In den gewöhnlichen Lagen des Lebens täuscht man sich über sein eigenes Verdienst; aber ein wachsames Gefühl läßt den Ehrgeizigen das Maß seiner Mittel erkennen und seine Leidenschaft klärt ihn über sich selbst auf, nicht

wie die Vernunft, welche befreit, sondern wie der Wunsch, der sich verzehrt; dann geht er nur darauf aus, Andere zu täuschen, und um dieß zu erreichen, darf er sich nicht aus dem Auge verlieren; das Vergessen eines Augenblicks wäre ihm verderblich; er muß, was er spricht und denkt, kunstreich zurichten, damit er sich keine Blöße gibt; er muß sich geschickte Werkzeuge suchen, die ihn unterstützen, ohne daß er verräth, was ihm fehlt, und Vorgesetzte voll Unwissenheit und Eitelkeit, damit er sie durch Lob und Schmeichelei von prüfendem Urtheil abhalten könne. Endlich muß er sich beständig hüten, sich zu zeigen, wie er ist, ohne daß er dabei die Unruhe des bösen Gewissens los wird, welches jeden Augenblick fürchtet, sein Geheimniß verrathen zu sehen, denn er weiß, daß ein feiner Kopf auf dem Grunde seiner Schweigsamkeit die Unwissenheit entdecken kann, welche sich zusammennimmt, und in dem Enthusiasmus der Schmeichelei die Kälte, die sich künstlich entzündet.«

Fast tragisch erscheint das Geschick des ehrgeizigen Selbstsüchtlings, wenn wir sehen, wie seine Bemühungen, geehrt, geachtet, bewundert zu werden, gerade die entgegengesetzte Wirkung haben. Je geschickter er es anzugreifen meint, um sich die Sympathien derer zu sichern, deren Hülfe er zur Durchführung seiner Plane bedarf, desto mehr läuft er Gefahr, daß man seine Absicht durchschaut und desto empfindlicher ist der Rückschlag. Denn zur Entrüstung über seine Selbstsucht und Falschheit gesellt sich die Entrüstung darüber, daß er uns für so geistesbeschränkt hielt, uns düpiren zu können. Das Publicum, das viele Augen und viele Ohren hat, ist aber wunderbar scharfsichtig,

darum darf auch der schlaueste Intrigant nicht hoffen, die Welt über seine wahre Natur lange zu täuschen. Es mag geschehen, daß außerordentliche Leistungen die Gemüther der Menschen eine Zeit lang in Athem halten, ihr Urtheil bestechen und verwirren können; die Ernüchterung bleibt aber niemals aus, und wehe dem, den die öffentliche Meinung dann richtet! Wenn Napoleon I., um ein Beispiel unter vielen zu erwähnen, jetzt milder beurtheilt wird, als er es vielleicht verdient, so liegt der Grund nicht bloß in dem Großen, das er, gleichviel aus welchen Motiven, wirklich geschaffen, sondern auch in dem Umstand, daß unserem Gerechtigkeitssinne durch Moskau, Leipzig, Waterloo, und Helena Genüge geschehen ist; denn dem niedergeworfenen und gedemüthigten Ehrgeiz gegenüber sind wir entwaffnet. Wie ganz anders stände höchst wahrscheinlich das Bild des Weltbezwingers vor unserer Erinnerung, wenn es nicht durch sein tragisches Ende poetisch verklärt wäre! Das Glück, dessen Liebling er so lange war, hat sich ihm auch dadurch noch günstig erwiesen, daß es ihm durch dieses Ende das verlieh, was ihm zur beneideten Unsterblichkeit fehlte: den »dramatischen Abgang« von der Weltbühne.

Worin sich die ehrgeizigen Selbstsüchtlinge am meisten täuschen, und was alle ihre Berechnungen zu Schanden macht, das ist, daß sie nicht begreifen, wie man sich nur beliebt machen kann, wenn man wirklich, nicht bloß scheinbar, wiederliebt. Es liegt nun einmal in der Natur der Liebe, daß sie Gegenseitigkeit heischt, und daß, wo diese fehlt, früher oder später das Feuer erlöschen muß. Wie

wandelbar ist überdieß Volksgunst!*) Das eminenteste, das uneigennützigste Verdienst kann es nicht verhüten, daß es oft noch bei Lebzeiten, noch in der Fülle der Kraft, durch den Umschwung der Verhältnisse in Vergessenheit geräth, ja daß man Den heute mit Koth bewirft, den man gestern noch auf den Händen trug. „Le roi est mort, vive le roi!“ ist ein Wort, das sich auf alle hervorragenden Verdienste anwenden läßt. Wenn nun schon der edle Ehrgeiz ein solches Loos gewärtigen muß, um wie vielmehr der selbstsüchtige! Was uns mit diesem einigermaßen auszusöhnen vermag, das ist das Gute, das er absichtslos thut. Denn so öconomisch scheinen in der Welt die Kräfte vertheilt, daß selbst das Böse dem Guten dienen muß. Auch Gifte sind nützlich, wie die Arzneimittellehre beweist, und Schiller hat Recht, wenn er sagt: »Was die Geschichte dem strafenden Gewissen eines Gregor und Cromwell geheimhält, das eilt sie der Menschheit zu offenbaren: daß der selbstsüchtige Mensch niedrige Zwecke zwar verfolgen mag, aber unbewußt vortreffliche befördert.«**)

Wir wollen nun eine andere Classe von Ehrgeizigen in's Auge fassen, die ich der Kürze wegen mit dem Namen **unpractische Genie's** bezeichnen will. Es sind das meist

---

*) What but ambition, makes a man speak andwrite and slave and become famous? alas! t' is a melancholy thing in human nature, that so little is good and noble, both in itself and in it's source! Our very worst passions will often produce sublimer effects, than our best.

**) Ein schwindlicht und unzuverlässig Haus
Hat der, so auf das Herz des Volkes baut. (Shakespeare.)

Menschen von der edelsten Denkungsart, von glänzender Phantasie, voll von Geist, reich an Ideen, die es aber bei dem feurigsten Thatendrang zu etwas Rechtem in der Welt nicht bringen können, aus dem einfachen Grunde, weil ihnen das Geschick abgeht, ihre Ideen der Zeit und den Umständen anzupassen, zur Verkörperung ihrer Entwürfe die rechten Mittel zu wählen, und diese Mittel auf die rechte Weise und mit dem rechten Nachdruck anzuwenden. Solche Menschen kreißen wie Berge, und gebären Mäuse. Erfüllt eine neue Idee ihren Kopf, so arbeitet es in ihnen wie in einem Vulcan, ihre Hoffnungen steigen wie ein Luftballon, ihre Phantasie fliegt über alle Hindernisse hinweg; es scheint ihnen unmöglich, daß ihr Project mißlingen könne. Kommt es aber zur Ausführung, so gleicht nichts der Verkehrtheit, womit sie die Sache anfassen; bei dem ersten Hinderniß erschrecken sie; schon der sardonische Blick eines Practikers macht sie stutzig; so schnell sie sich erhitzten, so schnell sind sie abgekühlt; so rasch ihre Hoffnungen gestiegen, so rasch fallen sie; und so groß beim Entwurf ihr Selbstgefühl, so groß ist beim Mißlingen ihr Kleinmuth; sie schwanken beständig zwischen allem Uebermuth des Genies und aller Entmuthigung der Ohnmacht.

Was ihren Ehrgeiz nährt und sie zur Resignation nicht so leicht kommen läßt, das ist, daß ihre Ideen oft wirklich vortrefflich und auch ausführbar sind, wie sie an Anderen sehen, welche Aehnliches mit Erfolg durchgeführt haben. Nach und nach freilich werden sie verzagt, verlieren das Selbstvertrauen, werden irre an sich und machen gerade, weil sie recht practisch sein wollen, größere Miß-

griffe als je. So kommt es, daß oft Leute mit den herrlichsten Anlagen, voll Thatendurst und gutem Willen, an sich selbst verzweifelnd, in kleinen Verhältnissen, oft im Trunk und rohem Sinnengenuß unrühmlich untergehen, weil ihnen eine Kleinigkeit, das practische Geschick, fehlte.

Nur wenn Menschen solcher Art von Haus aus in die rechten Verhältnisse versetzt werden, besonders aber wenn sie mit Leuten sich umgeben können, in denen sie sich ergänzt, d. h. in welchen sie diejenigen Eigenschaften finden, die ihnen selbst abgehen, dann leisten solche geniale, aber unpractische Naturen oft das Außerordentlichste. Ihr Genie erstarkt und regelt sich an dem practischen Sinn ihrer Werkzeuge; und ihr Ehrgeiz bekommt durch den Erfolg das Selbstvertrauen, das zu großen Thaten unumgänglich nothwendig ist. Der Erfolg spielt überhaupt in der Entwicklungsgeschichte des Thatendranges eine sehr wichtige Rolle. Er bläst oft den schwachen Funken zur lohen Flamme an und entwickelt Eigenschaften, die man manchen Menschen nie zugetraut hätte. Das Sprichwort sagt, zu Allem gehöre Glück; es ist wahr, Gunst der Umstände ist ein großes Hülfsmittel; aber das Meiste verdanken wir den ersten Erfolgen. Das Glück ist für das Genie eine Amme, die dieses mit der Milch des Erfolges säugt, bis es so weit erstarkt ist, daß es der Amme entbehren kann.

Für mittelmäßige Talente freilich werden erste Erfolge häufig auch zum wahren Unglück, weil sie zu verderblichen Selbstüberschätzungen führen und einen Ehrgeiz wecken, der mit dem Maß ihrer Kräfte in keinem Verhältnisse steht. Nehmen wir einen der alltäglichsten Fälle.

Ein junges Mädchen singt in einer Privat-Gesellschaft zufällig einmal ein hübsches Lied. Die Gesellschaft ist munter, der Text ansprechend, die angehende Sängerin ist hübsch, an diesem Tage ungewöhnlich gut disponirt und trägt animirt vor. Was ist natürlicher, als daß sie beklatscht wird, daß es von allen Seiten Complimente regnet, daß sie das Lied sogar wiederholen muß. Ein Herr, der im Geruch eines Kunstkritikers steht, läßt unbesonnenerweise ein Wort fallen von »schönem Talent«, und wie sehr es Schade sei, daß es nicht methodisch ausgebildet werde. Das unbedachte Wort wirkt wie ein Funke im Pulverfaß. Noch an demselben Abend wird häuslicher Kriegsrath gehalten, und nachdem man sich gegenseitig mit den kühnsten Luftschlössern den Kopf warm gemacht, wird einstimmig beschlossen, Mina, wie wir die junge Dilettantin nennen wollen, zur Sängerin auszubilden.

Gleich folgenden Tages wird ein Singmeister genommen, wohl auch andere Lehrer; es wird »studirt« über Hals und Kopf, denn die Laufbahnen und Gagen einer Sontag, Jenny Lind, Luca ꝛc. sind eine Perspective, die zu den größten Anstrengungen anspornt.

Inzwischen vergehen mehrere Jahre, das Ausbilden geht nicht so rasch, als man bei Mina's »eminentem Talent« anfänglich glaubte; die Aeltern, die unbemittelt sind, setzen ihre ersparten Nothpfennige zu, machen Schulden auf die Zukunft der Tochter, darben wohl auch, nur daß die Lehrer immer bezahlt werden können. Man vertröstet sich gegenseitig von einer Saison auf die andere; Mina singt endlich Probe, bald da, bald dort, aber die Opern-Directoren und

Agenten haben keinen Sinn für Mina's schönes Talent, oder sind — so meint man wenigstens — durch heimliche Nebenbuhlerinnen eingenommen, wo nicht gar bestochen; anstatt mit beiden Händen zuzugreifen, äußern sie sich kühl, ausweichend, und vertrösten auf später. Wenn es gut geht, findet sich vielleicht ein redlicher Mann, der Mina unumwunden sagt, daß sie zwar eine ganz nette Stimme, aber keinen Tact, kein Gehör, kein musikalisches Gedächtniß habe, kurz, daß ihr jene Mittel fehlen, die erforderlich sind, um ein vielköpfiges Publicum, das für sein theures Geld große Ansprüche macht, zufriedenzustellen. Wird dieser Wink etwas nützen? Schwerlich. Der ehrliche Grobian wird sich die ganze Familie zum Feind machen, Mina wird »fortstudiren«, bis entweder alle Mittel der Aeltern erschöpft sind, oder bis es ihr gelingt, an einer ganz kleinen Bühne, für ganz kleine Nebenrollen, ein Engagement zu erhalten und mit der kleinen Gage ein elendes Dasein zu fristen. Aber was für Demüthigungen müssen Tochter und Aeltern erdulden, wie oft muß Mina an größeren Bühnen schon durchgefallen sein, bis ihre hochfliegenden Plane so weit herabgestimmt sind, daß sie sich mit solchem Loose begnügen! Und wie erst, wenn Mina ihre Stimme verliert? Das Arbeiten mit den Händen, womit sie sich früher hätte ernähren können: das Sticken, Häkeln rc. hat sie über dem »Studiren« verlernt, oder sie hat den Geschmack daran verloren; einen Mann zu bekommen darf sie nicht hoffen, denn sie ist verblüht, oder zu stolz einen ehrlichen Handwerker zu nehmen; und wer wird ein Mädchen zur Gattin wählen, das ohne Schönheit, ohne Vermögen, trotz aller erlittenen

Demüthigungen voll Künstlerdünkel, und das den häuslichen Geschäften und des Fleißes entwöhnt ist?

Es ist nicht nöthig, das Bild weiter auszuführen, das nicht übertrieben, sondern genau nach dem Leben gezeichnet ist. Auch vereinzelt sind solche Fälle nicht; vielmehr wird gewiß jeder Leser dieser Zeilen in dem Kreise seiner Bekannten solche und ähnliche Beispiele unglücklichen Virtuosenthums aus Ueberschätzung kleiner Talente, aus Eitelkeit, Ehrgeiz, oft auch aus Habgier, aufzuzählen wissen. Man denke an die armen Märtyrer, die, kaum der Kinderstube entwachsen, von ihren Aeltern mit Gewalt zu Künstlern herangemartert werden; an die jungen Leute, die dem Gymnasium, der Universität, dem nährenden Handwerk, oft Frau und Kindern entlaufen, um sich an eine Schauspielertruppe anzuschließen, weil sie einmal in einem Privattheater mit Beifall den Hamlet'schen Monolog vom Sein und Nichtsein declamirt, und wovon unter zehn kaum einer zum Schauspieler wirklichen Beruf hat; man denke an die verfehlten Existenzen so vieler Maler, Bildhauer, Dichterlinge, Journalisten &c. Bei den Meisten waren es kleine und leichte Erfolge, die den Dämon der Ruhmsucht in ihnen weckten und sie bescheidenen Berufskreisen entzogen.

Was die Versuchung, die in kleinen Erfolgen liegt, so verführerisch macht, das ist, daß jeder Mensch von einigem Selbstgefühl sich einbildet, die Natur habe es mit ihm auf etwas ganz Besonderes abgesehen; daß es ihm scheint, als ob die Menschen und Dinge und Verhältnisse, in deren Mitte er sich sieht, nur seinetwegen da seien; daß er sich, wie gering auch seine bürgerliche Stellung sein mag, den-

noch, und gerade vielleicht deshalb, für eine höchst interessante Persönlichkeit hält; daß er so gerne geneigt ist, in einem kleinen Erfolg jenen Wink des Schicksals zu sehen, auf den er schon lange harrt und der ihn über seine erhabene Mission aufklären soll. Etwas Wahres liegt diesem Wahn der Eigenliebe, daß wir zu etwas Besonderem bestimmt seien, allerdings zu Grunde, denn jeder einzelne Mensch ist ein Inbegriff von Fähigkeiten und Kräften, die sich in ganz gleicher Mischung in keinem zweiten Menschen wiederfinden. Diese besondere Mischung von Kräften bedingt eine besondere Modification der allgemein menschlichen, nämlich unsere individuelle Bestimmung. Die Täuschung, wozu unsere Eigenliebe uns verleitet, besteht also darin, daß wir wähnen, das **Besondere** unserer Bestimmung müsse etwas **Außerordentliches** sein. Was muß ein ehrgeiziger junger Mensch für Erfahrungen machen, welche Seelenkämpfe muß er siegreich bestanden haben, wie oft muß er durch Mißerfolg gedemüthigt worden sein, bis er zu einer richtigen Schätzung des Maßes seiner Kräfte gelangt, bis er sich selbst beschränken lernt, *) bis er weiß,

*) Je crois qu'en effet le premier devoir de ce monde est de mesurer la carrière que le hasard nous a fixée, d'y borner nos voeux, de chercher la plus grande, la plus sûre des jouissances dans le charme des difficultés vaincues et des chagrins domptés; peut-être la dignité, le succès intime lui-même ne sont-ils qu'à ce prix. Mais pour arriver à cette résignation vertueuse, il faut de la force, une force immense. (Salvandy.)

Der Mensch ist nicht glücklich, als bis sein unbedingtes Streben sich selbst seine Begränzung bestimmt. (Goethe.)

wie weit sein Können reicht, und bis er es im Wohlwollen und in der Nächstenliebe so weit gebracht hat, daß auch fremdes Geschick ihm interessant vorkommt, und bis er sich des Talentes freuen kann, auch wenn dieß Talent nicht das seine, bis er sich herzlich des Großen und Guten freuen lernt, auch wenn es von Andern als ihm selbst vollbracht wurde.

Aus dem Bisherigen haben wir gesehen, daß der Ehrgeiz in allen seinen verschiedenen Schattirungen sich in doppelter Hinsicht als echte Leidenschaft kundgibt: durch die Heftigkeit, womit er sich unseres Gemüths bemächtigt, und durch die Leiden, die er mit sich bringt. Es fragt sich nun, wie ihn die Seelengesundheitslehre zu behandeln habe.

Sollen wir den Ehrgeiz unterdrücken? — Mit Unterscheidung. Den edlen Ehrgeiz, nämlich den Thatendurst, welcher mit dem Vervollkommnungstrieb auf's engste verschwistert ist, einzuschränken, davon kann keine Rede sein. Denn zur Wirksamkeit sind unsere Kräfte berufen, wirken sollen wir, und die Lust zur That ist die Mutter alles Fortschritts. Dieser Ehrgeiz bereitet uns auch die geringsten Leiden, und die wenigen, die er uns bringt, dienen nur dazu, unsere Seelenstärke zu befestigen und uns zur höheren Humanität zu erziehen.

Verderblich wird uns nur der kleinliche, eitle und selbstsüchtige Ehrgeiz, und die Raserei dieser Leidenschaft: die **Ehrsucht.** Die Erfahrung lehrt uns, daß uns der Ehrgeiz in eben dem Verhältniß größere Leiden bereitet, als er unedler ist. Darum können wir nichts Besseres thun, als unsern Ehrgeiz fort und fort zu reinigen von Allem, was

engherzig, klein und eigennützig ist. Je mehr uns dieß gelingt, desto weniger Täuschungen und Kränkungen sind wir unterworfen, desto unabhängiger wird unsere Lust zur That vom äußeren Erfolg, desto besser können wir entrathen, was den eitlen Ehrgeiz reizt. Wer auf Dankbarkeit keinen Anspruch macht, der wird sich nicht grämen, wenn sie ausbleibt; wer auf den Wechsel der Volksgunst gefaßt ist, der wird nicht überrascht sein, wenn ihm das Volk den Rücken kehrt; wer Anerkennung und Orden und Auszeichnungen anderer Art nach ihrem wahren Werthe schätzt, der wird sich deren Vorenthalts leicht getrösten.

Eins läßt sich bei alledem nicht verschweigen, die Thatsache nämlich, daß der Ehrgeiz fast in demselben Maße an Energie, Nachdruck und Ausdauer verliert, als er von Selbstsucht freier ist. Diese Erscheinung ist indessen keine vereinzelte. Aehnliches findet auch bei anderen Leidenschaften statt. Und wer immer ein offenes Auge für das Thun und Treiben der Menschen hat, vor Allem aber wer sich selbst kennt, der kann sich der Wahrnehmung nicht verschließen, daß Wahn und Laster größere Schnellkraft zu verleihen scheinen, als klare Einsicht und Tugend. Sollte uns diese Wahrnehmung kleinmüthig machen und von Läuterung unseres Ehrgeizes abhalten? Keineswegs. Vielmehr sollen wir die Mittel aufsuchen, wie wir unseren Willen zum Guten so stärken, daß er es mit der Vehemenz der ungebändigten Leidenschaft aufzunehmen vermag.

Sollte es das Schicksal fügen, daß unser Thatendrang keine volle Befriedigung findet, sollten wir meinen, daß wir zu etwas Besserem berufen seien, als was unsere jeweilige

bürgerliche Stellung uns darbietet, sollte gar Unmuth über das geringe Maß unserer Fähigkeiten uns beschleichen, so bedenken wir, daß nicht jeder Pflanzenkeim eine Ceder zu werden berufen ist, daß aber eine Binse in ihrer Art so vollkommen sein kann, wie eine Ceder in der ihrigen; daß jedes Geschöpf seine Bestimmung erfüllt, das Alles das wird, was es seiner Natur und dem Maße seiner Kräfte nach werden kann. Nicht Jedem ist Gelegenheit gegeben, sich durch außerordentliche Thaten auszuzeichnen; gemeinnützig streben und wirken kann aber Jeder; nicht Jeder kann hohe Stellen bekleiden, aber die bescheidenste Stelle pflichtgemäß ausfüllen und sich zu den höchsten Stellen fähig machen, ist Niemandem verwehrt; nicht Jedem können Ehren zu Theil werden, aber der höchsten Ehren würdig sein und dieselben entbehren lernen, wenn sie ihm nicht zu Theil werden, auch das kann ein Jeder.

Wir glauben dieses Capitel nicht besser schließen zu können, als indem wir die schönen Worte anführen, die Schiller an die akademische Jugend richtete, als er sein Lehramt der Geschichte an der Universität zu Jena antrat:

»Unser menschliches Jahrhundert herbeizuführen, haben sich — ohne es zu wissen oder zu erzielen — alle vorhergehenden Zeitalter angestrengt. Unser sind alle Schätze, welche Fleiß und Genie, Vernunft und Erfahrung im langen Alter der Welt endlich heimgebracht haben. Aus der Geschichte erst lernen wir einen Werth auf die Güter zu legen, denen Gewohnheit und unangefochtener Besitz so gerne unsere Dankbarkeit rauben: kostbare, theuere Güter, an denen das Blut der Besten und Edelsten klebt,

die durch die schwere Arbeit so vieler Generationen haben errungen werden müssen! Und wer, bei dem sich ein heller Geist mit einem empfindsamen Herzen gattet, könnte dieser hohen Verpflichtung eingedenk sein, ohne daß sich ein stiller Wunsch in ihm regte, an das kommende Geschlecht die Schuld zu entrichten, die er dem vergangenen nicht mehr abtragen kann? Ein edles Verlangen muß in uns entglühen, zu dem reichen Vermächtniß von Wahrheit, Sittlichkeit und Freiheit, das wir von der Vorwelt überkamen und reich vermehrt an die Folgewelt wieder abgeben müssen, auch aus unseren Mitteln einen Beitrag zu legen, und an dieser unvergänglichen Kette, die durch alle Menschengeschlechter sich windet, unser fliehendes Dasein zu befestigen. Wie verschieden auch die Bestimmung sei, die in der bürgerlichen Gesellschaft uns erwartet, etwas dazu beisteuern können wir Alle! Jedem Verdienst ist eine Bahn zur Unsterblichkeit aufgethan, zu der wahren Unsterblichkeit meine ich, wo die That lebt und weiter eilt, wenn auch der Name ihres Urhebers hinter ihr zurückbleiben sollte.«

Siebentes Capitel.

Die Liebe.

Manches Geheimniß der großen Natur
enträthselt der Weise;
Ohne die Liebe jedoch nimmer sein eigenes
Herz. (Wieland.)

Es kann nicht unsere Absicht sein, dieser gewaltigsten aller Leidenschaften ein Loblied zu singen; dafür haben die Dichter aller Nationen und Zeiten so reichlich gesorgt, daß wir entweder zum ungeschickten Nachbeter werden müßten, oder höchstens eine dürftige Nachlese halten könnten. Unseres Amtes ist es auch gar nicht, die Liebe zu verherrlichen, noch dieselbe mit der rücksichtslosen Gründlichkeit des Philosophen und Naturforschers in ihre zartesten Fasern zu zerlegen, noch endlich dieselbe mit dem Ingrimm des Menschenhassers in den Staub zu ziehen, sondern wir haben mit der Gegenständlichkeit des gewissenhaften Seelen-Diätetikers zu untersuchen, in wiefern die Liebe unser Gemüth erheben und beseeligen, und in wiefern niederdrücken und bis zur gänzlichen Störung seines Gleichgewichts, zur schwärzesten Melancholie, und bis zu völligem Wahnsinn treiben kann. Hieraus wird sich dann ergeben, ob und in wie weit

der vernünftig gebildete Wille diese Leidenschaft zu beherrschen und zu regeln und ihre Leiden auf das geringste Maß zu beschränken vermag.

Die erste Frage, die sich uns aufdrängt, ist die: Was ist Liebe?

Zwei Seelen und ein Gedanke,
Zwei Herzen und ein Schlag,

nennt sie der Dichter des Sohnes der Wildniß; den hebenden Sauerteig der Jugend, das Baummark des Lebens, die Bienenkönigin des jugendlichen Gedankenschwarms nennt sie Jean Paul; ein Geschäft für die Müßigen, eine Zerstreuung für den Krieger, eine Klippe für die Fürsten, nennt sie Napoleon I.; *) eine Leidenschaft zu herrschen, eine Sympathie, einen verborgenen und zarten Wunsch, nach manchen Mysterien zu besitzen, was man liebt, **) nennt sie La Rochefoucauld.

Nur der vorläufigen Orientirung wegen haben wir einige von den Erklärungen citirt, wie sie sich unserem Gedächtniß über »das süße Räthsel der Menschennatur« eben aufdrängten. Was uns betrifft, so erklären wir die Liebe in ihrem weitesten Sinne, wonach sie auch die freundschaftliche Liebe umfaßt, als **eine Kraft des Gemüths,**

---

*) L'amour est une affaire pour les gens oisifs, une distraction pour les guerriers et un écueil pour les princes.

**) Il est difficile de définir l'amour: ce qu'on en peut dire est que dans l'ame c'est une passion de régner, dans les esprits c'est une sympathie; et dans le corps ce n'est qu'une envie cachée et délicate de posséder ce qu'on aime, après beaucoup de mystères.

welche uns befähigt, der Selbstliebe uns so weit zu entäußern, daß wir an dem Wohl und Wehe eines andern Menschen ebenso lebhaften Antheil zu nehmen vermögen, als an unserem eigenen, ja die sich sogar so weit steigern kann, daß wir freudig unsere ganze Existenz dem geliebten Gegenstand zum Opfer zu bringen im Stande sind.

Wenn wir Anhänglichkeit, Dankbarkeit rc. als Modificationen der Liebe gelten lassen wollen, so muß zugegeben werden, daß auch Kinder, ja selbst Thiere lieben können. Leidenschaftlicher Liebe sind wir aber unstreitig erst dann fähig, wenn — wie wir das schon an einem anderen Orte gesagt haben — der Aufbau unseres Leibes dem Wesen nach vollendet ist. Sobald ein Ueberschuß von Lebenskraft über das zum Aufbau des Leibes Erforderliche vorhanden ist, treten auch die ersten Regungen ein, diesen Ueberschuß auf kommende Generationen zu vererben. Mit diesem rein physischen Vorgang, der naturnothwendig auf unser psychisches Leben reagirt, in diesem als Gährungselement wirkt und dadurch viele latente Kräfte frei macht, steht ein anderer Vorgang in unmittelbarem Zusammenhang.

Wenn nämlich dieser Umwandlungsprozeß vollzogen, d. h. wenn unser Selbst der Hauptsache nach fertig ist, bedarf dieses Selbst minderer Pflege, minderer Sorgfalt, minderer Liebe als früher. Während unsere Fähigkeit zu lieben mit der Gesammt-Entwickelung gewachsen ist, findet sie allmälig weniger Anlaß zur Bethätigung, die Selbstliebe gewährt unserem Leben keinen genügenden Inhalt, sie befriedigt nicht mehr. Es tritt nun eine Erscheinung ein,

ähnlich der, die wir beim Erwachen des Thatendranges beschrieben haben; es bemächtigt sich des Gemüthes eine gegenstandslose Sehnsucht, ein dunkles Drängen und Treiben, eine ahnungsvolle Unruhe; es ist die Selbstliebe, die einen Ausweg sucht, und die ihn in dem Ueberströmen in ein anderes Selbst endlich findet.

Wenn diese Darstellung richtig ist, so fällt der Zeitpunct der Geschlechtsreife nothwendig zusammen mit der erwachenden Fähigkeit lebendigen Wohlgefallens an Andern und lebendiger Theilnahme für Andere. Es ergibt sich daraus ferner, daß aller Liebe das **Bedürfniß zu lieben** vorhergehen müsse. Dieses Bedürfniß treibt, wie Jean Paul sehr richtig bemerkt, zu größeren Thorheiten als die Liebe selbst, weil es ungeduldig macht und uns so leicht verleitet, unsere Neigung einem Gegenstande zuzuwenden, der unserer Liebe entweder ganz unwürdig ist, oder der wenigstens nicht diejenigen Eigenschaften hat, welche, mit der unseren vereint, den schönen Einklang geben, der zur echten, wahrhaft beglückenden Liebe unumgänglich nöthig ist.

Diese Eigenschaften brauchen durchaus den unseren nicht gleich zu sein; vielmehr scheinen für die Harmonie der Seelen ähnliche Gesetze zu bestehen wie für die Musik. Eine gewisse Uebereinstimmung muß vorhanden sein, sonst gibt es Dissonanzen; eine gewisse Unähnlichkeit muß vorhanden sein, sonst entstehen Gleichklänge, aber keine Accorde. Die Uebereinstimmung bedingt den Zug der Herzen, die Unähnlichkeit läßt die Seelenbewegung, welche das

Wesen jeder Leidenschaft bildet, nicht zur Ruhe kommen, nährt, erhält und würzt also die Leidenschaft.*)

Was gar wesentlich dazu beiträgt, daß das Bedürfniß zu lieben uns so leicht zu unpassenden Wahlen treibt, das ist, daß unsere Phantasie das Wesen, welches der Zufall unserer Neigung entgegenbringt, mit einer Menge eingebildeter Vorzüge schmückt, so daß wir in dem Geliebten nicht sowohl das lieben, was es ist, als vielmehr das, wozu wir es gemacht haben. Früher oder später muß dann die Zeit kommen, wo das Wirkliche unter der von uns selbst geschaffenen verklärenden Hülle durchbricht, und wenn dieses Wirkliche dann nicht mindestens im Großen und Ganzen die Prüfung besteht, so folgt traurige Ernüchterung und Enttäuschung.**) Ist das eheliche Band dann schon geschlossen, so wird das Leben der beiden Aneinandergeschmiedeten nur allzu oft zu einer langen, traurigen Kette von Zerwürfnissen, von Kämpfen zwischen Ueberdruß und

---

*) L'amour aussi bien que le feu ne peut subsister sans un mouvement continuel, et il cesse de vivre dès qu'il cesse d'espérer ou de craindre. (La Rochefoucauld.)

Pour alimenter l'amour, il faut, je crois des différences de goûts et d'opinions, de petites souffrances, des pardons, des larmes, tout ce qui peut exciter la sensibilité et réveiller la sollicitude journalière. (G. Sand.)

**) On est quelquefois moins malheureux d'être trompé par ce qu'on aime que d'en être détrompé.

(La Rochefoucauld.)

Rien n'égale le désespoir que fait éprouver la certitude d'avoir aimé un objet indigne de soi. (Me. de Staël.)

Pflichtgefühl, zu einem Zustand der Agonie, in welchem das beiderseitige Glück weder leben noch sterben kann; nicht leben, weil die Disharmonie solches nicht zuläßt, nicht sterben, weil das sinnliche Band das dem Erlöschen nahe Liebesflämmchen von Zeit zu Zeit zu einem schwachen Aufflackern bringt.

Besonders übel sind in solchem Falle die armen Frauen daran. Denn der Mann darf und soll nicht in der Liebe aufgehen, er hat noch Anderes, wofür er leben kann. Kann er die Gattin nicht lieben, so liebt er das Vaterland, den Ruhm, seine Pflicht; findet er das Glück nicht in der Ehe, so findet er es vielleicht in der Ausübung seiner Kunst, seines Gewerbes, in der Befriedigung seines Thatendranges. Aber die Frau, die nur **eine** herrschende Leidenschaft hat und haben soll, die Frau, welche von der Natur eigens für diese **eine** Leidenschaft geschaffen zu sein scheint,*) deren ganzes Leben, deren ganzes Glück, wenn sie keine Abnormität ist, im häuslichen Kreise sich abspinnt, sie, die Arme, ist zwiefach unglücklich.

Ein weiterer Anlaß zu unpassenden Wahlen ist unsere **Eitelkeit.** Wie oft geschieht es nicht, daß wir unsere Neigung bloß darum Jemandem zuwenden, weil wir zu bemerken glauben, daß dieses Jemand sich für uns

*) De toutes les passions violentes celle qui sied le moins mal aux femmes, c'est l'amour.

(La Rochefoucauld.)

L'amour est l'histoire de la vie des femmes, c'est un épisode dans celle des hommes. (Me. de Staël.)

interessirt. *) Wir werden dann verführt, das Gefühl der Dankbarkeit, womit unsere befriedigte Eitelkeit uns erfüllt, für den Zug des Herzens zu halten. Dieß ist besonders für Frauen gefährlich, bei denen der Wunsch zu gefallen so lebendig ist. Denn oft ist die ihnen erwiesene Aufmerksamkeit weiter nichts als eine Lockspeise, die man ihrer Eitelkeit hinwirft, um daran ihre Tugend zu fangen. Gewandte Verführer wissen von diesem Köder einen nur allzu guten Gebrauch zu machen. Viele Fehltritte der Frauen rühren wahrlich weniger von ihrer Sittenlosigkeit her, als von ihrer blinden Leichtgläubigkeit und von dem Grundtrieb ihres Geschlechts, Wohlgefallen zu erregen.**) So mächtig ist dieser Trieb, daß er selbst bei braven Frauen den Wunsch nach Achtung überwiegt.***)

Es ist eigenthümlich, daß die Liebe, obwohl sie in einer Verneinung, Beschränkung und oft Vernichtung der Selbstliebe besteht (man denke an den Selbstmord aus

*) When a man approves greatly of a woman's character and person, nothing is so likely to kindle approbation into love, as his imagining that love already exists withen her breast towards him. (Moore.)
L'amour fait naître l'amour. Celui qu'on éprouve est presque une garantie de celui qu'on inspire. Un talisman peut seul préserver de l'incendie celle qui l'alluma: ce talisman c'est un autre amour, ou le vide qu'il laisse dans une âme blasée. (Balzac.)

**) La vanité perd plus de femmes que l'amour. (Me. du Deffand.)

***) Quelque vertueuse que soit une femme, c'est sur sa vertu qu'un compliment lui fait le moins de plaisir. (Prince de Ligne.)

Liebe), dennoch in eben dem Verhältniß selbstsüchtiger wird, als sie leidenschaftlicher ist. Wie läßt sich dieser Widerspruch erklären?

Wir glauben am einfachsten so:

Die Liebe, haben wir gesagt, sei ein Ueberströmen der Selbstliebe auf ein fremdes Object, eine Entäußerung eines Theils unseres Selbst, um es einem fremden Selbst hinzugeben. Diese Hingabe findet aber unter der, wenn auch nicht immer klar erkannten, so doch gefühlten Erwartung und Anforderung statt, daß uns dafür Ersatz werde. Je größer die Hingabe, desto größeren Ersatz verlangen wir. Der Ersatz kann in nichts anderem bestehen, als in Gegenliebe. Je leidenschaftlicher daher unsere Liebe ist, desto leidenschaftlicher heischen wir Gegenliebe und desto größere Anforderungen stellen wir an sie. Es gibt vielleicht nur eine Liebe, die frei von Selbstsucht ist, das ist die Liebe der Aeltern zu den Kindern; aber nur so lange diese im Stande der Unmündigkeit sind; später verlangen wir Gegenliebe auch von ihnen.

Das Bedürfniß, nicht bloß zu lieben, sondern auch **geliebt zu werden,** ist die Quelle des höchsten Glückes, wie des schwersten Leids für den Menschen. Bei der edlen Geschlechtsliebe ist der Moment, wo wir die Gewißheit der Gegenliebe der Geliebten haben, der Blüthenmoment unseres irdischen Glückes.*) Von diesem Augenblick an sind

*) Si l'Etre tout-puissant qui a jeté l'homme sur cette terre, a voulu qu'il conçût l'idée d'une existence céleste, il a permis que, dans quelques instants de sa jeunesse, il pût aimer avec passion, il pût vivre dans un autre,

wir gleichsam Menschen höherer Art; alle unsere Fähigkeiten nehmen einen ungewöhnlichen Aufschwung, und zwar nicht bloß in intellectueller, sondern auch in sittlicher Hinsicht. Denn wer ist lebendigeren Mitleids, herzlicherer Mitfreude, größerer Aufopferung fähig; wer ist zum Helfen, Trösten, Schützen bereitwilliger; wer verzeiht lieber; wer ist freigebiger und großmüthiger; wer hat einen empfänglicheren Sinn für das Schöne, Gute, Rührende, Erhabene; wer hat einen größeren Abscheu vor allem Rohen, Niedrigen, Gemeinen als der glücklich Liebende? Es ist, als wenn in dem Läuterungsproceß einer reinen Liebe alles Unedle unserer Natur sich verflüchtigte. Finstere Moralisten, leugnet das, wenn ihr könnt!

Was das Glück der Liebe so groß macht, das ist nicht bloß das Bewußtsein der Gegenliebe, sondern das mit der activen Liebe verbundene Vergnügen selbst. Man kann es als Axiom aussprechen: **Jede Bethätigung der uns verliehenen Kräfte und Anlagen ist mit Lustgefühl verbunden.** Für den poetisch Begabten, für den Künstler gibt es keine größere Lust als das dichterische, das künstlerische Schaffen; für den Denker das Denken; für den Mann der That die Lust am practischen Wirken und Streben. Die Liebe ist auch eine Kraft des Gemüths, und wahrlich nicht die schlechteste; ihre Bethätigung daher Lust.

Da gibt es nun eine Sorte von Sophisten, welche eine sonderbare Freude daran haben, Alles was sie an der

---

il pût compléter son être en l'unissant à l'objet qui lui était cher. (Me. de Staël.)

Menschennatur Schönes und Edles finden, in den Koth zu ziehen und demselben eigennützige Motive zu unterlegen. Hört man sie, so helfen wir einem Nothleidenden nur uns zu lieb. Sie argumentiren nämlich so:

Wenn wir einen Menschen leiden sehen, so leiden wir aus angeborner Schwäche mit; wir wollen aber nicht leiden, deshalb helfen wir. Wem zu liebe helfen wir also? Nicht dem Leidenden, sondern uns zu liebe. Aehnlich argumentiren sie in Beziehung auf die Liebe. Die Liebe, sagen sie, gewährt uns Lust; würde die Bethätigung der Liebesfähigkeit uns Unlust gewähren, so würden wir das Lieben bleiben lassen. Sie schließen also, daß wir selbst in der reinsten Liebe, wohin man Aeltern-, Kindes-, Geschwister-, Freundesliebe rechnet, im Grunde nur uns selbst, das heißt unsere Lust, unser Glück lieben.

Janet, in seinem höchst schätzbaren Buche la philosophie du bonheur urtheilt über diese Sophistik folgendermaßen:

»Wenn es wahr ist, daß jede Herzensneigung mit Vergnügen verbunden ist, so ist es doch nicht wahr, daß das Vergnügen der Zweck unserer Zuneigungen ist. Lieben ist ein Vergnügen, aber man liebt nicht, um Vergnügen zu haben, sonst würde man mit Willkür lieben, was nicht wahr ist. Was bestimmt die Freundschaft, die Liebe, alle unsere Gefühle? Die Natur des geliebten Gegenstandes. Bei der Liebe tritt die Seele aus sich selbst heraus und in ein Anderes über. Das eben ist ihr angenehm, diese Hingebung ihres Selbst, dieses Sichselbstvergessen in einem Andern, diese Verdoppelung unseres Lebens durch ein

Anderes. Man denke sich, daß die Seele bei dieser Selbstentäußerung an sich selbst denkt, daß sie die Vortheile eines Herzensbündnisses, einer Liebe erwägt: sogleich ist der Zauber gebrochen, das Vergnügen zu lieben verschwindet. Man steht wieder seinem Selbst gegenüber; die Leere, die Oede erfaßt und umfängt uns von Neuem; das traurige Ich bleibt allein mit seinen armseligen Freuden, seinen düsteren Vergnügungen, seiner unersättlichen Langweile. Ja, die Liebe ist eine Lust, aber unter der Bedingung, daß wir wirklich lieben, das heißt, daß wir uns innig und aufrichtig an ein anderes Ich anschließen. Das Vergnügen geht aus dem Leben selbst hervor; es ist das Zeichen, die Wirkung, das Erschließen des Lebens, aber es ist nicht dessen Zweck.

Man könnte den Gedanken kürzer so ausdrücken: Lieben ist uns Lust, d. h. die Lust ist eine naturnothwendige Folge des Liebens, aber sie ist keine mit Absicht gewollte Folge desselben. Der Unterschied zwischen beiden Vorstellungsarten tritt um so schlagender hervor, wenn wir mit Anwendung des oben widerlegten Sophisma's über die Reue so argumentiren wollten: Auf eine unsittliche That folgt immer Reue; wer also sündigt, thut es um der Reue willen. Man sieht ein, wie absurd eine solche Schlußfolgerung wäre.

Wir fahren nun nach dieser kleinen Abschweifung in unserem Gedankengange fort.

Wenn das Bedürfniß geliebt zu werden mit unserer Liebesfähigkeit in gleichem Verhältnisse steht, so muß bei

fehlender Gegenliebe der Liebesfähigste auch der Elendeste sein. Dieser theoretisch richtige Satz findet in der Erfahrung seine volle Bestätigung. Menschen, die aus Liebesgram melancholisch werden, sich umbringen, wahnsinnig werden, das sind immer Menschen von tiefem Gefühl, von großer Aufopferungsfähigkeit. Ein Kaltsinniger, ein Egoist hat sich noch niemals aus Liebe umgebracht.

Wenn man Beispiele von Egoisten entgegenhält, die ihre Kinder sehr gerne haben, so ist das kein Gegenbeweis, weil Selbstsüchtlinge ihre Kinder gleichsam als Appendixe ihrer selbst betrachten, so daß ihre Liebe zu ihnen weiter nichts ist als eine etwas erweiterte Selbstliebe, wozu, wenn die Kinder noch hülflos sind, die instinctive Mutter- oder Vaterliebe kommt. Wer Gelegenheit hat, Aeltern mit ihren Kindern verkehren zu sehen, der kann interessante Beobachtungen machen. Man trifft oft Menschen, die zu ihren Kindern, so lange diese noch klein sind, eine wahre Affenliebe haben; wachsen diese aber heran, so nimmt ihre Liebe stufenweise ab; und haben die Kinder das erwachsene Alter erreicht, so vermögen diese selben Aeltern es nicht mehr über sich zu gewinnen, ihren Söhnen und Töchtern auch nur den leisesten Zärtlichkeitsbeweis zu geben. Können sie bei besonderen Veranlassungen nicht ausweichen, sie zu umarmen, so geschieht es mit unverkennbarem Zwang. Aus der Art wie Aeltern und erwachsene Kinder sich begegnen, kann man einen sicheren Rückschluß machen auf den Grad der beiderseitigen Herzenssprödigkeit oder Gefühlstiefe.

Menschen, die großer Liebe fähig sind,*) müssen nothwendig unglücklicher sein als Andere, weil wir nicht bloß Gegenliebe überhaupt verlangen, sondern ein der unsrigen gleiches Maß derselben. Titanen in der Liebe sind aber immer verhältnißmäßig selten. Daß wir das vergessen, ist die Quelle großen Leids für gefühlvolle und liebesbedürftige Seelen. Wenn wir bedächten, daß die Liebesfähigkeit ein Talent ist, das, wie alle anderen Gaben, die Natur dem Menschen in sehr ungleichem Maße verliehen hat, so würden wir uns über Kaltsinn und Lieblosigkeit Anderer weit weniger beklagen, als wir es thun. Kein Vernünftiger wird es einem Menschen verargen, wenn ihn die Natur stiefmütterlich mit Verstand, Witz, Geist ꝛc. ausgerüstet hat; warum wollen wir es ihm übelnehmen und ihm zürnen, wenn ihn die Natur mit Liebesfähigkeit schlecht bedacht hat? Kein Mensch kann weiter denken, als sein Verstand reicht, so kann auch keiner besser lieben, als sein Vermögen dazu reicht. Frau von Staël sagt sehr treffend, eben so gut könne man einem Menschen ein Verbrechen daraus machen, nicht als Dichter geboren zu sein.**) Ihr also,

---

*) L'homme sensible sur cette terre est d'une caste proscrite, sa langue n'est point entendue, ses sentiments l'isolent, ses désirs ne sont jamais accomplis, et ce qui l'environne, ou s'éloigne de lui, ou ne s'en rapproche que pour le blesser. (M. de Staël.)

**) On a tort d'appliquer les idées positives que nous avons sur le bien et le mal, aux délicatesses de la sensibilité. Accuser tel ou tel homme de ce qui lui manque à cet égard, c'est comme faire un crime de n'être pas

die ihr euch über Kaltsinn zu beklagen habt, lernt euch begnügen mit dem, was der Liebesarme euch bieten kann. Nur ein Schelm kann mehr geben als er hat.

Aber ist denn die Liebe nicht auch einer Steigerung fähig? Können wir unser Gedächtniß stärken, unseren Verstand schärfen, warum nicht auch die Liebesfähigkeit erhöhen? Man kann es allerdings, und dieß sei zum Trost nicht bloß der Kaltsinnigen gesagt, sondern auch derer, die sich durch Kaltsinn verletzt fühlen. Am leichtesten geht es in der Jugend, und das Meiste thut die Erziehung. Eine liebevolle, zärtliche Mutter wird in der Regel auch liebevolle und zärtliche Kinder haben. Es bedarf zur Entwickelung zarter Gefühle und der Fähigkeit liebevollen Anschmiegens an Andere nicht einmal hoher Einsicht und kunstvoller Veranstaltungen, die einfältigste Mutter kann in diesem Betracht eine vortreffliche Erzieherin sein; denn zur Liebe erzieht nicht der Verstand, sondern das Herz; *) Liebe zeugt

poète. La susceptibilité naturelle à ceux qui pensent plus qu'ils n'agissent, peut les rendre injustes envers les personnes d'une autre nature. Il faut de l'imagination pour deviner tout ce que le coeur peut souffrir, les meilleurs gens du monde sont souvent lourds et stupides à cet égard; ils vont à travers les sentiments comme s'ils marchaient sur des fleurs, en s'étonnant de les flétrir. N'y a-t-il pas des hommes qui n'admirent pas Raphaël, qui entendent la musique sans émotion, à qui l'Océan et les cieux ne paraissent que monotones? Comment donc comprendraient-ils les orages de l'âme?

*) Quelque penchant qu'on ait pour le vice, il est difficile qu'une éducation dont le coeur se mêle, reste perdue pour toujours. (J. J. Rousseau.)

und nährt Liebe. Eine Mutter braucht also zu diesem Erziehungswerk weiter nichts als ein Herz, reich an Liebe und ein reges Pflichtgefühl. Wir fügen das letztere ausdrücklich bei, weil **blinde** Zärtlichkeit nicht er-, sondern **verzieht**.

Der Umstand, daß unsere Liebesfähigkeit nicht bloß von angeborenen Anlagen, sondern auch von Erziehung abhängt, sollte uns gegen Liebesarme um so nachsichtiger machen. So wenig das Maß der uns angeborenen Kräfte und Anlagen uns zum Verdienst oder zur Schuld gereicht, so wenig können wir für gute oder schlechte Erziehung. Wir geben uns weder unsere Anlagen selbst, noch **wählen** wir unsere Aeltern, wir müssen die einen wie die andern nehmen, wie sie uns beschieden sind. Alles was uns zu thun übrig bleibt, ist, durch Selbsterziehung nach Möglichkeit zu ersetzen, um was wir an ursprünglicher und anerzogener Begabung verkürzt sind. Die Schwierigkeit liegt nur darin, daß wir unsere Liebesarmuth so wenig von selbst inne werden können, als etwa Mangel an Verstand, an Phantasie oder Zartgefühl, daß wir somit schwer unserer Selbstbildung rechtzeitig die erforderliche Richtung zu geben vermögen. Solche Mängel treten in der Regel erst zu Tage, wenn wir in Verhältnisse kommen, wo unsere Tugenden, wie unsere Fehler auf das Wohl und Wehe Anderer entscheidenden Einfluß haben, z. B. in der Ehe. Nichts aber hat an dem Glück des ehelichen Verbands einen nachhaltigeren Antheil als Zartgefühl oder Kaltsinn, Reichthum oder Armuth an Liebe der Gatten. Ist es bei dem einen oder dem andern derselben in dieser Hinsicht nicht

bestellt, wie es sein sollte, so wird es sich nur allzu bald fühlbar machen, und zwar desto mehr, je wärmer das Andere liebt und je mehr es daher entsprechende Gegenliebe erwartet und fordert. Da kann es nun nicht fehlen, daß dem Kaltsinnigen früher oder später seine Lieblosigkeit vorgeworfen wird. Kommt das wiederholt vor, so ist das ein sicheres Zeichen, daß etwas Wahres daran sein muß, und das sollte Dasjenige, das der Vorwurf trifft, veranlassen, vorausgesetzt, daß es sonst ein guter Mensch ist, in sich selbst zu gehen und zu überlegen, wie es das Andere zufriedenstelle. Das kann nun durch emsige und treue Pflichterfüllung geschehen. Um den Gedanken klar zu machen: Ein Geiziger kann nicht urplötzlich seine Gesinnung so ändern, daß er gerne Almosen gibt, aber geben kann er. Gibt er fleißig, so wird ihm das Geben, wie Alles was geübt wird, allmälig leichter fallen, und wenn er beharrlich ist, so kann er es zuletzt dahin bringen, daß er am Geben sogar sich freuen lernt. Auch der Kaltsinnige wird sich, selbst mit dem besten Willen, nicht von einem Tag zum andern in einen Zartfühlenden und Liebreichen verwandeln; aber seine Pflichten so erfüllen, wie ein Liebreicher es thun würde, das kann er. Uebt er das fleißig, so wird ihm diese Pflichtübung zur angenehmen Gewohnheit, die angeborene Natur wird zu einer andern Natur, der ursprüngliche Fehler zu einer Tugend werden; das schwache Liebesflämmchen wird an der Wärme der Pflichtübung erstarken, und beiden Theilen wird geholfen sein.

Wir müssen hier ein Wort von der **Zärtlichkeit** sprechen. Es gibt Leute, die so kaltsinnig, oder so nüchtern,

oder so »practisch« sind, daß sie die Zärtlichkeit für einen ganz überflüssigen Appendix der Liebe halten. »Weshalb,« sagen sie, »soll ich meine Frau küssen, oder ihr die Hand drücken, oder ihr Aufmerksamkeiten erweisen? was nützt sie das? — Daß ich sie gerne habe, daß ich es herzlich gut mit ihr meine, daß ich, wenn es gilt, zu jedem Opfer bereit bin, das weiß sie ohnehin, weshalb also die überflüssigen Dinge? Außerdem ist es mir nun einmal nicht gegeben, zu schmeicheln, schön zu thun, das Herz auf der Zunge zu tragen. Und mir Zwang anzuthun, zu heucheln, das wird und soll mir niemand zumuthen.«

Aber, könnte man dem, der so spricht, entgegnen: Wenn sich das Alles so verhält, weshalb liebkosest du denn dein Kind? weshalb streichelst du deinen Hund? weshalb umarmst du einen Freund, den du längere Zeit nicht gesehen hast? Nützen die Liebkosungen dem Kinde etwas? wird der Hund vom Streicheln satt? ist deinem Freunde mit deiner Umarmung irgendwie geholfen? Natürlich nicht. Warum thust du es also?

Ich will es dir sagen, du practischer Mann, denn schwerlich wirst du für deine Inconsequenz einen haltbaren Grund anzugeben wissen. Du thust es entweder unwillkürlich, weil deine Zuneigung, wie jede andere Seelenbewegung, sich nach außen sichtbar zu machen strebt, oder Du thust es, weil du Diejenigen, denen du deine Liebkosungen zuwendest, damit zu erfreuen glaubst, oder endlich weil sie solche nach Sitte und Herkommen von Dir erwarten.

Nun denn, deine Frau wird durch deine Zärtlichkeit erfreut wie dein Kind, dein Hund, dein Freund; sie macht Anspruch darauf mit mindestens eben so vielem Recht als diese. Gerade weil deine Zärtlichkeit ihr **keinen** »Nutzen« bringt, legt sie doppelten Werth darauf. Begreifst du denn nicht, du trockener Nützlichkeitsmensch, daß die Unnützlichkeit bei der Liebe die Hauptsache ist? Weshalb erfreut dich denn — wenn du überhaupt Sinn dafür hast — das Schöne in Natur oder Kunst auf so eigenthümliche Weise, weshalb fühlst du dein Gemüth durch Genüsse dieser Art wie erhoben und veredelt? Weil du dabei der Region des gemeinen Nutzens entrückt bist, weil deine Freude uneigennützig ist. Du berufst dich auf die Liebe, die du im Herzen trägst: diese ist ganz gut und recht, und ich will dir glauben, daß du ein pflichttreuer Gatte bist; aber was ungesehen in deinem Innern vorgeht, kann deine Frau nicht wissen. So gut du deine Gedanken hörbar machen mußt durch die Sprache, so gut mußt du deine Liebe bemerkbar machen durch äußere Zeichen, nämlich durch Zärtlichkeit.

Es ist für den Bestand jedes Liebesbandes, gleichviel ob es ein eheliches, freundschaftliches oder anderes ist, von großer Wichtigkeit, daß man gewisse Aufmerksamkeiten, gewisse Rücksichten des Zartgefühls nicht außer Acht läßt. Auch die wahrste, treueste Liebe bedarf solcher Aufmerksamkeiten als Nähr- und Auffrischungsmittel, wie das Feuer des Zulegens von Holz und des Schürens bedarf, wenn es frisch und helle fortflackern soll. Allzu großes Sichgehenlassen in dieser Richtung, wenn es auch das Liebesband nicht löst, benimmt der Intimität doch jenen Zauber,

jene Zartheit, deren Abwesenheit den wahrhaft Gebildeten so unangenehm berührt. Handelt es sich auch bloß um äußere Formen, so sind diese doch nicht geringfügig, denn sie verleihen dem Liebesband ein edleres Gepräge. Der Schmelz, der auf der Pfirsich liegt, ist nicht die Frucht selbst, das ist wahr, aber man wird zugeben, daß diese ohne den duftigen Hauch bei weitem weniger schön ist. Selbst bei kleinen Zerwürfnissen, wovon die glücklichste Ehe, das innigste Freundschaftsband nicht ganz frei bleibt, sollte man die äußeren Umgangsformen nicht ganz vernachlässigen. Gar oft geschieht es, daß eine Versöhnung bloß durch das Beobachten einer kleinen Höflichkeit wieder herbeigeführt wird. Mehr als einmal hat schon ein gewohnheitsmäßiges »Guten Morgen« zwei entzweite Herzen, die sich nach Wiedervereinigung sehnten, aber aus falschem Stolz, aus trotzigem Starrsinn den ersten Schritt nicht thun mochten, einander wieder genähert, bloß weil damit das Eis des Schweigens gebrochen wurde. Wie viel Freud und Leid im Leben hängt nur von solchen Kleinigkeiten ab! Wahrlich, es ist ein trauriger Anblick, oft die besten, die vortrefflichsten Menschen, Menschen, die so würdig wären, von einander geliebt zu werden, die sich gegenseitig im Grunde des Herzens auch recht innig lieb haben, eines des andern Leben vergiften zu sehen durch Zwistigkeiten um Kleinigkeiten, durch nutzlose Vorwürfe, durch kindischen Trotz. Es ist als ob ein dunkles Verhängniß sie triebe, gegenseitig die Mörder ihres Glückes zu sein; mit einer Art von grausamer Wollust wühlt eines in des andern Herzen; Jedes sinnt wie es seine Pfeile am spitzigsten schärfe und

wohin es zielen müsse, damit sie am empfindlichsten treffen. Sie, die, jedes einzeln, gegen Fremde so gütig und zuvorkommend sind, die sich scheuen dem geringsten Thiere weh zu thun, sie quälen mit erfinderischer Bosheit gerade die Menschen, welche ihrem Herzen am nächsten sind! Wohl geschieht das nicht mit kalter Ueberlegung, sondern nur in blinder Leidenschaft; das ändert aber nichts, die Wunden schmerzen doch. Ihr Gatten, ihr Geschwister, ihr Hausgenossen, die ihr euch auf solche Art das Leben sauer machet, wenn euer Herz einer großmüthigen Regung fähig ist, hier übt Großmuth; auch herausgefordert sprecht kein Wort, das bloß verletzt, ohne zu nützen; eure Zunge gehe nie weiter, als ein gutes Herz verantworten kann; wenn ihr es nicht dem Andern zu lieb thut, so thut es euch selbst zu lieb, denn, zweifelt nicht, der abgeschossene Pfeil kehrt verschärft auf eure eigene Brust zurück.

Ist der häusliche Friede gebrochen worden, so sei euer fester Vorsatz, den Kriegszustand nicht auf den folgenden Tag fortzupflanzen. Die Nacht, der Schlaf seien eure Versöhner. Kommt euch des Morgens wieder freundlich entgegen. Habt ihr Unrecht gehabt, so habt den Muth und die Kraft, euer Unrecht einzugestehen, in keinem anderen Falle ist Selbstbezwingung verdienstlicher; und glaubt ihr Recht gehabt zu haben, so bedenket, daß man seinem Feinde goldene Brücken bauen muß; er wünscht vielleicht nichts sehnlicher, als sich zu versöhnen, er sieht auch ein, daß er gefehlt hat, aber sein Stolz sträubt sich es einzugestehen. Willst du nicht so großmüthig sein, ihm diese Beschämung zu ersparen? Gerad weil er Unrecht und du

Recht gehabt hast, kannst du, ohne deiner Würde etwas zu vergeben, zuerst die Hand zur Versöhnung bieten; denn du begreifst doch, daß nur der Starke, nicht der Schwache, nur der Sieger, nicht der Besiegte Großmuth üben kann! »Aber soll ich heucheln? Soll ich eine freundliche Miene zeigen, während mir der Groll noch im Herzen sitzt?« Ja, heuchle; in solchem Falle ist Heuchelei erlaubt; denn was äußerlich war, wird bald innerlich werden; zwingt euch zum begütigenden Wort, es ist nur der Vorläufer des versöhnten Herzens.

»Es ist etwas Herrliches — und die, welche von Herzen lieben, wissen es wohl — nach Augenblicken des Mißverständnisses, ja gegenseitiger Vergehungen wieder Herz an Herz zu ruhen und innig zu fühlen, daß es eine Gewißheit in der Welt gibt, eine Gewißheit, die aller Macht der Hölle trotzt, die der Himmel auf Erden ist: die Gewißheit, daß man sich gegenseitig liebt, daß man sich angehört, daß Nichts, Nichts in der Welt Diejenigen trennen wird, die sich in wahrer und göttlicher Liebe gefunden haben; o, dieß ist eine Gewißheit, die schönste, die es auf Erden gibt, der Grund und Bürge jeder andern.« (Fr. Bremer.)

Achtes Capitel.

Die Liebe.

(Fortsetzung.)

Ich weiß, durch die Zeit beginnt die Liebe,
Und seh an Proben der Erfahrung auch,
Daß Zeit derselben Glut und Funken mäßigt.
Im Innersten der Liebesflamme lebt
Eine Art von Docht und Schnuppen, der sie dämpft,
Und nichts beharrt in gleicher Güte stets;
Die Güte, die vollblütig wird, erstirbt —
Im eigenen Allzuviel. (Shakespeare.)

Es ist hart, durch unübersteigliche Hindernisse von einer geliebten Seele getrennt zu werden; es ist schmerzlich eine solche durch den Tod zu verlieren; es ist hart, treue Liebe unerwiedert zu sehen; es ist hart, einen Menschen, den wir liebten, verächtlich zu finden; *) furchtbar ist Treubruch; traurig ist das allmälige Hinsiechen der Liebe aus Enttäuschung und Gewohnheit. **) Sehr wahr sagt Bulwer:

---

*) Rien n'égale le désespoir que fait éprouver la certitude d'avoir aimé un objet indigne de soi. (M. de Staël.)

**) C'est quand on ne peut plus aimer qu'on doit pleurer sur soi-même et rougir d'avoir laissé éteindre le feu sacré. (G. Sand.)

Der tödtlichste Feind der Liebe ist nicht Veränderung, noch Unglück, noch Eifersucht, noch Zorn, noch irgend etwas Anderes, das aus Leidenschaft entspringt, oder seinen Grund in äußeren Glücksumständen hat, — der tödtlichste Feind der Liebe ist Gewohnheit. Auch J. Paul ist dieser Ansicht, indem er sagt, die Liebe sterbe öfter am Uebermaß als am Hunger.

Es ist schwer zu entscheiden, was schlimmer ist; das plötzliche Ende der Liebe durch eine Katastrophe, oder deren langsames Verwittern und Zerbröckeln durch ungestörten Besitz und das Hinschwinden der Illusionen. Das eine Ende ist Tod durch eine acute Krankheit, das andere ist Hinsterben an einem chronischen Uebel. Das erstere kann tragisch sein, das andere ist immer nur traurig. Ersteres ergreift eine leidenschaftliche Seele mit der Macht des Orcans oder eines Erdbebens, unter dem sie nur allzu oft in Trümmer geht; letzteres nagt leise wie der Holzwurm, oder wirkt wie die Sonne, die den Schnee schmilzt, oder untergräbt mit der Tücke des schleichenden Fiebers. Welcher Ausgang ist der schlimmere? Die Ansichten darüber sind getheilt. *)

---

*) Il est toujours pénible de cesser d'aimer, que cette crise arrive par la satiété du bonheur ou par la fin de l'illusion. Mais il vaut mieux cent fois, se désillusionner dans les bras de l'amour, que de s'y réveiller en sursaut; c'est la différence d'une mort de consomption à une exécution en place grève.

(La marquise de V.)

Liebt der Mensch nur einmal in seinem Leben wahr und innig, oder kann er mehrmals lieben? La Bruyère ist der ersteren Meinung,*) Laube dagegen ist anderer Ansicht, er sagt, die erste Liebe mache nur darum einen so ungewöhnlichen Eindruck auf unser Gemüth, weil uns dieser Eindruck neu sei; er könne eben so stark wiederkehren, nur dünke er uns nicht mehr so gewaltig, weil er dann des Reizes der Neuheit ermangle.**) Heinrich v. Kleist sagt:

Nur einmal bringt das Jahr uns Frühlingslieder,
Nur einmal blüht die Rose düfteschwer;
Und blüht sie auch im hohen Sommer wieder,
Die schöne Blume ist sie doch nicht mehr.

Ich glaube, die Entscheidung der Frage hängt hauptsächlich davon ab, ob die erste Liebe die rechte war. War sie es, dann wird jede folgende nur der blasse Abglanz der ersten sein; war sie es nicht, dann kann die rechte immer noch, mit aller Macht der Leidenschaft, und selbst im

---

L'orgueil humain ne veut pas lutter contre une espérance perdue, contre un amour qui se retire; il prend son parti, et en quelques jours l'homme devient un vieillard.

(G. Sand.)

*) Auch La Rochefoucauld legt dem Reiz der Neuheit das entscheidende Gewicht bei, indem er sagt: La grâce de la nouveauté est à l'amour ce que la fleur est sur les fruits; elle y donne un lustre, qui s'efface aisément et qui ne revient jamais.

**) Die erste Liebe, sagt man mit Recht, sei die einzige, denn in der zweiten und durch die zweite geht schon der höchste Sinn der Liebe verloren. Der Begriff des Ewigen und Unendlichen, der sie eigentlich hebt und trägt, ist zerstört, und sie scheint vergänglich wie alles Wiederkehrende. (Goethe.)

reifen Alter kommen. Es gibt nach Wieland so verschiedene Gattungen von Liebe, daß es nicht unmöglich wäre, drei oder vier Personen zu gleicher Zeit zu lieben, ohne daß sich eine derselben über Untreue zu beklagen hätte. Unter diesen verschiedenen Gattungen ist aber gewiß nur eine die rechte, wenn diese überhaupt darunter ist. Ja ich behaupte: Derjenige hat die rechte Liebe niemals kennen gelernt, der eine Wiederkehr derselben nur für möglich hält.

Eine vielfach aufgeworfene Frage ist die, ob es in unserer Macht liege, das Glück der Liebe gegen die Wirkungen der Zeit und des ungestörten Besitzes zu schützen. In den Zeiten des Aberglaubens hat man gewähnt, durch sogenannte Liebestränke nicht bloß Herzen an sich fesseln, sondern auch Liebe, wo sie noch nicht ist, entzünden zu können. Ja selbst in unserer Zeit gibt es noch Leute, welche ernstlich glauben, daß man mittelst sympathetischer Mittel solche Kunststücke auszuführen vermöge. Es versteht sich von selbst, daß nur geistesbeschränkte, oder durch ihre Leidenschaft momentan unvernünftig gewordene Menschen so abergläubisch sein können. Es gibt allerdings ein Mittel, Liebe, wenn nicht zu entzünden, aber doch sich solche zu erhalten, und wer es wissen will, dem will ich es verrathen, ohne daß ich auf Geheimhaltung Anspruch mache. Dieses Mittel, bei dem es übrigens mit ganz natürlichen Dingen zugeht, concentrirt sich in dem Rathe: **Seid und bleibt liebenswürdig.** Das ist in diesem Punct das ganze Ei des Columbus.

Worin besteht nun aber die Liebenswürdigkeit? Viele gebrauchen das Wort, aber Wenige haben sich schon die Mühe genommen, sich genaue Rechenschaft darüber zu geben. Sehen wir der Sache daher ein wenig auf den Grund.

Wer ist liebenswürdig?

Der buchstäblichen Bedeutung nach Derjenige, der würdig ist, daß er geliebt werde. Was macht uns aber der Liebe würdig? Oder welche Eigenschaften muß Derjenige besitzen, der dieses Prädicat mit Recht verdient? Diese Frage ist schwerer zu beantworten.

So viel ist sicher: man kann nicht liebenswürdig sein, ohne sittlichen Werth. Aber dieser sittliche Werth bildet nur eines der Elemente der wahren Liebenswürdigkeit, nicht das einzige. Wäre es anders, so müßte Jeder, der Achtung verdient, auch liebenswürdig sein; denn Achtung ist ja nichts Anderes als Wohlgefallen an sittlicher Schönheit. Wir wissen aber alle, daß höchst achtungswerthe Menschen sehr unliebenswürdig sein können, weil ihrer starren Tugend das Angenehme und Gefällige fehlt, so daß sie uns oft mehr zurückscheuchen als anziehen.

Sind **glänzende Geistesgaben** nothwendige und wesentliche Elemente der Liebenswürdigkeit? Keineswegs; denn es gibt sehr gescheidte, sehr geistreiche, sehr witzige Leute, die nicht liebenswürdig sind, wogegen es sehr liebenswürdige Menschen gibt, die sich nicht gerade durch ungewöhnlichen Verstand auszeichnen. Ein gewisses Maß von Geist scheint allerdings unerläßlich zu sein; wenigstens ist mir in der Praxis kein Mensch vorgekommen, der in dem Ruf der

Liebenswürdigkeit gestanden hätte, und der absolut dumm und geistesträge gewesen wäre.

Sind eminente körperliche Vorzüge nothwendige Bedingungen der Liebenswürdigkeit? Auch das nicht. Obgleich Schönheit immer gefällt, so wissen wir Männer doch alle, daß es sehr schöne Frauen gibt, die uns vollkommen kalt lassen, während andere von sehr mäßiger Schönheit uns anziehen, uns bezaubern, uns dauernd fesseln können.

Ist **Bildung** ein nothwendiges Erforderniß der Liebenswürdigkeit? Es scheint so. Wenigstens wird es Niemandem einfallen, eine ganz culturlose Wilde, eine Hottentottin, eine Neuholländerin, oder selbst eine bildungslose Europäerin, auch wenn sie in ihrer Art noch so reizend ist, liebenswürdig zu nennen. Wenn der tapfere Ritter Don Quichotte von la Mancha durch die robuste Dulcinea von Toposo in Feuer und Flammen versetzt wurde, so geschah es nur, weil seine schöpferische Phantasie sie zum Inbegriff aller Tugend und alles Liebreizes machte. Im Ernste zu reden, scheint echte Bildung des Geistes und Herzens eine der unerläßlichsten Bedingungen wahrer Liebenswürdigkeit zu sein, und es scheint fast, als ob man davon kaum zu viel haben könne. Ja man kann dreist behaupten, daß eine liebenswürdige Frau *) in eben dem Maß liebenswürdiger wird, als sie an wahrer Cultur zunimmt.

*) Wenn hier vorzugsweise von Frauen die Rede ist, so geschieht es deshalb, weil Männer mehr zu thun haben, als liebenswürdig zu sein. Frauen dürfen und sollen vor Allem liebenswürdig sein wollen, Männer hingegen dürfen es nur nebenbei und nur bis

Sehen wir nun näher zu, welche Eigenschaften jene Frauen haben, die uns am meisten anziehen, so finden wir, daß sie wohlwollend, nachsichtig, theilnehmend, dienstfertig, zuvorkommend, munter, gesprächig, lebhaften Geistes und etwas — eitel sind. Die letztere Eigenschaft scheint von der Liebenswürdigkeit unzertrennlich zu sein, wenigstens ist mir bis jetzt keine liebenswürdige Frau vorgekommen, die nicht — ich hoffe die »liebenswürdigen« Leserinnen werden mir die nothgedrungene Lästerung verzeihen — die nicht eine ziemliche Dosis Eitelkeit besessen hätte.

Was ist es nun aber, was uns wohlwollend, nachsichtig, theilnehmend, dienstfertig, zuvorkommend macht? Es ist eine Eigenschaft, welche die Mutter aller Humanität, die Seele der guten Lebensart *) bildet: nämlich **Herzensgüte**. Wer diese besitzt, der hat den Stein der Weisen der Liebenswürdigkeit gefunden. Güte ist aber nichts Anderes

---

zu einem gewissen Grade, wenn sie nicht Gefahr laufen wollen, Gecken zu werden. Die herrschende Leidenschaft des Mannes ist nach der natürlichen Ordnung der Dinge, wie wir das schon gesagt haben, Thatendurst, die des Weibes ist Liebe. Ein Mann, der nach Liebenswürdigkeit geizt, ist eben so unnatürlich als ein Weib, das ehrgeizig ist. Und in der Regel ist ein gefallsüchtiger Mann ein weibischer Mann, wie ein ehrgeiziges Weib ein männisches Weib ist; eines so verächtlich, als das andere unliebenswürdig ist. (A. d. V.)

*) Die wahre feine Lebensart, welche mehr thut, als mit Blitzesschnelligkeit eine gefallene Stecknadel aufheben, entspringt entweder aus der Tiefe des Geistes oder aus der Fülle des Herzens, und weder der Tanzmeister lehrt sie, noch Chesterfield.

(Börne.)

als Wohlwollen, als Liebe, welche wirksam zu werden sucht. Und hierin sind die Frauen unsere Meister. Die Helden der That, die Helden des Gedankens muß man bei den Männern suchen, die Helden der Güte aber vor allen bei den Frauen. Wer Fürsprache, wer Schutz, wer Trost, wer Verzeihung, wer Aufrichtung im Kleinmuth braucht, der wende sich kühn an liebenswürdige Frauen. Natürlich ist hier nur von der echten Liebenswürdigkeit die Rede, deren charakteristisches Merkmal eben die Güte ist. *) Denn wie J. Janet in dem schon angezogenen Buch: »La philosophie du bonheur« sehr richtig sagt, verbirgt sich die Sprödigkeit des Herzens nur allzu oft unter der verführerischesten Außenseite. **)

Es ist bekannt, welch sittigenden Einfluß der Umgang mit gebildeten und liebenswürdigen Frauen auf junge Männer hat. Forschen wir näher danach, worin dieser Einfluß eigentlich besteht, so finden wir, daß es hauptsächlich der hinter der Liebenswürdigkeit verborgene Zauber der Güte und Sanftmuth ist; dieser umgibt edle Frauen

*) Eine Frau von innerer Güte ist immer liebenswürdig befunden worden; und eine, die noch nach drei Tagen häßlich gefunden wird, ist gewiß nicht liebenswürdig. (Börne.)

**) Trop souvent la sécheresse du coeur se cache sous les dehors les plus séduisants; c'est là un triste assemblage; car chez l'homme, au moins, il peut arriver que la hauteur et l'énergie de l'âme compensent en quelque mesure ce qui manque du côté du coeur; mais il est rare chez la femme qu'il en soit ainsi, et trop souvent la petitesse des idées s'unit à la pauvreté des sentiments.

mit einer Atmosphäre der Reinheit, Zartheit und Hoheit, vor welcher alles Rohe und Gemeine sich scheu verkriecht, ja welche selbst der sittenlosesten Frechheit imponirt.

Wir haben oben auch die Eitelkeit als eines der Elemente erwähnt, welche nothwendige Ingredienzien der Liebenswürdigkeit zu sein scheinen. Welche Rolle kann denn einem so windigen Ding, wie die Eitelkeit ist, bei der Liebenswürdigkeit beschieden sein? Das ist nicht schwer einzusehen.

Der Grund, weshalb viele vortreffliche Menschen, die eigentlich aller Liebe würdig wären, nicht im gewöhnlichen Sinne des Wortes liebenswürdig sind, ist nur der, daß sie, sei es aus Achtlosigkeit, oder weil sie solches Streben unter ihrer Würde halten, es verschmähen, sich beliebt zu machen. Wer aber nicht bloß liebenswürdig sein, sondern auch liebenswürdig scheinen will, der muß gefallen wollen, und man kann nur gefallen wollen, wenn man eitel ist. Nur die Eitelkeit verleiht jene Aufmerksamkeit auf gewisse scheinbare Kleinigkeiten in der äußeren Erscheinung, in Anzug, Haltung, Betragen, welche in ihrer Gesammtheit Wohlgefallen erregen, und die solideren Eigenschaften der Herzensgüte und sonstiger sittlicher Trefflichkeit anmuthig und gefällig erscheinen lassen. Es versteht sich von selbst, daß diese Aufmerksamkeit auf Aeußerlichkeiten nicht zur Hauptsache werden darf, sonst wird aus der liebenswürdigen Frau eine Coquette, wie aus einem thatendurstigen Mann durch allzu große Eitelkeit ein ehrsüchtiger Intrigant und Selbstsüchtling werden kann.

Ihr Frauen, die ihr euch so oft über den Kaltsinn und die Flatterhaftigkeit eurer Männer beklagt, seid und bleibt liebenswürdig, nicht bloß gegen andere Männer, sondern auch gegen eure eigenen, was ihr oft für überflüssig haltet; und ihr werdet gewiß zu klagen weniger Ursache haben.

Ist, kann man fragen, die **freundschaftliche Liebe** ebenfalls zu den Leidenschaften zu rechnen? Obwohl Viele solches bestreiten, so nehmen wir doch keinen Anstand, die Frage unbedingt zu bejahen. Daß die freundschaftliche Liebe in der Regel minder ungestüm auftritt, mag zugegeben werden, im Uebrigen hat sie alle Kennzeichen der Leidenschaft, wie man unter anderem schon an der Eifersucht merken kann, wovon freundschaftliche Liebe nicht frei ist. Ein Bach, der sich gemessenen Laufes durch die Wiese schlängelt, ist ein fließendes Wasser so gut als der Wildbach, der sich brausend durch Felsen drängt und als Wasserfall in Abgründe stürzt.

Wie bei der edlen Geschlechtsliebe entspringt das Schließen von Freundschaftsbanden dem Bedürfniß unserer Seele, mit unserer Liebe aus dem Ich herauszutreten und unser Selbst mit einem fremden Selbst zu verschmelzen. Zu diesem Vorgang, der eben so sehr physiologischer als psychologischer Natur ist, und der uns recht eigentlich zu **Gesellschaftswesen** macht, gesellt sich ein Bedürfniß anderer Art: das Bedürfniß der Mittheilung.

Jeder, der eine Rückschau auf seine eigene Entwicklungsgeschichte hält, wird sich erinnern, wie es in den ersten Jahren seiner Jünglingszeit in seiner Seele gährte

und wogte; welches Hochgefühl ihn ergriff, als er die ersten gelungenen Versuche im selbstständigen Verstandesgebrauch machte; welche Entdeckungen ihm jeder neue Tag brachte; welche wunderbaren Aussichten sich ihm eröffneten; welche hehren Geheimnisse er zu ahnen begann. Diese Gedanken und Gefühle sind theils so eigenthümlicher, von dem Herkömmlichen abweichender, theils so zarter Art, daß man sie scheu in sich verschließt, ja sich dieselben kaum selbst zu gestehen wagt. Das ist die Zeit, wo man ganz im Geheimen die ersten poetischen Versuche zu machen, und wo man, wenn nicht regelrecht zu philosophiren, so doch über philosophische Probleme zu phantasiren beginnt. Und mit welcher Herzenstheilnahme, mit welchem jugendlichen Uebermuth thun wir dieß! Was wir in diesem stillen Gedankenkampf, in diesem ersten Aufflug der Phantasie, in diesem Losringen der Gefühle von dem unklaren Traume der Kindheit zu Tage fördern, das drängt nach Mittheilung. Es entsteht die Frage in uns: Stehe ich mit meinem Denken und Fühlen vereinzelt? oder denken und fühlen so wie ich auch Andere? Da sehen wir uns denn nach einer Seele um, die wir zum Mitwisser dessen, was uns bewegt, machen können; ein günstiger Zufall führt gelegentlich ein Gespräch herbei, das uns in dem einen oder dem andern unserer Genossen einen Gesinnungsverwandten erkennen läßt. Da beiderseitig der Boden vorbereitet ist, erräth man sich auf halbes Wort, ein Gedanke weckt den andern und — die Freundschaft, oft für's Leben, ist geschlossen.

Bei Mädchen und Frauen ist es weniger das Bedürfniß des Gedanken-Austausches, welches Freundschaften schließt, als das Bedürfniß von Herzens-Ergießungen. Uebrigens scheinen Frauen für Freundschaft weniger geschaffen zu sein *) als Männer, vielleicht aber nur deshalb, damit ihrer Liebe als Gattinnen und Mütter kein Eintrag geschehe.

Am leichtesten schließt man Freundschaften in der Jugend, nicht bloß weil in dieser Zeit der Drang des Anschließens an Andere und das Bedürfniß nach Mittheilung, auch nach Rath und Hilfe größer ist, sondern auch weil die glückliche Unbesonnenheit der Jugend uns in der Wahl weniger schwierig macht. Später, wenn unsere Lebensanschauungen sich schon consolidirt und durch Erfahrung erprobt oder berichtigt haben, wo wir auch durch den Verkehr mit den Menschen vorsichtiger geworden sind, später fällt uns, auch bei dem weichsten, liebebedürftigsten Herzen, das Schließen von Freundschaften schon schwerer. Sehr richtig sagt in dieser Hinsicht Fr. Jacobi:

»Lieben, bis zur Leidenschaft, kann man Jemanden in der ersten Stunde, da man ihn kennen lernt; aber Eines Freund werden, das ist bei weitem eine andere Sache. Da

---

*) Les femmes ne s'aiment point, elles sont trop jalouses les unes des autres, et elles ont trop de mobilité de goût, pour être capables d'amitié. (Le Sage.)
Quand l'histoire immortalise tant de mères courageuses, de filles dévouées et d'épouses héroïques, on n'y trouve pas un seul trait, qui célèbre l'amitié des femmes.
(Le Comte de Ségur.)

muß Mensch mit Mensch in dringenden Angelegenheiten erst oft und lange verwickelt werden, der eine am anderen vielfältig sich erproben, Denkungsart und Handlungsweise zu einem unauflöslichen Gewebe sich in einander schlingen, und jene Anhänglichkeit an den ganzen Menschen entstehen, die nach nichts mehr fragt und von sich nichts weiß, weder woher, noch wohin.«

Sollen Freundschaften von Dauer sein und von Mißhelligkeiten möglichst frei bleiben, so gehört dazu nicht bloß eine gewisse Uebereinstimmung des Charakters und der Denkungsart, sondern auch der Bildung und der gesellschaftlichen Stellung. Wenn Freunde nicht auf dem Fuße voller Parität stehen, wenn der eine in irgend einem Betracht zu dem andern emporsehen, dieser zu dem ersteren herabsteigen muß, so ist ein Element in der Freundschaft, das auch bei den vortrefflichsten Menschen störend ist. Das Bestreben des Einen, die zwischen ihnen bestehende Ungleichheit vergessen zu machen, und das Gefühl der Dankbarkeit für diesen Edelmuth bei dem andern benimmt der Freundschaft jenen Charakter der Unbefangenheit, Gleichberechtigung und Innigkeit, der eine nothwendige Bedingung der wahren Freundschaft ist. Um dieses Verhältniß nicht zu ändern, sollten Freunde sich hüten, größere Dienste zumal in Geldsachen von einander anzunehmen, denn das Gefühl der Verpflichtung und der Dankbarkeit bringt, auch bei den zartfühlendsten Seelen und ohne daß sie sich dessen erwehren können, ein Element der Unterordnung in das gegenseitige Verhältniß, das immer mehr oder weniger erkältend wirkt.

Ueberhaupt steht Freundschaft auf viel schwächeren Füßen als Geschlechtsliebe. Sie ist eine heiklige Blume, deren Pflege viel Aufmerksamkeit und Rücksicht erheischt.*)

Vor Allem verlangt Freundschaft Nachsicht mit den kleinen Fehlern und Schwächen unserer Freunde, und nicht früher ist sie gegen Wechselfälle geschützt, als bis wir es dahing ebracht haben, unsere Freunde zu nehmen, wie sie sind, sie zu lieben mit allen ihren Mängeln, und zwar nicht bloß **trotz** dieser, sondern sogar **wegen** derselben. Es ist dieß nicht so parador, als es scheint, wenn wir erwägen, daß die Mängel unserer Freunde mit ihren liebenswürdigsten Eigenschaften oft so untrennbar zusammenhängen, daß mit dem Wegfall der einen auch die andern verloren gingen. Es ist für den Bestand der Freundschaft wie für das Glück der Ehe von großer Wichtigkeit, daß wir uns diese Wahrheit recht fleißig vor Augen halten, weil die deutliche Erkenntniß derselben und deren stete Vergegenwärtigung unserem Vorsatze, liebevolle Nachsicht zu üben, gar sehr Vorschub leistet.

---

*) Die Freundschaft duldet Mißhelligkeiten weniger als die Liebe; diese kitzelt damit das Herz, jene spaltet es. (J. Paul.)

Tant que l'amour dure, il subsiste de soi-même, et quelquefois par les choses qui semblent le devoir éteindre, par les caprices, par les rigueurs, par l'éloignement, par la jolousie. L'amitié au contraire a besoin de secours; elle périt faute de soins, de confiance et de complaisance. (La Bruyère.)

L'on ne peut pas aller loin dans l'amitié, si l'on n'est pas disposé à se pardonner les uns aux autres de petits défauts. (La Bruyère.)

In jüngeren Jahren mögen Freunde und Gatten immerhin versuchen, sich gegenseitig zu bessern,*) natürlich immer mit der erforderlichen Schonung des Selbstgefühls. Arbeitet doch jeder ordentliche Mensch sein ganzes Leben lang an seiner eigenen Selbsterziehung, warum sollte es dem Freunde, dem Gatten oder der Gattin nicht gestattet sein, ihm in dieser Arbeit beizustehen? In vorgerückteren Jahren hingegen, wo unsere Fehler und Schwächen schon mit unserer ganzen Natur sich verwachsen haben, wo man somit vernünftigerweise nicht mehr hoffen darf, Wesentliches zu bessern, muß man auf das Hofmeistern bei Freund und Gatte oder Gattin verzichten. Die liebevollste Schonung und Nachsicht ist dann eben so sehr Gebot der Pflicht, wie Gebot der Klugheit, und Beweis von richtiger Erkenntniß.

Der beste Freund für den Mann ist und bleibt eine brave Frau. Wo anders findet er so viel Geduld, Schonung, Nachsicht, Hingebung, Selbstverleugnung; wo findet er so bereitwillige und freudige Anerkennung seines Werthes, eine so unerschütterliche Anhänglichkeit bis ins tiefste Elend, ja bis zur Schande; wo in Zeiten der Gefahr so viel Besonnenheit und Starkmuth? »Die Unglücksfälle,«

---

*) Der Mensch hat gar eine eigene Lust, Proselyten zu machen, dasjenige, was er an sich schätzt, auch außer sich an Andern zur Erscheinung zu bringen, sie genießen zu lassen, was er selbst genießt, und sich in ihnen wiederzufinden und darzustellen. Fürwahr, wenn dieß auch Egoismus ist, so ist es der liebenswürdigste und lobenswürdigste, derjenige, der uns zu Menschen gemacht hat und uns als Menschen erhält. (Goethe.)

sagt Wash. Irwing, »welche des Mannes Geist oft niederschmettern, scheinen alle die Kräfte des schwächeren Geschlechts hervorzurufen, und ihrem Charakter eine solche Unerschrockenheit zu geben, welche sich zuweilen dem Erhabenen nähert. Nichts kann rührender sein, als ein sanftes und zartes weibliches Wesen zu sehen, welches ganz Schwäche und Abhängigkeit war, und sich empfindlich gegen jede gewöhnliche Härte zeigte, als es noch auf der Bahn des Glückes wandelte, und das sich nun plötzlich in geistiger Kraft erhebt, um im Unglück der Trost und die Stütze des Gatten zu werden, und mit ungebeugter Festigkeit die bittersten Stürme des Mißgeschicks erträgt.« Sehr schön singt Herwegh:

„Wer dem selbstisch frostigen Getreibe,
Das ihm des Herzens liebste Kinder schlachtet,
Wer dieser Kälte zu entrinnen trachtet,
Wo flöh' er hin, als zu dem treuen Weibe?
Ein Felsen ist der Mann, der nur erglüht,
Wenn trotzig er zum Himmel sich erhoben,
Zurück ihm schleudernd seiner Sonne Strahlen;
Ein stiller See des Weibes reich' Gemüth,
Das fromm in sich empfängt das Licht von oben,
D'rin sich die Himmel himmlischer noch malen."

Und was wirkt denn solche Wunder in einem weiblichen Gemüthe? was anders als die eine große, schöne Leidenschaft, die Liebe, die in dieser Gestalt die erhabenste Tugend ist! Wahrlich, in diesem Betracht werden die Frauen immer unsere unerreichten Vorbilder bleiben.

Wie klein stehen wir Männer mit all' unseren Verdiensten neben einer braven Gattin und Mutter! Was wir

thun, das sieht die Welt, dem werden Titel, Würden, öffentlicher Beifall, Nachruhm — Dinge, vor denen auch der lauterste Ehrgeiz die Blicke nicht ganz verschließen kann. Was aber spornt eine Hausfrau in ihrem ungesehenen, geräuschlosen Wirken? Welche unablässige Aufmerksamkeit, welche Ausdauer erfordern die tausend kleinen Liebesdienste, welche das Glück eines Familienkreises begründen! Und welche Kraft der Entsagung und der Selbstverleugnung gehört zu so Manchem, wovon selbst die nächste Umgebung keine Ahnung hat! weil man wohl sehen kann, was ein Mensch thut, selten aber wessen er sich enthält. *) Wo sind die Orden für Heldenthaten solcher Art? Welche Zeitungen posaunen sie aus? Welche Chroniken verewigen sie in der Geschichte? Und wenn sie nur immer, die arme Dulderin, wenigstens die Anerkennung und den Dank derer hätte, für welche sie sich opfert. Aber wie oft entgeht ihr selbst dieser so bescheidene Lohn! Und fragen wir uns, welches Interesse sie denn haben kann, aller Selbstsucht

---

*) Les plus sublimes vertus sont négatives; elles sont aussi les plus difficiles, parce qu'elles sont sans ostentation, et au-dessus même de ce plaisir si doux au coeur de l'homme d'en renvoyer un autre content de nous. Oh quel bien fait nécessairement celui d'entre eux, qui ne leur fait jamais de mal! De quelle intrépidité d'âme, de quelle vigueur de caractère il a besoin pour cela! Ce n'est pas en raisonnant sur cette maxime, c'est en tâchant de la pratiquer, qu'on sent combien il est grand et pénible d'y parvenir. (J. J. Rousseau.)

zuwider, das Alles zu thun, so finden wir, daß sie nichts sucht und nichts will als im Glück Anderer ihr eigenes.

Vor solchem Opfermuth Respect, ihr Herren vom starken Geschlecht! D'rum wo ihr einer braven Frau begegnet, da zieht den Hut, zieht ihn tief, sie verdient es mehr als so manche besternte Excellenz! Denn wahrlich es gehört oft mehr dazu, eine Familie ehrlich und redlich durch die Welt zu bringen, als Städte und Länder zu erobern.

»Im Roman,« sagt Zschokke sehr richtig, »ist das Sich-suchen der Liebenden Würze und Kern, in der Wirklichkeit aber eine glückliche Ehe der schönste Roman.« Darum darf man sich nicht wundern, wenn so mancher hochsinnige junge Mann, nach Auszeichnung vor dem rohen Haufen ringend, den Gegenstand seines Strebens plötzlich vertauscht und in der Liebe und Achtung einer Lebensgefährtin das sucht, was er verzweifelt auf anderem Wege zu finden. Mancher Heros in den Zwanzigerjahren, verlassen von seinem Traum hoher Bestimmungen, oder schiffbrüchig in seinen Hoffnungen unsterblichen Namens, versöhnte sich mit sich selber wieder in einer glücklichen Ehe, die ihm ein unbekanntes, aber um so beneidungswürdigeres Leben gab. Er hatte sich nicht zu beklagen. Liebe finden, sich wieder verjüngt erblicken, seines Alters Tage in Ruhe genießen, heißt von den köstlichen Gütern, die uns der Himmel verheißen, seinen Antheil erhalten haben.«*) Wie schön ist, was Tiedge in seiner »Urania« sagt:

»Sei hoch beseeligt, oder leide;
Das Herz bedarf ein zweites Herz;

*) E. Töpffer.

Getheilte Freud' ist doppelt Freude,
Getheilter Schmerz ist halber Schmerz.*)

Wir haben schließlich die für die Seelen-Diätetik wichtigste Frage zu erörtern: wie wir die Leidenschaft der Liebe im Interesse unseres höheren Menschenthums und unseres inneren Friedens zu behandeln haben.

Es unterliegt keinem Zweifel, und wir haben es bereits ausgesprochen, daß wir in eben dem Maße verwundbarer sind, und daher in eben dem Maße mehr zu leiden haben, als unsere Fähigkeit zu lieben und unser Bedürfniß geliebt zu werden größer sind. Denn durch die Liebe und mit der Liebe vervielfachen wir gleichsam unser Selbst, erweitern wir unser Dasein, bieten wir dem Leid eine größere Zielfläche dar; und das Leid ist ein nur allzu guter Schütze. Wir alle wissen es, wie viel wir tragen können, so lange wir dem Mißgeschick allein gegenüberstehen und seine Streiche mit unserer eigenen Brust abzuwehren vermögen, wie empfindlich und kleinmüthig wir aber werden, wenn wir der Unbill des Geschicks Diejenigen preisgegeben sehen, mit deren Leben wir das unsrige durch die Liebe verschmolzen haben. Wie gut kannte Salomon das menschliche Herz, als er, um den Streit der Weiber um das

---

*) Man höre auch, was J. J. Rousseau sagt:

Je soutiens que, tous les malheurs imaginables dussent-ils tomber sur deux époux bien unis, ils jouiront d'un plus vrai bonheur à pleurer ensemble, qu'ils n'en auraient dans toutes les fortunes de la terre, empoisonnées par la désunion des coeurs.

lebende Kind zu schlichten, ein Schwert zu bringen befahl, es in zwei Hälften zu theilen. Durch den Aufschrei der Liebe war die rechte Mutter bald entdeckt. Wie viele, wenn auch nur symbolische Schwerter drohen im Leben Demjenigen, dem die Natur ein gefühlvolles und liebendes Herz beschieden! Man denke an den Schmerz, den Trennung durch Tod oder Vorurtheile, den Freundesverrath, den Treubruch von Geliebter oder Gattin, den ungerathene Kinder, den das Unglück des Vaterlandes uns bereiten! Fast sollte man daher glauben, daß die menschlichen Dickhäuter, die Schlinge, das bessere Theil gewählt hätten, weil sie soviel weniger zu leiden haben. Aber es scheint nur so, denn wie viele Freuden, die den Liebenden in den Himmel erheben, lernt der Egoist niemals kennen, nicht einmal ahnen! Wer Freuden will, der muß auch Leid hinnehmen. Wer Verstand hat, läuft Gefahr, ihn zu verlieren; ist darum der, der keinen zu verlieren hat, besser daran? Ebenso gut könnte man sagen, es sei besser nicht zu leben, weil wir dann nicht zu sterben brauchen. »Wer sich in sein Selbst einschließt, vermindert die Zahl seiner Freuden, er liebt sich also nicht auf verständige Weise. Die vernünftigste Selbstliebe ist die, die sich das meiste Glück verschafft, und das Glück bemißt sich nach dem Maß unserer Freuden. Jedes neue Liebesband bereichert unser Dasein mit einer neuen Freudenquelle. Seine Zuneigungen vermehren, heißt daher sein Glück vermehren; es ist also im Interesse der Eigenliebe, sich selbst zu opfern. Sie erhält mit Wucher die von ihr geleisteten Vorschüsse zurück,

nicht durch die ungewissen und vorübergehenden Vortheile, die sie von Andern erwartet, sondern durch die soliden und dauernden Früchte, welche aus den Neigungen selbst entspringen.«*)

In der Liebe liegt ferner ein wichtiges Civilisations-Element, die Quelle der geselligen Tugenden, der Sitte, kurz der Humanität im Leben der Völker. Wie sollten wir zur Uebung der Tugend gelangen, wie sollten Künste und Wissenschaften gedeihen und von Generation zu Generation weiter verpflanzt werden können, wenn der Mensch nicht liebend sich an den Menschen schlösse? Auch für jeden Einzelnen ist die Liebe die Nährmutter höherer Geistescultur. Die größere oder geringere Fähigkeit für diese steht in engster Uebereinstimmung mit unserer größeren oder geringeren Fähigkeit, der Selbstsucht uns zu entäußern. Wenn dieß nicht schon nach psychologischen Gesetzen so sein müßte, so würde uns die Erfahrung belehren, daß es so ist. Oder wer hätte jemals einen vernünftigen und weisen Egoisten gesehen? Aber gibt es nicht Selbstsüchtlinge, die viel Verstand haben, die sehr listig, sehr schlau, sehr verschmitzt, sehr klug, ja ganz ungewöhnlich klug sind? Zugegeben. Alle diese Eigenschaften sind jedoch mehr oder weniger auch den Thieren eigen, es ist also der schlaueste Egoist im Grunde nichts als ein sehr verschmitztes Thier. Daß Ichlinge es in der Regel im Leben weiter bringen als andere Menschen, darf uns nicht irre machen. Wer bei Allem, was er thut, immer nur seinen eigenen Nutzen im Auge hat,

*) S. Janet, la philosophie du bonheur.

und wem alle Mittel recht sind, der muß es wohl in der Kunst seinen Vortheil wahrzunehmen, zur Fertigkeit bringen; ein Beweis von überlegener Geisteshoheit ist dieß aber keineswegs. Kurzsichtige sehen in der Nähe besser als Weitsichtige, Eulen und Katzen im Dunklen besser als der Adler. Das Sprichwort: **der Dumme hat's Glück**, rührt bloß daher, daß der geistig Kurzsichtige für das, was ihm das Nächste ist, nämlich für seinen Nutzen, ein sehr scharfes Auge hat, während Menschen von großem Geschichtskreis hundert kleine Dinge, die für ihren Vortheil sehr wesentlich sind, und die ihnen so zu sagen vor den Füßen liegen, eben deshalb übersehen. Daß Selbstsüchtlinge immer geistig kurzsichtig sind und zwar für ihr eigenes Glück, dieß beweist am besten der Umstand, daß es ein Selbstsüchtling zum Seelenfrieden und einem recht frohen Herzen niemals bringt. Ja man kann sagen, daß die Geschicklichkeit, in der Kunst **sein Glück zu machen**, mit jener **glücklich zu werden**, in gerade umgekehrtem Verhältnisse steht. Um sein Glück zu **machen**, dazu gehört bloß Verstand, Energie, geschickte Benützung der menschlichen Schwächen, in schwierigeren Fällen Gewissenlosigkeit und Menschenverachtung; um glücklich zu **werden**, dazu gehört Weisheit, und weise wird man nicht ohne Liebe und Herrschaft der Vernunft. Die Vernunft ist der Vater, und die Liebe ist die Mutter der Weisheit.

Die Seelen-Gesundheitslehre muß also rathen, nicht etwa die Liebesfähigkeit zu unterdrücken; vielmehr diese Kraft des Gemüths sorgsam zu pflegen und auszubilden. Das Bedürfniß **geliebt zu werden** hingegen, das müssen

wir unablässig bekämpfen, denn aus diesem, nicht aus jener entspringen alle Leiden, welche uns die Liebe bringt. Lieben wir mit aller Macht des Gemüths, aber machen wir so wenig als möglich Anspruch auf Gegenliebe, trachten wir vielmehr nach jener Seelengröße, bei der wir Gegenliebe, ohne Groll und Mißmuth gegen die Menschen, zur Noth entbehren können.

Neuntes Capitel.

Die Affecte.

> Demandez au marin, s'il peut vivre à terre, à l'oiseau s'il peut être heureux sans ailes, au coeur de l'homme, s'il peut se passer d'émotions.
> (G. Sand.)

Die Erkenntniß der Gesetze, nach welchen die Affecte oder Gemüthsbewegungen vor sich gehen, ist darum so schwierig, weil der Gegenstand unserer Beobachtung, das Ich, in seiner Proteus-Natur, in dem Moment, da die Beobachtung beginnt, seinen Zustand ändert. Gesetzt z. B. ich hätte mir vorgenommen, mein Inneres in dem Augenblick zu beobachten, wo es vom Zorn bewegt wird, und es gelänge mir, aus dem zornigen alsogleich und ohne weiteren Uebergang in den reflectirenden Menschen überzugehen, so würde das Bild, das sich meiner Selbstbeschauung darböte, nicht mehr das zornige, sondern das reflectirende, sich selbst beschauen wollende Ich sein. Ja wenn ich z. B. beobachten wollte, wie sich der Affect des Zorns äußerlich kundgibt, und es würde mir im

Moment, da der Zorn in mir auffsteigt, einfallen, in den Spiegel zu sehen und den Ausdruck meiner Züge und mein Mienenspiel zu studiren, so würde ich vielleicht noch einige Symptome des Zorns wahrnehmen, weil Blutumlauf, Muskeln, Nerven ꝛc. immerhin Zeit brauchen, bis sie ausgeschwungen und mit dem neuen Seelenzustand sich in Einklang gesetzt haben. Die zarteren Merkmale würden mir aber nothwendig entgehen, weil, was ich im Spiegel sähe, nicht mehr der zornige, sondern nur der zornig gewesene, jetzt aber beobachtende Mensch sein würde. Für die Praxis ergibt sich aus dieser Wahrnehmung eine wichtige Lehre, nämlich die, daß man deprimirende Affecte und Leidenschaften dadurch einigermaßen beschwichtigen kann, daß man sie in dem Augenblick, da sie sich unseres Gemüths bemächtigen wollen, beobachtet, studirt.

Der experimentirende Naturforscher befindet sich in einer weit glücklicheren Lage; er hat das Object seiner Beobachtung stetig vor sich, er kann es mit leiblichen Sinnen beschauen, betasten, beriechen, behören, beschmecken, eine Sinnenwahrnehmung durch die andere ergänzen und berichtigen; er kann seinem Auge durch die Loupe, seinem Augenmaß durch Maßstab Zirkel, Wage, seiner Zunge durch chemische Analysen ꝛc. zu Hülfe kommen. Auf alle derlei Hülfsmittel muß der Psycholog verzichten. Wenn er die Affecte durch Selbstbeobachtung studiren will, so muß er, da das gegenwärtige Ich ihm nicht Stand hält, sich die Eindrücke vergegenwärtigen, welche dieser oder jener, wirklich in der Seele vorgegangene Affect in seinem Erinnerungsvermögen zurückgelassen hat. Diese Eindrücke

muß er aus der Rüstkammer seines Gedächtnisses hervorholen, innerlich vor sich hinstellen und beschauen. Was er dann sieht, ist nicht der Affect selbst, sondern ein blasses, undeutliches, oft mit Fremdartigem vermischtes und vielfach verzerrtes Bild.

So sehr die Beherrschung der Gemüthsbewegungen dadurch erleichtert wird, daß wir uns deutliche Vorstellungen davon zu machen suchen, so ist doch damit nicht Alles gethan. Feuchtersleben hat entschieden Unrecht, wenn er meint: »Ein Affect, der zur Leidenschaft geworden ist, hört auf Leidenschaft zu sein, sobald wir uns von ihm einen klaren Begriff gemacht haben, denn alle Leidenschaft ist ein verworrener Begriff.« *) Abgesehen davon, daß die Leidenschaft an sich kein Begriff, sondern eine Thätigkeit oder ein Leiden des Gemüthes ist, reicht das **Wissen** bei Dingen, in welchen es vor Allem auf ein **Können** ankommt, durchaus nicht hin. Es kann Jemand einen vollkommen klaren Begriff vom Jähzorn haben, auch den guten Willen, diese Leidenschaft zu bekämpfen, und dennoch wird er viele und beharrliche Anstrengungen brauchen, bis er ihrer auch nur einigermaßen Herr geworden ist. Es kann Jemand sehr gut wissen, was Eifersucht ist, ohne daß er sich — vorausgesetzt,

*) Daß auch Philosophen vom Fache in ihren Erklärungen oft sehr ungenau sein können, beweist unter anderen auch Hegel, der z. B. das Fühlen »ein dunkles Weben des Geistes in sich« nennt. Mit Recht bemerkt hierüber Waitz in seiner *Psychologie als Naturwissenschaft*, daß mit dieser stumpfen Metapher nicht eigentlich etwas erklärt sei, weil man nicht wisse, was man sich darunter zu denken habe.

daß er ernstlich liebt — vorkommenden Falles eifersüchtiger Regungen erwehren kann. Es kann Jemand das Wesen der Furchtsamkeit auf das Genaueste studirt haben, ohne daß er dadurch, wenn er von Haus aus furchtsamer Natur ist, im Handumdrehen sich zum unerschrockenen Menschen zu machen vermöchte. Kann man doch auch ein Professor der moralischen Wissenschaften sein, und trotzdem sehr unsittlich handeln. Zwischen **Wissen** und **Können** ist und bleibt ein großer Unterschied, theils weil Herz und Verstand verschiedenen Gesetzen gehorchen, theils weil Affecte und Leidenschaften in Fleisch und Blut wurzeln, somit auf das innigste mit unserer ganzen physischen Organisation zusammenhängen, auf die wir nur allmälig auf dem Wege der Gesammtbildung einzuwirken vermögen.

Sehr wahr sagt Shakespeare: »Wäre Thun so leicht als Wissen, was gut zu thun ist, so wären Capellen Kirchen geworden und armer Leute Hütten Fürstenpaläste. Der ist ein guter Prediger, der seine eigenen Ermahnungen befolgt. Ich kann leichter Zwanzig lehren, was gut zu thun ist, als Einer von den Zwanzigen sein, und meine eigenen Lehren befolgen. Das Gehirn kann Gesetze für das Blut aussinnen; aber eine hitzige Natur springt über eine kalte Vorschrift hinaus. Solch' ein Hase ist Tollheit, der junge Mensch, daß er weghüpft über das Netz des Krüppels guter Rath.«

Alles was wir vernünftigerweise von der Einsicht in die Natur der Affecte im Allgemeinen und jedes einzelnen insbesondere erwarten können, ist, daß sie uns als Fackel diene und unseren Weg erleuchte. Das Aufheben der Füße,

wenn wir weiter kommen wollen, die Anstrengung des Erklimmens steiler Anhöhen, des Ueberspringens von Gräben und Abgründen, des Bahnbrechens durch Gestrüpp und Dornen in pfadlosen Wildnissen, wird uns die Fackel, und wenn sie noch so helle brennt, nicht ersparen. Die Fackel hat ihre Schuldigkeit vollkommen gethan, wenn sie uns das Ueberblicken der Gegend und die Aufsuchung des guten Weges erleichtert.

Wie sollen wir uns das Entstehen der Gemüthsbewegungen und ihr Verhältniß zu den übrigen Seelenvorgängen vorstellen? Am besten durch ein Gleichniß, wenn dieses auch wie so viele andere — hinken sollte.

Wir haben bei einem früheren Anlaß das Leben der Seele mit einer Flamme verglichen, an der wir Licht, Wärme, Bewegung unterscheiden. Bei dem gegenwärtigen Anlaß müssen wir uns eines andern Gleichnisses bedienen.

Denken wir uns das Leben der Seele als einen fließenden Strom. Wir bemerken an diesem eine glatte Oberfläche, welche die Gegenstände, die sich auf dem Ufer befinden, oder daran hin- und herbewegen, so wie den Himmel, den Mond, die Sonne, die Sterne wiederspiegelt; diese reflectirende Fläche, auf der Himmlisches und Irdisches sich abbildet, ist die Intelligenz. Der Grund und Boden, über welchen der Strom hinwegfließt, und der bald steinig, bald sandig, bald schlammig ist, das ist die Sinnlichkeit, d. h. die körperliche Anlage. Denken wir uns die Flüssigkeit, woraus der Strom besteht, verschiedener Art: z. B. als

flüssiges Metall, Wasser, Blut, Oel, so wird die Art und Weise des Fließens verschieden sein; auch wird ein Windstoß, der über die Oberfläche des Stromes fährt, bei jeder der Flüssigkeiten einen verschiedenen Wellenschlag erzeugen. Bei der einen Flüssigkeit wird schon ein leichtes Lüftchen genügen, die Oberfläche des Stromes zu kräuseln, bei der andern wird es dazu schon eines ziemlichen Windes bedürfen. Die verschiedene Beschaffenheit der Flüssigkeit bedingt also nicht bloß das zähere und schwerere, oder das flüchtigere und freiere Fließen, sondern auch die größere oder geringere Leichtigkeit in Bewegung gesetzt zu werden. Wir haben damit ein Bild der verschiedenen Temperamente, und begreifen den Einfluß, den diese auf die größere oder geringere Erregbarkeit unseres Gemüths, also auf unsere Affecte und Leidenschaften ausüben müssen.

Wir wissen Alle aus Erfahrung, daß unsere Vorstellungen beim Affect immer übertrieben und verzerrt, unsere Urtheile immer getrübt sind. Leicht erregbare oder leidenschaftliche Gemüther sind daher weit mehr als kalte und ruhige Naturen dem Irrthum unterworfen, obwohl leidenschaftliche Menschen, so lange ihr Gemüth ruhig ist, in der Regel ein klareres Urtheil haben als phlegmatische Seelen. Das Genie ist von Natur immer leidenschaftlich; nur die selbsterworbene Gemüthsruhe, nie die angeborene, ist mit Genialität vereinbar.

Wie leicht eine gewisse Genialität zu irrigen Ansichten verleitet, dieß beweist Feuchtersleben in seiner Diätetik der Seele, wenn er sagt, daß das was die Welt als Genie

bewundere, nichts sei als Wahrheit. *) Wie aus dem Zusammenhange hervorgeht, verwechselt Feuchtersleben offenbar Originalität mit Genialität. Von Haus aus ist jeder Mensch, aus einem Grunde, den wir schon angeführt haben, ein Original; ein solches wird und muß er auch im Verlaufe des Lebens bleiben, wenn er nie etwas Anderes scheinen, nie etwas Anderes werden will, als das, wozu ihn die Natur angelegt hat. Erziehung, Herkommen, Vorurtheile arbeiten nun aber daran, uns unserer Eigenthümlichkeit zu entkleiden und uns nach gewissen Schablonen zu bilden. Es gehört Muth und Kraft und lebendige Wahrheitsliebe dazu, diesen Einflüssen gegenüber immer »man selbst« zu bleiben. In so weit hat Feuchtersleben vollkommen Recht; allein er beweist, wie gesagt, etwas ganz Anderes, als was er beweisen will, nämlich er zeigt, daß Wahrheit ein wesentliches Erforderniß der Originalität ist. Genialität und Originalität sind aber keineswegs identisch, denn sonst müßte jedes Original, sogar jeder Sonderling ein Genie sein, was aber erfahrungsgemäß keineswegs der Fall ist.

»Originell,« sagt Rahel, die geistreiche Frau Varnhagen's von Ense, »originell wäre gewiß jeder Mensch und müßte es sein, wenn die Menschen nicht beinahe immer

---

*) Die ganze Stelle lautet folgendermaßen:
Den Männern sag' ich dieß: Es gibt keine Kraft ohne Wahrheit, und den Frauen sei es gesagt: ohne Wahrheit gibt es keine Anmuth. Und soll ich ein Geheimniß ausplaudern, welches eben so nahe liegt und eben so schwer gefunden wird, als die Kunst mit dem Ei des Columbus, so wisset, daß das, was ihr als Genie bewundert, nichts ist als Wahrheit.

ganz unverdaute Sprüche in ihren Kopf aufnähmen und auch so wieder hinausließen. Wer sich ehrlich fragt und sich aufrichtig antwortet, ist mit Allem was ihm im Leben vorkommt, immerfort beschäftigt und erfindet unablässig, wäre es auch noch so oft und lange vor ihm erfunden worden. Es gehört Ehrlichkeit zum Denken, und es gibt gewiß beinahe ebenso wenig absolute Stumpfköpfe als Genie's.«

Ein wahres Wort spricht in dieser Hinsicht auch Lichtenberg: »Wenn man die Natur als Lehrerin und die armen Menschen als Zuhörer betrachtet, so ist man geneigt, einer ganz sonderbaren Idee vom menschlichen Geschlecht Raum zu geben. Wir sitzen allesammt in einem Collegium, haben die Principien, die nöthig sind, es zu verstehen und zu fassen, horchen aber immer mehr auf die Plaudereien unserer Mitschüler als auf den Vortrag unserer Lehrerin. Oder wenn je einer neben uns etwas nachschreibt, so spicken wir von ihm, stehlen, was er vielleicht undeutlich hörte, und vermehren es mit unseren eigenen orthographischen und Meinungsfehlern.«

Wir kehren nun zu den Temperamenten zurück, welche im Leben der Seele eine so wichtige Rolle spielen.

Die gewöhnliche, schon von den Alten herrührende Eintheilung der Temperamente in vier Hauptarten: das sanguinische, cholerische, melancholische und phlegmatische, ist natürlich eine rein willkürliche und hat nicht mehr absoluten Werth als die Eintheilung der Jahreszeiten in Frühling, Sommer, Herbst und Winter. Wir wissen aus täglicher Erfahrung, daß sich das Wetter an den Kalender sehr wenig kehrt, daß wir gar oft lange nach dem

kalendarischen Frühlingsanfang noch Winter, und lange vor dem kalendarischen Herbstanfang schon völligen Herbst haben. Würden wir die Jahreszeiten in sechs, acht, zwölf oder noch mehr Abtheilungen scheiden, was wir recht gut könnten, so würde es nicht anders sein. Ebenso könnten wir die Temperamente, statt in vier, in acht, sechzehn, zweiunddreißig ꝛc. Arten theilen, und dennoch würden wir Mühe haben, jeden einzelnen Menschen genau nach dieser Eintheilung zu classificiren. Denn da jeder Mensch von Haus aus ein Original ist, so muß es eben so viele Temperamente geben, als es Menschen gibt, gegeben hat und geben wird. Alle wissenschaftlichen Eintheilungen sind weiter nichts als Orientirungsbehelfe; denn die Natur als ein unendlich Eines hat sich nicht selbst die Gränzen gesteckt. Nur unser Verstand, der so beschaffen ist, daß er das Unendliche nur stückweise in begränzten Theilen erfassen kann, ist genöthigt, künstliche Schranken zu setzen, damit er sich zurechtfinde. Wissen wir doch Alle, daß z. B. der Aequator, und die Wendekreise, und die übrigen Parallelkreise und die Meridiane keine auf der Erdkugel wirklich gezogenen Striche sind, wie naive Menschen sich es vorstellen mögen, sondern bloß imaginäre Linien. Dennoch leistet uns dieses Netz, womit wir uns die Oberfläche der Erde bedeckt denken, vortreffliche Dienste, wie unter Anderem die Nautik evident beweist, die auf dem ungeheuren, meilenzeigerlosen Ocean ganz gut ihren Weg zu finden weiß.

Wir haben uns diese Bemerkung, die streng genommen nicht zu unserem Gegenstand gehört, hier nur deshalb erlaubt, weil wir es für den Fortschritt im selbstständigen

Denken für wichtig halten, daß man die wissenschaftlichen Eintheilungen weder zu hoch, noch zu gering anschlage. Wer sich seine Originalität und den Muth zum Selbstfinden bewahren will, der muß sich vom Schulzwang emancipiren. Wie viele treffliche Talente, die recht gut in der Wissenschaft, in der Kunst oder im Leben ihre eigenen Wege zu gehen vermöchten, wandeln nur deshalb den breitgetretenen Pfad der Routine und Manier, weil sie sich nicht von der Zwangsjacke wissenschaftlicher Systeme, herrschender Geschmacksrichtungen, der Mode, des Herkommens 2c. frei machen können!

Von den Temperamenten ist nur eines wünschenswerth, weil gesund und natürlich, das mäßig sanguinische.*) Die anderen Temperamente sind Verkrümmungen und Verkrüppelungen des gesunden Temperaments. Das sanguinische Temperament ist das Temperament des Kindes- und unverdorbenen Jugendalters, des frischen und freien Naturmenschen, das Temperament, das derjenige, der es nicht hat, sich anbilden muß, und das der Weise, wenn auch gemildert durch das Alter und gedämpft durch Erfahrung, bis in's hohe Greisenalter sich bewahren kann. Wem die Natur dieß Temperament im rechten Maß verliehen hat, von dem kann man in Wahrheit sagen, daß er mit dem Talent zum Glück geboren ist. »Denn die Welt ist, was wir ihr sind. Nicht sie macht uns glücklich oder unglücklich, sondern wir machen sie zu einer glücklichen oder unglücklichen Welt. Für den Frohen ist sie schön, für den Betrübten

*) Wir behalten hier die alte Eintheilung der Temperamente als die bekannteste bei.

traurig; dem Guten erscheint sie gut, dem Bösen böse; wer an die Tugend glaubt, hat selbst Tugend; wer keinen Gott glaubt, für den ist kein Gott. Da wir nun gleichsam die Schöpfer unserer moralischen Welt, eines Himmels oder einer Hölle sind, so lasset uns gute **Schöpfer** bleiben.« *) Am leichtesten befolgt diese Mahnung der mit einem heiteren Temperament Begabte. Und für so eng halte ich den Zusammenhang zwischen Temperament und Gesundheit, daß ich keinen Anstand nehme zu behaupten: wer nicht heiteren und frohen Gemüthes ist, der ist nicht vollkommen gesund, darum muß alle Erziehung zum Glück mit der Befestigung der leiblichen und geistigen Gesundheit beginnen. Für die Physiologie bliebe die Frage zu lösen, ob und wie man auch auf dem Wege der körperlichen Diätetik zur Verbesserung des Temperaments beitragen könne.

Für die Diätetik der Seele sind nur die erhebenden und belebenden, und die niederdrückenden und lähmenden Affecte von Wichtigkeit. Die Behandlung der erniedrigenden und lasterhaften Affecte gehört in das Gebiet der Moral, obwohl zuzugeben ist, daß sie indirect die Seelengesundheitslehre ebenfalls berühren, denn jedes Laster ist eine Krankheit der Seele.

Wie wir uns gegenüber den erhebenden und belebenden Affecten zu verhalten haben, darüber bedarf es keiner Anleitung, vielmehr wäre eine solche vom Uebel. Denn je unbefangener wir uns der Freude, dem Wohlgefallen, der Bewunderung, der Hoffnung, der Rührung, der Andacht

---

*) Zschokke.

hingeben, desto belebender und erhebender wirken diese Gemüthsbewegungen. In der Kunst sich zu freuen z. B. — und auf Freude laufen mittelbar oder unmittelbar am Ende alle erhebenden Affecte hinaus — übertrifft der einfältigste den weisesten der Menschen. Wer freut sich herzlicher als ein Kind? Vielleicht ist es gerade diese Eigenschaft der Kinder, sich naiv und harmlos des Daseins zu freuen, was sie, neben ihrer Unschuld, uns so liebenswürdig erscheinen läßt, und was sie auch dem Stifter unserer Religion liebenswürdig erscheinen ließ. Denn wer kennt nicht seinen Ausspruch: »Lasset die Kindlein zu mir kommen, denn ihnen gehört das Himmelreich.« Auch Schiller — wenn es erlaubt ist, den profanen Dichter mit dem Weisen von Nazareth in Verbindung zu bringen, meinte wohl mit dem Ausspruch:

»Was kein Verstand der Verständigen sieht,
Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüth,«

nichts Anderes, als daß die Kinder das üben, was wir Erwachsenen erst wieder lernen müssen: uns harmlos und herzlich des Daseins zu freuen. Der aus dem Paradies der Kindheit verstoßene, schuldvolle, von des Gedankens Blässe angekränkelte Mensch muß erst auf dem mühsamen Weg der Selbstbezwingung zum zweiten Paradies, dem Paradies der unvergänglichen Jugend, zurückkehren. Diesen Weg geht alle Vervollkommnung im Leben des Einzelnen, wie in dem der Nationen und der Menschheit. Von der Natur gehen wir unbewußt aus in der Kunst; durch Manier, Verzerrung, Unnatur kehren wir zurück zur Natur durch Erkenntniß und Bewußtsein; im Sittlichen ist der Ausgangspunct

die verdienstlose Unschuld der Kindheit, der Durchgangspunct ist die Freiheit, der Endpunct die zweite Unschuld durch Tugend; in der Erkenntniß müssen wir durch Irrthum und Zweifel uns Bahn zur Wahrheit brechen.

Die natürliche Gesammtstimmung des körperlich und geistig gesunden Menschen ist Zufriedenheit, Frohsinn und Liebe zum Leben; Unzufriedenheit, Schwermuth, Lebensunlust sind Zustände der Unnatur. Aufgabe einer rationellen Diätetik der Seele ist es, zum natürlichen Zustand zurückzuführen.

Unstreitig hängt die größere oder geringere Erregbarkeit unseres Gemüths, das heißt die größere oder geringere Leichtigkeit in Affect zu gerathen, so wie die vorherrschende Neigung zu gewissen Affecten vorzüglich von unserem Temperamente ab. Je mehr wir uns gewissen Affecten willenlos hingeben, desto mehr nimmt die Leidenschaftlichkeit des Gemüths nach diesen Richtungen zu, d. h. die Leidenschaft nährt sich und wächst von Affecten. Wer sein Gemüth mit heiteren, reinen, frohen, erhebenden Affecten nährt, wird seiner Gemüthsstimmung im Großen und Ganzen allmälig einen heiteren Stempel aufdrücken, die Heiterkeit und der Frohsinn werden gleichsam Fleisch und Blut, sie werden Temperament. Man kann also durch die bloße Macht des Willens sein Temperament verbessern, man kann durch psychische Einwirkung Veränderungen in der physischen Anlage hervorbringen. Am leichtesten geht es in der Jugend, und die Erziehung im engeren Sinn ist meiner Ansicht nichts Anderes, als Temperaments-Verbesserung. Am besten erzogen ist der Mensch, der bei aller

Empfänglichkeit für das, was das Gemüth erhebt, belebt und läutert, am besten dem widersteht, was es niederdrückt und entwürdigt, oder kürzer: der besterzogene Mensch ist der, der Glück und Unglück am besten erträgt, dem Guten am meisten geneigt, dem Bösen am meisten abgeneigt ist.

Die größten Hindernisse unseres Frohsinns sind die deprimirenden Affecte und Leidenschaften. Wir haben denselben zwei eigene Capitel gewidmet. Es bleiben uns noch über die entsittlichenden Affecte und Leidenschaften: die Sünde und das Laster, einige Worte zu sagen übrig.

Es ist keine Frage, daß die Moral sowohl, als Rücksichten auf unseren inneren Frieden, folglich auf unser Glück, uns die Bekämpfung lasterhafter Begierden zur unerläßlichen Pflicht machen. Aber wie das anfangen?

»Es ist unsere eigene Schuld,« sagt Rousseau, »wenn uns die Tugend schwer fällt, und wenn wir immer vernünftig sein wollten, so hätten wir selten nöthig, tugendhaft zu sein. Aber Neigungen, die leicht zu überwinden sind, reißen uns ohne Widerstand fort; wir geben leichten Versuchungen nach, deren Gefahr wir verachten. Allmälig gerathen wir in gefährliche Lagen, vor welchen wir uns leicht hätten bewahren können, allein aus welchen wir uns ohne heroische Anstrengungen, die uns erschrecken, nicht mehr ziehen können, und wir stürzen endlich in den Abgrund, indem wir zu Gott sagen: »Warum hast du mich so schwach gemacht?« Aber wider unseren Willen antwortet er unserem Gewissen: »Ich habe dich zu schwach gemacht, aus dem Schlund heraufzusteigen,

weil ich dich stark genug gemacht habe, nicht hinein zu fallen.« *)

Hieraus ergibt sich die Regel: **Die sündhafte Regung schon im Moment des Entstehens zu unterdrücken.** Jede sündhafte Handlung wird zuerst in der Vorstellung, dann erst in der Wirklichkeit vollbracht. Es gehört ein sehr geringer Aufwand an sittlicher Kraft dazu, eine sündhafte Vorstellung, sobald sie im Gemüthe auftaucht, sofort zu unterdrücken. Man braucht nur seine Aufmerksamkeit rasch anderen Dingen zuzuwenden. Erwacht erst durch das Spielen mit der Vorstellung die Begierde, dann freilich ist es schwer, die Sünde selbst unvollzogen zu lassen. Die meisten Menschen, selbst solche, die den redlichen Willen haben, über lasterhafte Neigungen Herr zu werden, fehlen darin, daß sie die Gefahr beim ersten Erwachen der Vorstellung zu gering anschlagen. Es scheint ihnen gar nicht der Mühe

---

*) La vertu ne nous coûte que par notre faute, et si nous voulions toujours être sages, rarement aurions-nous besoin d'être vertueux. Mais des penchants faciles à surmonter nous entraînent sans résistance; nous cédons à des tentations légères dont nous méprisons le danger. Insensiblement nous tombons dans des situations périlleuses, dont nous pouvions aisément nous garantir, mais dont nous ne pouvons plus nous tirer sans des efforts héroïques qui nous effraient; et nous tombons enfin dans l'abîme en disant à Dieu: pourquoi m'as-tu fait si faible? Mais malgré nous il répond à nos consciences: je t'ai fait trop faible pour sortir du gouffre, mais je t'ai fait assez fort pour n'y pas tomber.

werth, der scheinbar kleinen Versuchung die Stirne zu bieten. Ehe sie sich dessen versehen, entzündet sich an der Vorstellung die Begierde, und ehe sie zum Widerstand gegen diese sich ermannt haben, ist die Sünde selbst vollbracht. Man denke an die Versuchungen des Spielers, des Trunksüchtigen, des Wollüstlings rc.

Um selbst die Vorstellung von sich fern zu halten, meide man sorgfältig die **Gelegenheit**. »Der Held des Kampfes und der der Tugend,« sagt **Shaftesbury**, »haben zweierlei Mittel und Wege zum Siege; der Eine kann seinen Feind nicht schlagen, wenn er ihn nicht aufsucht, der Andere, wenn er ihn nicht flieht.«

Die sündhafte Vorstellung kann aber auch entstehen ohne nachweisbare äußere Veranlassung dazu, bloß durch das Gesetz der Ideenverbindung. Die Unterdrückung derselben wird nicht bewirkt durch ein bloß negatives Verhalten, das heißt durch den Vorsatz, nicht daran zu denken, sondern dadurch, daß wir eine Vorstellung, eine Thätigkeit unseres Gemüths mit einer andern vertauschen. Denn da wir uns die Seele als eine vollkommene Einheit denken müssen, so kann sie gleichzeitig nicht mit zwei verschiedenen Dingen beschäftigt sein. Entschlossene und kräftige Action ist das beste Mittel, nicht bloß um sündhafte, sondern auch um schmerzliche oder überhaupt lästige Vorstellungen und Affecte von uns abzuhalten. In dem Augenblick, wo wir unter der Herrschaft einer sündhaften oder auch niederdrückenden Vorstellung stehen, befinden wir uns im Zustande der Passion, d. h. der Hemmung des vernünftigen Wollens. Dem Zustande der Passion ist der der Action

entgegengesetzt. Sobald die Action eintritt, muß die Passion aufhören. Beide sind so contradictorische Gegensätze wie schlafen und wachen, leben und todt sein; eins schließt das andere aus.

Was die Versuchung so gefährlich und die Tugend so schwer macht, das ist, daß wir nicht immer gleich stark, nicht immer zum Guten gleich sehr aufgelegt sind. Es gibt Momente, wo wir uns jeder Versuchung gewachsen fühlen, wo auch die Versuchung, wenn sie an uns heranträte, wirklich machtlos von unserer Tugend abprallen würde. *)

Es gibt andere Momente, wo wir in Folge von körperlichen Dispositionen oder von psychischen Vorgängen weniger stark sind. **) Daher kommt es denn, daß wir der

---

*) Es ist traurig, aber wahr. was Lavater sagt, daß wir gegen Versuchung am stärksten nach der Sünde sind. Dieß stimmt mit dem alten Sprichwort überein: »Wenn die Maus satt, ist das Mehl bitter.«

**) Il est, sans contredit, plus pénible à l'honnête homme de résister aux désirs qu'il doit vaincre, que de prévenir, changer ou modifier ces mêmes désirs dans leur source, s'il était en état d'y remonter. Un homme tenté résiste une fois parce qu'il est faible; s'il eût été le même qu'auparavant, il n'aurait pas succombé. En sondant en moi-même et en recherchant dans les autres à quoi tenaient ces diverses manières d'être, j'avais trouvé qu'elles dépendaient en grande partie de l'impression antérieure des objets extérieurs, et que, modifiés continuellement par nos sens et par nos organes, nous portions, sans nous en apercevoir, dans nos idées, dans nos sentiments, dans nos actions mêmes,

Versuchung einmal widerstehen, das andremal ihr unterliegen. Doch ist es rathsam, sich niemals auf seine Stärke zu verlassen. *) Die menschliche Tugend ist so unzuverlässig, das Herz hat so unberechenbare Launen, daß unseren tugendhaften Vorsätzen, selbst dann, wenn wir uns gegen Versuchung am stärksten fühlen, nie vollkommen zu trauen ist. Daher räth die Klugheit, sobald die Versuchung naht, sei es in Gestalt von äußeren Anlässen, sei es durch verführerische Vorstellungen, die oft ganz unvermuthet oder in Folge von Gedanken-Verbindungen in unserer Seele auftauchen, uns alsogleich in **die Unmöglichkeit zu versetzen**, der Versuchung nachzugeben. Dieß geschieht am besten dadurch, daß wir die Gesellschaft von Personen aufsuchen, an deren Achtung und Liebe uns gelegen ist. Dadurch wird am sichersten das Spiel gefährlicher Vorstellungen unterbrochen

l'effet de ces modifications. Que d'écarts on sauverait à la raison, que de vices on empêcherait de naître, si l'on savait forcer l'économie animale à favoriser l'ordre moral, qu'elle trouble si souvent! Les climats, les saisons, les sons, les couleurs, l'obscurité, la lumière, les éléments, les aliments, le bruit, le silence, le mouvement, le repos, tout agit sur notre machine et sur notre âme par conséquent; tout nous offre mille prises assurées pour gouverner dans leur origine les sentiments dont nous nous laissons dominer. (J. J. Rousseau.)

*) Il n'y a guère à compter que sur les vertus du tempérament. Confiez votre vin plutôt à celui qui ne l'aime pas naturellement, qu'à celui qui forme tous les jours de nouvelles résolutions de ne s'enivrer jamais. (Helvetius.)

und die Versuchung nicht bloß für den Augenblick von uns abgehalten, sondern unser Gedankengang überhaupt in neue Bahnen gelenkt. Auf alle Fälle entreiße man sich entschlossen der Einsamkeit oder der Gesellschaft von Personen, welche unserer Tugend gefährlich sind. Jeder einzelne Sieg, den wir über die Versuchung davontragen, erleichtert uns die folgenden Siege, theils weil unsere Kraft zum Guten, wie jede Kraft, durch Uebung wächst, theils weil Laster dem Feuer gleichen, welches erlischt, wenn man kein Holz zulegt. Wer es schon versucht hat, ein Laster oder auch nur eine üble Gewohnheit abzulegen, der wird gefunden haben, daß es nur im Anfang schwer ist, der Versuchung zu widerstehen. Zeigen wir uns da fest, so schläft die Gewohnheit ein, und es gibt keine Versuchung mehr für uns.

Je mehr man der Leidenschaften Herr wird, desto heiterer gestaltet sich das Leben. Und hat man es gar so weit gebracht, die hohe See der Leidenschaften ganz zu verlassen, und in das sturmfreie Fahrwasser der ruhigen Beschaulichkeit zu gelangen, wo die Leidenschaften nur mehr Gegenstände des Studiums für uns sind, wo wir zur Erkenntniß kommen, daß das Glück im Gemüthsfrieden besteht, dann fängt das Leben erst recht an, und die Sage vom tausendjährigen Reich ist keine Fabel mehr für uns, das tausendjährige Reich hat in Wirklichkeit für uns begonnen. Das Behagen dessen, der die Leidenschaften von sich abgeschüttelt hat, gleicht demjenigen eines alten Soldaten, der hinter dem warmen Ofen sitzend, bequem in der Zeitung liest, »wie weit hinten in der Türkei die Völker auf einander

schlagen;« oder dem des behäbigen Bürgers, der von seinem Fenster aus auf den bunten Markt des Lebens hinabschaut, wo die großen und kleinen Leidenschaften der Menschen sich tummeln und ihre oft so komischen Schwächen, prächtig drapirt, im Senatorenschritt einherschreiten — Harlekin und Pierrot in der Toga römischer Imperatoren!

Natürlich sprechen wir hier nur von der Befreiung von den großen verzehrenden Affecten und Leidenschaften wie Liebe, Ehrsucht, Haß 2c.; denn vollkommene Affect- und Leidenschaftslosigkeit gibt es für den Menschen nur dann und dort, wenn das Herz zu schlagen aufgehört hat, im Grab. Weshalb sollten wir auch die sanften, die Lebensflamme nährenden Affecte und Leidenschaften, wie Freundschaft, Freude, Hoffnung, Bewunderung, Wohlgefallen am Schönen, Guten, Wahren unterdrücken? »Sanfte Leidenschaften,« sagt **Feuchtersleben**, »erheitern den Horizont des Daseins, bewegen ohne zu ermüden, erwärmen ohne zu verzehren, und verklären allmälig die Flamme, die in jedem Busen brennt, zum stillen, befruchtenden Segenslichte. Sie sind die Insignien wahrer Stärke, welche das Scepter der Geistesherrschaft nie aus den Händen läßt. *)

*) Aehnlich spricht sich auch Droz in seinem Buche »L'art d'être heureux« aus: Les émotions douces entretiennent la vie et produisent sur elle l'effet d'un souffle léger sur la flamme. Des pensées habituellement sereines, et quelquefois rêveuses donnent à l'âme la gaieté pure et vraie. Elle est parmi nous le trésor le plus rare; et je conçois ce paradoxe, que les trois quarts d'hommes meurent de chagrin.

Zehntes Capitel.

Trägheit, Launen.

Mit Launen muß man es wie mit Gespenstern halten; muthig auf sie losgegangen, verschwinden sie, oder man bekommt sie zu packen; verkriecht man sich aber in den Winkel oder duckt sich unter das Bett, so bekommen sie Riesengröße und alle Eigenschaften des Teufels. Weber (Democrit).

Die gefährlichste und wenig bekannteste aller Leidenschaften ist die Trägheit. Auf den ersten Blick scheint sie zwar ihren übrigen Schwestern nicht beigezählt werden zu können, weil sie keine Gemüthsbewegung, vielmehr gerade die Verneinung des Affectes ist; und doch hat sie, wenn man ihr näher auf den Grund sieht, alle Eigenschaften der Leidenschaft, und zwar der schlimmsten Art. Sie beschleicht uns wie ein Zehrfieber, ohne daß wir es merken. Sie meistert unsere Gefühle, unsere Interessen, selbst unsere Vergnügungen; sie hängt sich wie ein Bleigewicht an unsere Entschlüsse und Handlungen. In ihrem faulen Sumpfe ersticken unsere Tugenden wie unsere Laster. Sie ist um so gefährlicher, als sie nur allzu oft den gleißnerischen Schein der Tugend annimmt. Wir glauben unsere Laster überwunden

zu haben, und haben doch nur ein Laster mit einem anderen, noch schimpflicheren vertauscht. Nicht unsere Tugend ist oft Herr geworden über unsere Ehrsucht z. B., sondern die Faulheit. Wir haben aufgehört zu streben, weil Strebsamkeit Thätigkeit erheischt, und Thätigkeit unbequem ist. Es geht damit wie mit der Schüchternheit und Charakterschwäche, die gar Manchen auf dem Wege des Rechts und der Ehrbarkeit erhalten, während er sich einbildet und glauben machen will, seine Tugend habe es gethan. Wie Mancher rühmt sich einer Sittenreinheit, woran in Wirklichkeit sein Unvermögen das einzige Verdienst hat! Wie Mancher seiner Friedfertigkeit, der zu dumm oder zu schwach ist, eine eigene Meinung zu haben, und zu feig und träge, sein Recht mannhaft zu vertheidigen! Die Trägheit ist nicht nur die Mutter vieler Laster, sondern auch der Hemmschuh aller Tugenden. Kurz, es liegt in der Trägheit eine so entsittlichende und lähmende Macht, daß jeder ordentliche Mensch ihr vor Allem einen Krieg erklären sollte bis auf's Messer.

»Der Grundfehler der Menschen ist Trägheit. Er untergräbt in tausend Formen unser Wohlsein. In Gebildeten entlarvt er sich in jene philosophisch sein sollende, trübe, skeptische Weltanschauung, die man Hamletismus nennen könnte, um sie für den Erfahrenen mit einem treffenden Typen zu bezeichnen. Es ist ein Aufgeben seiner selbst, ein freiwilliges Erkranken und Sterben. Gesundheit und Leben ist Selbsterweckung.« *)

---

*) Feuchtersleben.

Eine große Menge von Seelenkrankheiten, wie Hypochondrie, Melancholie, Lebensekel ꝛc., haben ihren Grund lediglich in Trägheit, Willensschlaffheit und Müßiggang. Das Gemüth, haben wir gesagt, gleiche dem Wasser. Wie dieses bleibt es klar und unverdorben, so lange es in Bewegung ist. Nur stehendes, nicht aber fließendes Wasser geräth in Fäulniß und wird zum giftigen Pfuhl. »Der Rost greift nur die Waffe an, die unbenützt bleibt, nicht den Stahl, der gebraucht wird.« *) Das Lebensprincip der Seele ist nun einmal Bewegung, darum muß Unthätigkeit, die Tochter der Trägheit, die Gesundheit der Seele untergraben. Auch die üble Laune, der niederste Grad der Seelenkrankheit, ist meistens nur die Folge der Unthätigkeit.

Worin besteht die üble Laune, und wie äußert sie sich?

Jeder Mensch in den reiferen Lebensjahren hat an sich schon die Erfahrung gemacht, daß es Tage gibt, wo wir in unserem Thun und Denken unbehülflicher sind als sonst; wo wir verdrossen, mürrisch, von einem Gefühl der Unlust erfüllt, zu nichts recht aufgelegt sind; wo die geringsten Anlässe unseren Unmuth erregen; wo wir unsere Umgebung mit übertriebenen Anforderungen quälen; kurz, wo wir uns und Andern zuwider sind. Wir befinden uns dann in einem Zustand, zu dessen Bezeichnung der Sprachgenius ein vortreffliches Wort erfunden hat, wir sagen nämlich in einem solchen Falle, wir seien **verstimmt**. In der That gleicht dann unser Gemüth einem verstimmten

---

*) Feuchtersleben.

musikalischen Instrumente. Die Saiten der Gemüthsharfe haben nachgelassen, haben die Stimmung verloren; man darf sich daher nicht wundern, wenn uns keine reinen Töne zu entlocken sind.

In einem solchen Zustande handeln wir weniger nach den Dictaten des überlegenden Verstandes, als nach den Eingebungen des kranken Gefühls; wir gerathen in Widerspruch mit uns selbst, und benehmen uns, wenn die Verstimmung einen hohen Grad erreicht hat, auf eine Weise, welche unsere besten Freunde an uns irre machen könnte. Auf eines Menschen Thun, der solchen Gemüthsstörungen häufig unterworfen ist, läßt sich mit Sicherheit kein Schluß ziehen, er ist unzuverlässig, heute so, morgen so. Man sagt von ihm: »**es ist ein launischer Mensch,**« oder »**er ist voller Launen**«, d. h. voller Widersprüche.

Die üble Laune ist ein wahres Gift, das in weit höherem Grade, als wir uns dessen in den meisten Fällen bewußt sind, unser eigenes und unserer Angehörigen Glück untergräbt. *) Es ist daher höchst nothwendig, daß wir diesem heimtückischen Feind unseres Frohsinns scharf in

*) L'humeur — sagt der geistreiche Prince de Ligne — est comme la mauvaise herbe, qui mange tout et empêche, tout ce qui est bon, en semences et en plantes, de se produire et par conséquent de se reproduire et profiter. Cette comparaison est si juste, que je vois les gens, les meilleurs, les plus justes, quelquefois les plus aimables, les plus délicats, les plus honnêtes, hors la possibilité de paraître ce qu'ils sont. Toutes les bonnes qualités sont interceptées. C'est comme s'ils n'en avaient pas.

das Gesicht sehen, damit wir wissen, wie wir mit ihm daran sind, und uns vor ihm hüten können.

Die Ursache der üblen Laune ist in der Regel in körperlichen Zuständen, vorzüglich in einer Verstimmung *) des Nervensystems zu suchen. Mittelst unseres Körpers stehen wir nicht bloß mit der ganzen sichtbaren Welt, sondern auch mit den sogenannten unwägbaren Stoffen in steter Wechselbeziehung. Keine Veränderung der Atmosphäre **) an Spannung, Temperatur, Feuchtigkeitsgrad, Elektricität 2c. geht spurlos an unserem Körper vorüber. Denn da unser Körper der materiellen Welt angehört, so ist er auch allen in dieser Welt thätigen Kräften unterworfen. ***) Bei dem innigen Verband zwischen Leib und Seele müssen die Wirkungen dieser Kräfte auch in unserem Gemüthsleben sich fühlbar machen. Zu den Einflüssen der äußeren Welt kommen noch jene, welche sich aus dem inneren Lebensverlauf

---

*) Unser Gemüthsleben ist einem sehr entschiedenen Einfluß von Seite der Sinnlichkeit unterworfen. Dieser ist theils ein selbstständiger, mit der Geburt und weiteren leiblichen Entwickelung unmittelbar gegebener, das Temperament, theils ein durch zufällige Umstände und Einwirkungen bedingter und fort und fort wechselnder, die Nervenstimmung. (Waitz.)

**) Avoir l'humeur mélancolique un jour plus que l'autre est une chose si simple! Un ciel pluvieux, un degré de froid de plus ou de moins dans l'atmosphère, suffisent pour rembrunir les idées. (Me. de Genlis.)

***) Les choses extérieures ont sur nos sentiments les plus intimes une influence, contre laquelle les âmes les plus fortes luttent en vain. (G. Sand.)

ergeben. Ist doch unser physisches Leben ein ununterbrochener chemischer Proceß,*) ein fortwährendes Verbinden und Scheiden von Stoffen. Jede auch noch so kleine Hemmung des regelmäßigen Ganges dieses Processes muß, wenn auch nur als dunkle Empfindung, in unser Bewußtsein treten. **) Die dunklen Empfindungen dieser Hemmungen erzeugen eben jenes Unbehagen, das wir üble Laune nennen.

Häufig indessen ist die Ursache der Gemüthsverstimmung auch rein psychischer Art: Aerger über Durchkreuzung unserer Absichten und Wünsche, getäuschte Erwartung, Verletzung unserer Eigenliebe ꝛc. Die Veranlassungen der letzteren Art sind oft so subtil, daß wir uns ihrer gar nicht recht bewußt werden. Die üble Laune ist oft plötzlich da, ohne daß wir uns denken können, wie wir dazugekommen sind. Prüft man sich aber aufmerksam, ruft man sich Alles

*) Les humeurs du corps ont un cours ordinaire et réglé, qui meut et tourne imperceptiblement notre volonté: elles roulent ensemble et exercent successivement un empire secret sur nous; de sorte qu'elles ont une part considérable à toutes nos actions, sans que nous les puissions connaître. (La Rochefoucauld.)

**) Les contradictions sur le caractère d'Alexandre paraîtraient plus difficiles à concilier, si on ne savait pas, que les hommes, et surtout ceux qu'on appelle héros, sont souvent très différents d'eux-mêmes; et que la vie et la mort des meilleurs citoyens, le sort d'une province, ont dépendu plus d'une fois de la bonne ou de la mauvaise digestion d'un souverain bien ou mal conseillé. (Voltaire.)

in's Gedächtniß zurück, was uns im Laufe des Tages begegnet ist, so entdeckt man nicht selten zu seiner Beschämung ein kleines, unscheinbares schwarzes Pünctchen als das erste Glied einer ganzen Reihe von trüben und ärgerlichen Vorstellungen, worin in diesem Falle eben die üble Laune besteht. Unsere Eigenliebe ist so empfindlich, daß der unfreundliche Gruß eines Bekannten, das unbedachte Wort eines Freundes, das Ausbleiben eines Lobes, wo wir solches erwartet hatten, ein ganz unbedeutender Vorzug, der einem Nebenbuhler gegeben wird, das Stirnrunzeln eines Gönners 2c. hinreicht, unseren Gemüthshimmel mit Wolken zu bedecken. *) Das ist nun freilich eine übertriebene Empfindlichkeit, über die man Herr zu werden suchen muß, und über die man Herr werden kann durch passende Seelen-Diät.

Am unabhängigsten von den Einwirkungen der Körperwelt auf die Gemüthsstimmung sind jene Menschen, welche ein thätiges, bewegtes Leben in freier Luft führen, mäßig leben und einen festen Willen haben. Am meisten unterworfen sind denselben: Stubenhocker, Weichlinge, Müßiggänger und Leute, die sich viel mit abstractem Denken befassen. Daher trifft man Launen am wenigsten bei Landleuten, Jägern, Soldaten 2c., am häufigsten bei Beamten, Gelehrten, Capitalisten 2c.

Diese Beobachtungen aus der Naturgeschichte der Launen geben treffliche Fingerzeige zu ihrer Verhütung

*) Die üble Laune ist ein Insect, das seine Eier in die Puppen unserer schönsten Freuden legt. (J. Paul.)

und Bekämpfung. Nicht so viel sitzen, sondern fleißige Bewegung in freier Luft, energische Thätigkeit, eifriges Streben nach ernsten, nützlichen Zwecken, und vor Allem der feste Wille sich nicht von der Laune beherrschen zu lassen. Das Pantoffel-Regiment ist immer ein schmähliches, komme es, woher es wolle; das schmählichste aber von allen ist das Pantoffel-Regiment der Laune. Einer liebenswürdigen und geliebten Frau den Willen zu thun, mag doch mit der Macht einer edlen Leidenschaft entschuldigt werden, aber einem zänkischen, häßlichen, grillenhaften Weibe, als welches wir uns die Laune personificiren können, dienstbar zu sein, dafür gibt es keine Entschuldigung; denn erstlich ist sie uns nicht angetraut, und zweitens vermag sie unsere Folgsamkeit mit keinerlei Gunst zu belohnen. Die Laune ist ein Weib, das seine Herrschaft mit nichts zu versüßen weiß. Unseren ganzen Mannesstolz müssen wir gegen so unwürdige Fesseln aufbieten.

In einem gewissen Maße sind alle Menschen den Launen unterworfen, wie die gesündesten Menschen dem Schnupfen. Der ganze Unterschied besteht darin, daß eine abgehärtete Gesundheit dem Schnupfen weniger ausgesetzt ist, als eine verzärtelte. Können wir uns auch von dem Seelenschnupfen, der üblen Laune, nicht ganz frei halten, so können und sollen wir doch verhüten, daß er chronisch werde, und das können wir durch bloße Kraft des Willens. Ist die üble Laune häufig wiederkehrend und sind die Anfälle von Dauer, dann darf man darauf zählen, daß im körperlichen oder seelischen Haushalt irgend etwas aus den Fugen ist. Ist diesem Falle kann man nichts Besseres

thun, als einen gescheidten Arzt zu Rath zu ziehen und sich einer förmlichen Körper- und Seelencur zu unterwerfen. Man säume damit keinen Augenblick, denn je mehr solche Uebel einwurzeln, desto schwerer sind sie auszurotten.

Wie man sich bei einzelnen Anfällen von übler Laune benehmen soll, darüber lauten die Ansichten verschieden. **Goethe** meint:

Geschieht wohl, daß man manchen Tag
Weder sich, noch Andre leiden mag,
Will nichts dir nach dem Herzen ein,
Sollt's in der Kunst wohl anders sein?
D'rum hetze dich nicht zur schlimmen Zeit,
Denn Füll' und Kraft ist nimmer weit,
Hast in der bösen Stund' geruht,
Ist dir die gute doppelt gut.

An einer anderen Stelle empfiehlt er gerade das Gegentheil, indem er sagt: »Es ist mit der üblen Laune völlig wie mit der Trägheit, denn es ist eine Art von Trägheit. Unsere Natur hängt sehr dahin, und doch, wenn wir nur einmal die Kraft haben, uns zu ermannen, geht uns die Arbeit frisch von der Hand, und wir finden in der Thätigkeit wahres Vergnügen.«

Bloßer **Zeitvertreib** genügt keineswegs, uns vor Langweile und ihren Folgen, der üblen Laune, zu bewahren. Lecture, Schauspiel, Conversation, Kartenspiel, und was man sonst unter die Zeitvertreibe rechnet, sind wahre Erholung nur für den, dem sie Zerstreuung von ernster Arbeit sind. Nur wer die Anstrengung kennt, kennt die Süßigkeit der Ruhe. Der Müßiggänger macht sich das Vergnügen zur Arbeit, und es ist keineswegs ein Spielen

mit Worten, wenn wir behaupten, daß ihm umgekehrt, sofern er sich ermannen kann, die Arbeit Vergnügen machen muß.

Aus dem bisher Gesagten ergeben sich folgende Verhaltungsregeln gegen die üble Laune:

Kommt dieselbe von Langweile her, so nimm entschlossen eine ernste, anstrengende, wo möglich dabei interessante Arbeit vor; nippe nicht bloß daran, sondern versenke dich ganz darein, mit dem Bestreben, sie möglichst gut zu machen, und mit dem Vorsatz, dieselbe zu Ende zu bringen. Du wirst finden, daß schon der bloße Vorsatz, dich aus deinem leidenden Zustande herauszureißen, und dem bösen Feind die Stirne zu bieten, dir Hülfe schafft. Wir müssen hier wiederholen, was wir schon ausgesprochen haben: **Jede Passion, d. h. jeder Zustand des Leidens, und dahin gehört auch die Laune, muß weichen, sobald die Seele entschieden in Action tritt,** weil die Seele als untheilbare Einheit nicht zugleich activ und passiv sein kann.

Glaubst du, daß deine üble Laune in erster Linie von körperlichen Zuständen herrührt — denn eine Verstimmung des Nervensystems ist, sei es als Ursache oder Wirkung, immer dabei im Spiel — so mache, wenn du kannst, eine kleine Reise, wo möglich zu Fuß, und wäre es nur eine Landpartie in deine nächste Umgebung; aber nicht allein, sondern mit Frau und Kindern, wenn du solche hast, oder mit einem Freund. Wenn du das nicht kannst, so säge oder hacke Holz, arbeite, daß du kein Glied mehr rühren kannst, dann iß und trink, was dir schmeckt, und, bist du sonst mäßig, so kann dir selbst ein Gläschen über den Durst nicht schaden.

Rührt deine üble Laune von quälenden Vorstellungen, oder, wie es auch bisweilen geschieht, von ermüdender geistiger Arbeit her, so zerstreue dich, geh' in's Theater, geh' in heitere Gesellschaft, oder doch in solche, wo du dich zusammennehmen mußt, kurz, reiße dich aus dir selbst heraus. Unter keinerlei Umständen hänge der üblen Laune nach, sondern leiste ihr Widerstand. Je entschlossener und entschiedener du dieß thust, desto besser.

Eine wichtige Regel ist noch diese, daß wir, wenn wir bemerken, daß die üble Laune im Anzuge ist, oder daß sie uns gar schon erfaßt hat, Discussionen mit unseren Hausgenossen und Bekannten nach Thunlichkeit vermeiden; denn bei der reizbaren Stimmung, in der wir uns befinden, müssen wir besorgen, Personen, die uns theuer sind, unverdient zu kränken, und dann geschieht es nur allzu leicht, daß wir uns aus einer kleinen Verstimmung in eine große hineinstreiten.

Endlich bedenken wir doch, daß, wenn die Nebel des Trübsinns sich über das Gemüth lagern, wenn wir durch diesen grauen Schleier Alles grau sehen, dieß nicht bleibt, daß über den Wolken eine Sonne lacht, die in wenigen Tagen den Schleier zerreißen wird. Dieß jeder Zeit sich gegenwärtig zu halten, ist schon eine große Hülfe. —

Eilftes Capitel.

Nimm's kaltblütig.

Laß eine Kleinigkeit dir nicht näher treten, als sie werth ist.
(Lessing.)

Ein sehr gewöhnliches Hinderniß menschlichen Glückes ist allzu große Reizbarkeit, welche Ursache ist, daß oft die geringfügigsten Vorfälle des täglichen Lebens uns ärgern und auf Tage hinein um unsere gute Laune bringen. Eine versalzene Suppe, ein zerbrochenes Glas, ein vom Schneider verpfuschter Rock, die Prellerei eines unverschämten Kutschers, das harte Wort eines Vorgesetzten, ein Gardinenstreit vermag unseren rosigsten Humor plötzlich in die schwärzeste Laune umzuwandeln. Bei manchen Temperamenten, wie beim cholerischen, pflegt sich der Unmuth meist wie ein schnell heraufziehendes Gewitter mit einigen Donnerschlägen zu entladen und der Gemüthshimmel wird bald wieder heiter. Bei anderen Naturen, den melancholischen besonders, wird der Unmuth im Stillen ausgebrütet und

großgezogen. Diese leiden mehr, weil sie länger leiden und weil die geschäftige Phantasie die Mücke zum Elephanten aufbläht.

Allen denen, die mit einem derartigen Temperament behaftet sind, empfehlen wir zur Beherzigung den Spruch, der den Lesern von Capitän **Marryat's** Jacob Ehrlich erinnerlich sein wird: »**Nimm's kaltblütig.**« Was uns auch im Laufe des Tages Unangenehmes begegnen mag, es finde uns mit dem Vorsatze gewappnet, uns nicht dadurch um unseren Frohsinn bringen zu lassen.

Du hast z. B. eine wichtige Arbeit gemacht, ein Promemoria für einen Minister etwa, hast die halbe Nacht mit Emsigkeit geschrieben, und hast nun des Morgens deine Freude daran, wie sauber, nett und wohlstylisirt das schwere Stück Arbeit vor dir liegt. Du gehst einen Augenblick vom Schreibtisch weg, um dich anzukleiden, denn der Minister, bei dem du zur Audienz vorgemerkt bist, empfängt frühzeitig. Wie du zurückkommst, findest du — wer beschreibt deinen Schreck! — das schöne Manuscript von oben bis unten mit Tinte übergossen, womit dein jüngster Sprößling, den ein böser Genius in's Zimmer geführt, zu sandeln vermeinte. »Ja, da möcht' ja —« Halt, Freund, sprich nicht aus, was du auf der Zunge hast, es ist ärgerlich, aber — **nimm's kaltblütig**, Toben nützt nichts.

Wem fällt bei dieser Gelegenheit nicht die bekannte Anecdote von Philipp II. von Spanien ein? Dieser mehr vielleicht durch Schiller's »Don Carlos«, als durch seine Tyrannei unpopulär gewordene Monarch arbeitete einmal bis tief in die Nacht hinein mit seinem Geheimschreiber,

dem er eine wichtige Depesche in die Feder sagte. Schon graute der Morgen, der König war vom Nachtwachen erschöpft, doch der Courier wartete, die Arbeit mußte vollendet werden. Endlich ist sie fertig. Der Secretär will sie mit Sand bestreuen, aber in der Eile erfaßt er, statt der Streusandbüchse, das Tintenfaß und — die ganze Arbeit ist umsonst. Sprachlos vor Schreck starrt der Geheimschreiber seinen strengen Gebieter an, er erwartet einen furchtbaren Zornesausbruch.

»Nun, was gibt's?« fragte ruhig der König. »Nehmen Sie anderes Papier und schreiben Sie.«

Und die Arbeit begann von Neuem.

Einen ähnlichen Zug erzählt man sich von Turenne. An einem heißen Sommertag lehnte sich der große Feldherr in weißem Beinkleid und leichter Jacke, im Gartensalon zum Fenster hinaus. Jean, einer der Lakaien, tritt ein, und hält den Herrn für Jacques, den Koch. Das straff gespannte Beinkleid sieht so einladend aus, daß er der Versuchung nicht widerstehen kann, einen kräftigen Schlag darauf zu führen. Er holt weit aus, und klatschend fällt die Hand auf die hochgewölbte Fläche. Turenne, von der unsanften Berührung aufgeschreckt, wendet sich rasch um, und Jean erkennt mit Entsetzen die entrüstete Miene des Gebieters. »Monseigneur, ich glaubte, es sei Jacques,« ist Alles, was er aus der von Schreck gelähmten Kehle hervorzubringen vermag.

»Und wenn es Jacques gewesen wäre,« spricht Turenne und reibt sich die hart getroffene Stelle, »so hättest

du so derb nicht zuschlagen sollen!« Und damit war's abgemacht.

»**Nimm's kaltblütig**« ist wirklich ein herrlicher Spruch, nur ist dessen Befolgung 'oft schwer.

Du hast dir z. B. vorgenommen, am folgenden Tag eine Landpartie zu machen, auf die du dich schon lange gefreut. Die Sonne geht des Abends herrlich unter, und die Abendröthe verspricht dir zu deinem Ausflug einen schönen Tag. Aber das Wetter hat seine Launen und theilt mit säumigen Zahlern die Schwäche, gar oft sein Versprechen nicht zu halten. Wie du des Morgens erwachst und zum Fenster eilst, rieselt aus grau verhängtem Himmel ein gemüthlicher Landregen herab, dessen Ende nicht abzusehen. Es ist ärgerlich, seine Freude auf solche Weise zu Wasser werden zu sehen. Aber folge meinem Rathe: **Nimm's kaltblütig**, Fluchen macht den Himmel nicht helle.

Oder du kaufst dir einen neuen Hut, den du schon lange brauchtest. Auf dem Heimweg vom Hutmacher, dem du den alten Hut zum Ausbügeln zurückgelassen, kommt unversehens ein heftiger Windstoß; ehe du Zeit hast, nach dem Hut zu greifen, wird dir dieser Hut vom Kopfe gerissen und kollert, gewaltige Sätze machend, über Stein- und Staubhaufen, durch schmutzige Gossen 2c. dahin, daß es komisch anzusehen wäre, wenn der Hut nicht gerade **dir** gehörte, und wenn es nicht gerade der **nagelneue** wäre. Du rennst, ein Gaudium aller Gassenbuben, mit fliegenden Haaren hinterdrein; aber im Augenblick, wo du den Flüchtling zu erhaschen meinst, geräth er den Pferden eines rasch daher-

fahrenden Wagens unter die Hufe, wird gleich darauf von einem der Räder erfaßt, und ehe du weißt, wie dir geschieht, ist der schöne neue Hut zu einem unförmlichen Knäuel zusammengequetscht. Der Fall ist ärgerlich, ich will es zugeben, aber bleibe bei deinem Spruche: **Nimm's kaltblütig**, und sei froh, daß die Räder nur den Hut und nicht das erwischten, was er zu bedecken bestimmt war.

Nehmen wir einen anderen Fall.

Du bist eine junge, hübsche Frau, die sich gerne putzt. Du bist zu einem Kindtaufschmaus, einer Hochzeit, einem Balle oder einer anderen ähnlichen Festlichkeit geladen, wo Alles im größten Staate erscheint, wo also du natürlich nicht zurückstehen kannst. Dein Ehemann ist so galant, dir für diese Gelegenheit ein prächtiges neues Kleid zu kaufen. Du gibst es dem Schneider und bindest ihm auf die Seele, daß er es ja auf das allereleganteste mache und daß es rechtzeitig fertig werde. Der bestimmte Tag erscheint. Morgens in aller Frühe sollst du das Kleid schon haben, so hat es dir der Schneider, der zu denen gehört, die bisweilen ihr Wort halten, feierlich zugesagt. Du wartest, wartest — der Schneider kommt nicht. Du gehst alle fünf Minuten an's Fenster, und siehst mit einem Blicke hinaus, als ob dir die Gabe verliehen wäre, den säumigen Schneider magnetisch herbeizuziehen. Alles umsonst — der Schneider kommt nicht. Der Zeiger der Uhr, die du alle Augenblicke zu Rathe ziehst, verkündet dir, daß es höchste Zeit ist, wenn du um neun Uhr, auf welche Stunde der Kutscher bestellt ist, fertig sein willst. Du schickst das Stubenmädchen fort, nach Schneider und Kleid

zu schauen. Nach einer peinlichen Viertelstunde kommt das Stubenmädchen zurück. Unter der Thüre trittst du ihr frisirt, chaussirt, im weißen Unterkleid entgegen.

»Nun, das Kleid?« fragst du und machst mit Stimme, Blick und Geberde Fragezeichen, die einen Stein erbarmen könnten.

»Das Kleid ist **nicht** fertig, der Geselle hat einen blauen Montag gemacht, vor Abend kann er's nicht liefern.« So lautet die Hiobspost.

Vernichtet sinkst du in ein Sopha-Eck. Dahin sind deine schönen Träume von den Triumphen, die du zu feiern gedachtest. Es bleibt dir keine andere Wahl, als entweder zu Haus zu bleiben, oder ein Kleid anzuziehen, in dem man dich schon zwanzigmal gesehen hat. **Eine** Alternative ist so schlimm als die andere. Absagen und das ganze Vergnügen fahren lassen, dazu entschließest du dich schwer; und »**die alte Fahne**« anziehen, wie du dich in deinem Unmuth ausdrückst, das Aschenbrödl sein unter den Andern, der Frau von X und der Frau Y zum Gespött dienen! — Es ist wahr, die Situation ist höchst fatal; aber — sei vernünftig und **nimm's kaltblütig.**

Nimm's kaltblütig, wenn du dich um eine Stelle bewirbst, und der protegirte Nichtswisser dir vorgezogen wird. Bedenke doch, was aus der Dummheit werden sollte, wenn sie keine Beschützer fände.

Nimm's kaltblütig, wenn du einen »Wischer« bekommst, den dein Vorgesetzer verdient hätte, und wenn dieser einen Orden bekommt, der eigentlich dir gebührte.

Solche Dinge geschehen dir nicht allein, das erlebt man alle Tage.

Nimm's kaltblütig, wenn Lästerzungen deinen ehrlichen Namen mit ihrem Geifer besudeln, und wenn von Selbstsüchtlingen, welche Uneigennützigkeit unbegreiflich finden, *) deinen edelsten Absichten die gemeinsten Motive unterlegt werden.

Nimm's kaltblütig, wenn der übermüthige Glückspilz, der vielleicht nicht werth ist, dir die Schuhriemen aufzulösen, in seiner aufgeblasenen Nichtigkeit, aber stolz auf seinen Geldsack, dich vornehm über die Achseln ansieht. So etwas ist ja nicht ärgerlich, sondern nur komisch.

Ueberhaupt gibt es kein besseres Mittel, den Spießen und Dornen des Lebens die verwundenden Spitzen abzubrechen, als indem wir ihnen die komische Seite abzugewinnen suchen. Wer es einmal in der Kunst zu leben zu solcher Einsicht und Fertigkeit gebracht hat, dessen Gemüth ist mit einem Fallbausch versehen, woran die Stöße und Püffe des Schicksals gefahrlos abprallen. Und im Grunde ist es ja gar nicht so schwer, sich diesen göttlichen Humor anzueignen. Sind denn nicht, beim Lichte betrachtet, die meisten Unvollkommenheiten des Lebens, wodurch wir uns verletzt fühlen, bloße Ungereimtheiten? Und ist nicht Ungereimtheit das wesentliche Merkmal des Komischen? Es kommt nur darauf an, daß wir uns auf

*) Parlez à un égoïste d'une action désintéressée, il ne vous comprendra pas. (La Bruyère.)

den rechten Standpunct stellen. Suchen wir uns daher auf diesen erhabenen Standpunct zu erheben, und wir werden nach und nach zu jener heiteren, weil verklärten und versöhnten Anschauung des Lebens gelangen, worin der echte Humor und die wahre Lebensweisheit bestehen. —

Zwölftes Capitel.

Die Sorge.

> Die Leiden sind wie Gewitterwolken, in der Ferne sehen sie schwarz aus, über uns kaum grau. (J. Paul.)
>
> Craindre un malheur, quel qu'il puisse être, c'est plus que d'en être frappé. (Balzac.)

Die Eigenthümlichkeit unserer Natur, der Zeit vorauszueilen, verhindert uns nicht nur, ein offenes Auge und empfänglichen Sinn für das zu haben, was die Gegenwart uns Angenehmes bietet, sie bereitet uns auch positives Leid. Indem unsere Blicke beständig in die Zukunft gerichtet sind, empfinden wir die meisten Unannehmlichkeiten des Lebens schon lange, ehe sie uns wirklich treffen. Denn was ist die Sorge, die mehr oder weniger aller Menschen Leben verbittert, anders, als die Vergegenwärtigung künftigen Leids?

Allerdings ist die Voraussicht bevorstehender Uebel und die damit verbundene Unruhe des Gemüths, worin eben

die Sorge besteht, ein Mittel, viele uns drohende Gefahren abzuwenden, und wenn diese Voraussicht dahin führt, unsere Thatkraft, unseren Scharfsinn, unseren Erfindungsgeist, unseren Muth in dieser Richtung anzuspornen, so ist sie höchst wohlthätig. In der Regel aber lassen wir uns in unseren Besorgnissen weit über das vernünftige Ziel hinausführen. Unsere aufgeschreckte Phantasie läßt uns die zu befürchtenden Uebel weit schrecklicher erscheinen, als sie wirklich sind. Namentlich poetische Gemüther sind gar sehr zur Uebertreibung geneigt und leiden unter der Sorge daher doppelt. *) Allerdings wird dieses Uebel einigermaßen dadurch aufgewogen, daß poetische Gemüther auch künftige Freuden lebendiger vorausempfinden; allein da bei den meisten Menschen die Befürchtungen zahlreicher sind als die Hoffnungen, so ist die Gabe des lebhaften Vorausempfindens im Ganzen genommen eher ein verderbliches als ein wohlthätiges Geschenk der Natur. **) Sache einer rationellen Diätetik der Seele ist es, Hülfsmittel zur Ausgleichung dieses Uebelstandes anzugeben, und sie kann es.

Wie sich der vernünftige Mensch gegenüber der passiven Sorge, wenn sie sich seiner bemächtigen will, zu

*) Les points où le vrai besoin se fait sentir, sont toujours rares. La prévoyance et l'imagination les multiplient, et c'est par cette continuité de sentiments qu'on s'inquiète et qu'on se rend malheureux.

(J. J. Rousseau.)

**) De toutes les qualités la prévoyance est la plus difficile à régler: qu'on en ait peu, on tombe dans quelques revers, qu'on en ait trop, on est toujours misérable.

(Droz.)

verhalten habe, ergibt sich aus der Erfahrung und aus dem lebendigen Gefühl dessen, was wir unserer eigenen Würde schuldig sind.

Wenn wir auf unsere überstandenen Sorgen zurückblicken, so finden wir, daß viele derselben in der Furcht vor Uebeln bestanden, die gar nicht eingetreten sind, *) entweder weil unerwartete Umstände unseren Angelegenheiten plötzlich eine günstige Wendung gaben, oder weil wir durch kluges, kraftvolles und entschlossenes Handeln die drohende Gefahr rechtzeitig abzuwenden wußten. Bei den meisten Besorgnissen, die sich verwirklichten, zeigte es sich, daß sie, wie so manche drohende Gewitter, weit gefahrloser sich entluden, als wir vermuthet hatten. Es ist für unsere Gemüthsruhe von großer Wichtigkeit, uns diese Erfahrungen, die gewiß jeder Leser dieser Zeilen schon an sich selbst gemacht hat, recht lebendig vor Augen zu halten. Bedenken wir doch, daß bei jeder unserer Sorgen nur zwei Fälle denkbar sind, nämlich: daß das Gefürchtete entweder eintritt oder daß es nicht eintritt. Tritt es nicht ein, so haben wir uns ganz umsonst geängstigt; tritt es ein, nun so

»Ist es Zeit, die Unfälle zu beweinen,
Wenn sie nahen und wirklich erscheinen.« **)

---

*) Möchte doch Jeder ein Register, eine Spieltabelle über Hoffnungen und Befürchtungen halten, und am Ende des Jahres nachlesen, wie unendlich viele Befürchtungen nicht eingetroffen sind! Aber der Mensch vergißt leichter altes Fürchten als altes Hoffen. (J. Paul.)

**) Schiller: „Die Braut von Messina.“

Jede neu auftauchende Sorge müssen wir empfangen, wie ein tapferer Soldat einen Feind empfängt: **furchtlos**. Welche Gefahr uns auch drohen mag, treten wir ihr entgegen mit dem Gedanken: »Mit dir werde ich auch noch fertig werden, wie ich schon mit so vielen fertig geworden bin; bange lasse ich mir nicht machen; ein Mann von Kopf fällt niemals auf diesen, sondern wie die Katze immer auf die Füße; wenn das Mißgeschick mit mir anbinden will, so soll es einen Gegner an mir finden, dessen es sich nicht zu schämen hat.« Hat man sich durch solche und ähnliche Gedanken in die gehörige kriegerische Stimmung versetzt, so überlegt man mit ruhiger, kühler Besonnenheit, wie dem drohenden Uebel am besten vorzubeugen ist. Je fester und unerschrockener wir der Gefahr dabei in's Auge blicken, je kaltblütiger wir uns über unsere Lage, unsere Hülfsmittel Rechenschaft geben, desto eher werden wir die rechten Wege finden, dem Gefürchteten auszuweichen. Unsere bloße Zuversicht, unsere Besonnenheit ist schon halbe Hülfe.

Uebermäßiges Sorgen um die Zukunft ist stets der Beweis eines schwachen Verstandes oder eines schwachen Charakters. *) Auf alle Fälle ist sie eine große Thorheit.

---

*) In der Regel ist Schwachheit die Quelle unmäßiger Furcht und Betrübniß bei Menschen, welche sich nicht durch Grundsätze der Vernunft gewaffnet haben, weshalb sie auch der gewünschten Güter, welche die Gegenwart bietet, nimmer froh werden, da die Zukunft sie beständig durch Angst und Zittern und Zagen wegen des möglichen Verlustes quält. Man waffne sich nicht durch Armuth gegen Beraubung des Reichthums, nicht durch ein

Denn nicht nur nützt das passive Sorgen nichts, es bringt uns die empfindlichsten Nachtheile. Es trübt wie jede deprimirende Gemüthsbewegung die Klarheit unseres Urtheils, lähmt die Energie unserer Entschlüsse und Handlungen, zehrt an unserem Leben, und erschöpft unsere Kraft, noch ehe die Gefahr wirklich da ist. Kein Wunder, wenn uns diese dann kopflos, rathlos und schwach trifft. Es gibt kaum eine Lage des Lebens, wie gefährlich sie auch scheinen mag, aus der es nicht einen leidlichen Ausweg gibt, und oft liegt die Hülfe so nahe, daß wir sie mit Händen greifen könnten, wenn die Angst uns nicht blind und taub machte.

Auch unserer Würde ist unmäßiges Fürchten entgegen. Schon Furcht vor Menschen ist verächtliche Schwäche, noch mehr aber Furcht vor Dingen. Was sagt Shakespeare von der Furcht?

»Der Feige stirbt schon vielmal, eh' er stirbt,
Die Tapfern kosten einmal nur den Tod
Von allen Wundern, die ich je gehört,
Scheint mir das größte, daß sich Menschen fürchten,
Da sie doch seh'n, der Tod, das Schicksal Aller,
Kommt, wann er kommen soll.

Das Leben ist ein Kampf, und zu der großen Armee von Kriegern, welche sich gegen widrige Geschicke zu wehren haben, gehört jeder Sterbliche, der eine als Gemeiner, der andere als Officier, der dritte gar als General. In

---

freundloses Leben gegen Freundesverlust, noch durch Kinderlosigkeit gegen den Tod von Kindern, sondern durch die Vernunft gegen Alles. (Plutarch.)

dieser Armee soll Jeder ein Held werden wollen, wenn auch, und gerade weil, für Heldenthaten auf diesem Felde keine Orden und Ehrendegen verliehen werden. Wie ein tapferer Soldat selbst im Unterliegen seinem Feinde noch Achtung abnöthigt, so auch der Mensch, der nach muthiger Gegenwehr dem Schicksal endlich erliegen sollte. Möge sich Jeder die herrlichen Worte Goethe's einprägen:

Feiger Gedanken
Bängliches Schwanken,
Aengstliches Klagen,
Weibisches Zagen,
Wendet kein Unglück,
Macht dich nicht frei.
Allen Gewalten
Zum Trotz sich erhalten,
Nimmer sich beugen,
Kräftig sich zeigen,
Rufet die Arme der Götter herbei.

»Das ist Alles recht gut und schön,« sagt vielleicht Mancher; »ich wollte, ich könnte mir diesen Muth, diesen edlen Trotz auch aneignen, aber ich bin nun einmal eine weiche, ängstliche Natur, und darin besteht eben mein größtes Unglück.«

Allerdings ist Kleinmüthigkeit ein Unglück, aber ein Unglück, dem sich abhelfen läßt. Der natürliche, das heißt angeborene Muth ist freilich ein großer Vorsprung im Leben, allein dieser Muth ist auch wie jede andere Temperaments-Tugend verdienstlos. Nur was erstrebt, errungen, erkämpft wird, ist verdienstlich. Und erringen läßt sich auch der Lebensmuth, wenn man ernstlich will. Ernstlich soll man aber Alles wollen

was eine nothwendige Bedingung unseres Glückes ist. Wie viel Kraft und Beharrlichkeit wird auf Erstrebung viel minder wichtiger Güter verwendet! Seht den Geldgierigen, wie er sich müht und plagt, wie er sich nicht Rast noch Ruhe gönnt, um reich zu werden — und er wird reich. Seht den Ehrgeizigen, wie er Tag und Nacht darauf sinnt, mehr Ansehen vor den Menschen zu erlangen, wie er, oft mit Verleugnung aller persönlichen Würde, um die Gunst der Großen, um den Beifall des Pöbels buhlt, zu welchen Mitteln er greift, um einen höheren Posten, ein Bändchen ins Knopfloch oder ein Bürgerkrönchen zu erringen, und — er erreicht sein Ziel. *) Sind Geld, sind Ehre nicht viel entferntere Mittel zum Glück und weit minder nothwendige Bedingungen der Selbstachtung als Lebensmuth?

Die Sorgen haben das Eigenthümliche, daß sie uns um so empfindlicher drücken, je kleinlicher, je individueller sie sind. **) Ein Bürger, der für das Beste der Gemeinde, der Staatsmann, der für das Beste des Staates, der Patriot,

---

*) Wonach Einer mit allen Kräften ringt, das wird ihm; denn die Sehnsucht ist nur der Ausdruck dessen, was unserem Wesen genehm ist. (Feuchtersleben.)

**) Les grandes privatins éveillent d'ordinaire en nous un sentiment moins cuisant que les petites, on les prévoit, on s'y résout, on met une sorte de courageuse fierté à les supporter; mais les privations de détail ont quelque chose d'intolérable: le peu de valeur même de l'objet qui nous manque, nous avertit plus durement de l'excès de notre indigence. (E. Souvestre.)

der für das Wohl des Vaterlandes sorgt, der Menschenfreund, der sich um das Loos der Armen und Bedrängten kümmert, sie alle empfinden den Druck der Sorge auch, aber solche Sorgen, weil sie frei von Selbstsucht sind, demüthigen nicht, sie erheben vielmehr. Privatsorgen hingegen, und zwar je mehr sie unser materielles Sein angehen, die drücken und erniedrigen uns zugleich. Große Sorgen erscheinen uns als Feinde, die unser würdig sind und denen schlimmsten Falles zu erliegen uns keine Schande dünkt. Kleine Sorgen sind lästig wie Insektenschwärme, vor denen selbst der Löwe die Flucht ergreift.

Zu den empfindlichsten aller Privatsorgen gehören die **Nahrungssorgen**. Der gemeine Mann kennt fast keine andern, den demüthigen sie auch nicht. Aus diesem Grunde ist der bildungslose Arme weit weniger unglücklich als der gebildete. Jener, wenn er sich nicht mehr anders zu helfen weiß, geht hin und bettelt, und schämt sich dessen nicht; was aber thut der verschämte Arme? Er darbt und leidet.

Je höher der Mensch auf der Stufenleiter der Bildung steht, desto mehr erweitert sich sein Dasein, desto mehr veredeln sich seine Bestrebungen, desto mehr lebt er für allgemeine Interessen, für Principien, für Ideen. Er, dessen Herz für das Wohl und Wehe der ganzen Menschheit schlägt, fühlt sich gedemüthigt, seine Liebe, seine Sorge immer nur seinem kleinen Ich zuwenden und, gleich dem Thier, gleich dem Wilden, gleich dem bildungslosen Proletarier, um das nackte Dasein kämpfen zu müssen. Wie viel kostbare Kraft, die der Allgemeinheit frommen könnte, geht

in diesen kleinen Kämpfen und Sorgen verloren! Das mehr oder minder deutliche Bewußtsein dieses scheinbaren Mangels an Oeconomie in der Welt der geistigen Kräfte kann ein hochherziges Gemüth bisweilen zur inneren Empörung, wo nicht zur Verzweiflung bringen.

Was Leiden dieser Art, woran nur allzu viele und oft die edelsten, vortrefflichsten Menschen zu Grunde gehen, verschärft, das ist, daß wir sehen müssen, wie Menschen von ganz untergeordneten Fähigkeiten sich fast mühelos Reichthümer erwerben, und dann von der erworbenen Unabhängigkeit, von der Freiheit des Gemüths von kleinlichen Sorgen nicht einmal einen vernünftigen Gebrauch zu machen wissen. *) Welche Vortheile gewährt der Reichthum! **) Wie viel Nützliches läßt sich in der Gemeinde,

*) L'aisance est inutile à la plupart des hommes qui l'ont reçue. Victimes de la folie commune, ils perdent à s'enrichir le temps qu'ils devraient employer à jouir. Partout on voit des spéculateurs habiles, rarement trouve-t-on des hommes qui sachent user en épicuriens d'une fortune médiocre; ce n'est pas l'art d'acquérir, c'est l'art de dépenser qu'il faudrait nous apprendre.

(Droz.)

**) Dreimal glücklich sind Diejenigen zu preisen, die ihre Geburt sogleich über die unteren Stufen der Menschheit hinaufhebt, die durch jene Verhältnisse, in welchen manche gute Menschen sich die ganze Zeit ihres Lebens abängstigen, nicht durchzugehen, auch nicht einmal als Gäste darin zu verweilen brauchen. Allgemein und richtig muß ihr Blick auf dem höheren Standpunct werden, leicht ein jeder Schritt ihres Lebens. Sie sind von Haus aus gleichsam in ein Schiff gesetzt, um bei der Ueberfahrt, die wir Alle machen müssen, sich des günstigen Windes zu bedienen, und

im Staat, in der Kunst, in der Wissenschaft durch die Kraft des Capitals, wie viel durch eine Intelligenz in's Dasein rufen, deren Schwingen nicht durch das Bleigewicht kleinlicher Sorgen gelähmt sind!

Auf der anderen Seite ist nicht zu leugnen, daß die Armuth ein mächtiger Sporn zur Entfaltung unserer Fähigkeiten ist. *) Wie Mancher, der im Schooße des Reichthums

den widrigen abzuwarten, anstatt daß Andere nur für ihre Person schwimmend sich abarbeiten müssen, vom günstigen Winde wenig Vortheil genießen, und im Sturme mit bald erschöpften Kräften untergehen. Welche Bequemlichkeit, welche Leichtigkeit gibt ein angeborenes Vermögen, und wie sicher blüht ein Handel, der auf ein gutes Capital gegründet ist, so daß nicht jeder mißlungene Versuch in Unthätigkeit versetzt! Wer kann den Werth und Unwerth irdischer Güter besser kennen, als der sie von Jugend auf zu genießen im Fall war, und wer kann seinen Geist früher auf das Nothwendige, das Nützliche, das Wahre leiten, als der sich von so vielen Irrthümern in einem Alter überzeugen muß, wo es ihm noch nicht an Kräften gebricht, ein neues Leben anzufangen. (Goethe.)

*) Le grand bien de la pauvreté, c'est qu'elle donne à l'homme le sentiment de sa force, c'est qu'elle le contraint à tirer de lui-même tout ce qu'il est, à se créer sa destinée de ses propres mains. Sans doute il est presque impossible à l'homme le mieux doué d'entrer dans la vie sans quelque secours: au moins son enfance est-elle prise sur le fonds de la famille ou de la société; mais celui qui, la première éducation finie, aborde le monde n'ayant rien devant soi, quelquefois moins que rien, et qui, soutenu par l'espérance, aidé par quelques moyens naturels, favorisé par quelques circonstances, arrive à prendre pied dans cette société qui

und der Ueppigkeit verkommen wäre, wird zum Genie, zum Helden nur durch den Drang der Noth. Bei vielen Menschen liegen die guten Eigenschaften so tief verborgen unter dem Schutt der Selbstsucht und der Trägheit, daß es gewaltsamer Veranstaltungen bedarf, sie an's Licht zu fördern. Und wie sollten wir so manche herrliche Tugend, wie Seelengröße und Seelenstärke, entfalten können im ruhigen Genuß des Alltagslebens? Der muthige und der tapfere Mann erprobt sich erst in der Stunde der Gefahr.

---

l'ignorait, à se rendre capable d'y vivre et d'y faire vivre une famille, celui-là doit à la pauvreté le plus noble orgueil et la plus légitime satisfaction, en même temps qu'il lui doit l'énergie de ses efforts et l'estime de soi-même.

Il y a donc une belle pauvreté: c'est celle qui s'unit à la jeunesse et à l'espérance, qui enflamme le travail et l'ambition. Mais la vraie pauvreté, celle que rien ne dore et que rien ne pare et qui demande toute la grandeur d'âme dont l'homme est capable, c'est la pauvreté de l'âge mûr et de la vieillesse, celle qui s'ajoute aux désenchantements de l'âge et des passions, celle dont on ne voit pas la fin. Que si l'homme en même temps vit en famille et a des enfants et qu'il ait devant ses yeux, non pas seulement sa propre misère, mais celle des êtres innocents qui lui doivent la vie, s'il voit après lui l'avenir noir, sombre et sans issue peser sur ceux qui ont tout son coeur, un tel tableau, une telle pensée a de quoi jeter dans le désespoir les âmes les plus fortes, et tirer des larmes généreuses des yeux les plus fiers. Janet (Philosophie du bonheur).

Der zweite Umstand, der den Nahrungssorgen einen so empfindlichen Stachel verleiht, ist der, daß wir uns in den meisten Fällen sagen müssen: es könnte anders sein, wenn — ja wenn wir bei dieser oder jener Gelegenheit oder im Allgemeinen klüger gewesen wären, wenn wir uns mehr nach der Decke zu strecken gewußt, wenn wir nicht einen mit unserem Einkommen außer Verhältniß stehenden Aufwand gemacht hätten u. s. w. Das Bewußtsein, die üble Lage, in der wir uns befinden, selbst verschuldet zu haben, ist gewiß sehr peinlich; sie ist aber kein Unglück, sondern ein Glück, wenn sie dahin führt, daß wir uns eine Tugend zu eigen machen, woran es uns bei allen sonstigen guten Eigenschaften, die wir haben mögen, bisher mangelte: Klugheit und Vorsicht, die man nur an der Hand des theuren Lehrmeisters Schaden lernt.

Ein Gebot der Klugheit ist es, wo es sich um Abwendung drohender Uebel handelt, sich nicht auf günstige Zufälle zu verlassen. Unsere Maßregeln müssen nach Möglichkeit so getroffen werden, daß sie zum Ziele führen, auch wenn der Zufall uns nicht günstig ist. Wer sich auf das blinde Glück verläßt, wird sich nur allzu oft verlassen sehen. Treten günstige Umstände unseren Maßregeln unterstützend zur Seite, desto besser! Aber Elemente unseres Calcüls dürfen sie nicht sein, unsere ganze Hoffnung dürfen wir nicht darauf bauen wollen. »Hilf dir selbst,« ist und bleibt das erste Gebot in jeder Sorge und Gefahr.

Man sollte meinen, es sei eine Art von Mißachtung gegen die Leser, wenn man solche und ähnliche abgedroschene Wahrheiten alles Ernstes wiederholt; aber tägliche

Erfahrung lehrt uns, wie nicht bloß Schwachköpfe, sondern selbst gebildete, ja gescheidte Leute von besonderen Glücksfällen Abhilfe ihrer Bedrängnisse hoffen. Wie viele Menschen der Glücksgöttin goldene Opfer bringen, wissen wir nicht, weil diese Thorheit nicht immer zu Katastrophen führt; aber schon das, was uns die Zeitungen von Unglücklichen berichten, die sich in's Wasser stürzen, weil sie ihren letzten Groschen am Spieltisch verloren haben; oder von Beamten, welche die ihrer Verwaltung anvertrauten Gelder in die Lotto-Collecturen tragen, nicht in der Absicht sich zu bereichern, sondern weil sie von dem erhofften Gewinn eingegangenen Verpflichtungen gerecht werden möchten; oder von Börsenspielern, die an das, aller sicheren Berechnung sich entziehende Steigen und Fallen der Creditpapiere Hab und Gut, Wohl und Wehe der Familie riskiren, — schon diese Beispiele, die nur allzu oft durch die Gerichtsverhandlungen traurige Illustration und Publicität erlangen, berechtigen und verpflichten den Menschenfreund, fort und fort nachzuweisen, wie thöricht es ist, Abhülfe unserer Sorgen von anderen Mitteln zu erwarten als solchen, die wir nach Willkür lenken, oder deren Erfolg wir wenigstens mit einiger Wahrscheinlichkeit berechnen können.

Selbst auf die Hülfe der Menschen dürfen wir keine großen Hoffnungen bauen, und zwar aus folgenden Gründen.

Diejenigen, die vermöge ihrer gesellschaftlichen Stellung, vermöge ihres Reichthums, vermöge der Macht, womit sie bekleidet sind, wohl helfen könnten, wenn sie ernstlich wollten, sind entweder mit ihren Amtspflichten so

beschäftigt, daß sie mit unseren Angelegenheiten sich zu befassen keine Zeit haben, oder sie sind durch die Masse der Bittsteller abgestumpft, oder durch traurige Erfahrungen so mißtrauisch gemacht, daß sie unzugänglich sind. Was ist demnach von denen, die helfen könnten, zu erwarten? Diejenigen aber, welche vermöge ihrer bescheideneren Lebensverhältnisse nicht abgestumpft, nicht mißtrauisch gemacht, nicht unzugänglich sind, haben meist nicht Macht, noch Ansehen, noch Einfluß, noch Mittel genug, um bei dem besten Willen uns helfen zu können. Weil nun die zwei Bedingungen, welche vorhanden sein müssen, wenn uns geholfen werden soll, nämlich **Wollen** und **Können**, sich nur selten vereinigt finden, so liegt es auf der Hand, daß wir alle Ursache haben, unsere Hoffnung auf die Hülfe anderer Menschen auf das allergeringste Maß herabzuspannen. Das Alpha und Omega in der Bedrängniß bleibt daher der Rath: **Verlaß dich auf Niemanden als dich selbst.**

Haben wir rechtzeitig Alles gethan, was menschlicher Umsicht, Entschlossenheit und Thatkraft zu thun möglich ist, so können wir ruhig die Ereignisse auf uns herankommen lassen. Tritt das Gefürchtete ein, so brauchen wir uns selbst, und haben Andere wenigstens nicht das Recht, uns Vorwürfe zu machen. Es ist sogar für unsere Gemüthsruhe sehr ersprießlich, wenn wir uns in Fällen, wo wir auf den Erfolg unserer Maßregeln nicht mit Sicherheit rechnen können, auf das Schlimmste gefaßt machen. Man stelle sich die Frage: Und wenn nun wirklich das, was zu besorgen ist, geschieht, was wäre es denn weiter? Gehen wir in der Beantwortung dieser Frage mit der nöthigen Unbefangenheit

zu Werke, so werden wir meist finden, daß nicht das Uebel an sich es ist, was uns schrecklich vorkommt, sondern weit mehr die Vorstellung von dem, was die Leute dazu sagen werden. Freilich ist das Gerede der Leute eine Art von äußerem Gewissen, das oft mehr peinigt als das innere; wir verlangen auch nicht, daß man gegen die Stimme dieses äußeren Gewissens gleichgültig sei, denn das hieße verlangen, daß man seine Ehre nicht hoch anschlagen solle; allein was Anderes ist es, gegen die Meinung der Welt nicht gleichgültig sein, und was Anderes derselben einen übertriebenen Werth beilegen; was Anderes sie respectiren, was Anderes ihr Sclave sein. *)

Wer durch Furcht vor dem Gerede der Leute sich abhalten läßt, eine unehrenhafte Handlung zu begehen, thut wohl daran; wer aber durch dieselbe Furcht sich abhalten läßt, etwas an sich Nützliches und Nothwendiges zu thun, der handelt unvernünftig und macht sich überdieß einer erbärmlichen Feigheit schuldig. **) Wie Mancher z. B., der in mißliche Vermögensumstände gerathen, möchte sich gerne einschränken, aber — **was werden die Leute dazu** sagen? Wie mancher Andere, der durch blinde Principien-Reiterei sich in eine Sackgasse verrannt hat,

*) Bizarres contradictions! On juge ses idées avec complaisance, on prononce avec sévérité sur celles des autres, et cependant chaque jour on sacrifie des principes qu'on estime à la peur d'être blâmé par des gens qu'on méprise. (Droz.)

**) Le méchant et le sage brisent tous les deux le joug de l'opinion, l'un pour faire plus mal, l'autre pour faire mieux que le commun des hommes. (Droz.)

würde gerne umkehren, aber — was werden die Leute dazu sagen? Der Eine richtet sich lieber ganz zu Grunde, der Andere dient lieber einer schlechten Sache, als daß er sich über das Gerede der Menschen hinwegsetzte. Dieß ist um so unvernünftiger, als die öffentliche Meinung solche Opfer nicht einmal von uns verlangt, und uns keinen Dank dafür weiß; denn, was man auch sagen mag, die öffentliche Meinung ist in ihren Urtheilen gar nicht so unvernünftig, als man sie verschreit. Ein Mann z. B. der, um dem Ruin seines Vermögens vorzubeugen, rechtzeitig seinen Hausstand reducirt, wird vielleicht von einigen reichen Glückspilzen über die Achsel angesehen; alle Wohldenkenden und Vernünftigen aber — und diese geben denn doch in der öffentlichen Meinung den Ausschlag — werden ihn nur um so höher achten.

Nicht sclavische Furcht vor dem Gerede der Leute allein ist es, was uns manche Sorgen so unerträglich macht, sondern Eigenliebe, Hochmuth.*) Wie manche schwere Sorge könnten wir uns nicht bloß erleichtern, sondern ganz vom Halse schaffen, wenn wir es z. B. über unseren Stolz vermöchten, einem Freunde, Bekannten oder Gönner unsere Lage rückhaltslos anzuvertrauen. Warum scheuen wir so sehr vor solchen Schritten zurück? Warum schämen wir uns unserer Armuth? Ist hieran nur unser Stolz Schuld? oder

*) Quelque prétexte que nous donnons à nos afflictions, ce n'est souvent que l'intérêt et la vanité qui les causent. Nous ne ressentons nos biens et nos maux qu'à proportion de notre amour propre. (La Rochefoucauld.)

die Besorgniß, wenn unsere Dürftigkeit bekannt würde, an Ansehen zu verlieren? Mit andern Worten, hat Scheu vor Aufdeckung unserer Armuth sittliche Berechtigung oder nicht? Wir nehmen keinen Anstand diese Frage mit Ja zu beantworten, obwohl wir zugeben wollen, daß in vielen Fällen falsche Begriffe von Ehre die Hauptmotive dieser Scheu sind.

Was uns zunächst für die Bejahung der Frage zu sprechen scheint, das ist der Umstand, daß wir, wenn wir durch irgend einen notorischen Unglücksfall plötzlich in Armuth versetzt werden, unserer Hülfsbedürftigkeit uns nicht schämen. Ein Mann, dessen Hab und Gut von den Flammen verzehrt wird, ein Fabrikant, ein Kaufmann, der durch Geschäftsstockung, oder durch den Banquerot eines Geschäftsfreundes in die Nothwendigkeit versetzt wird, seine Zahlungen einzustellen; ein politischer Charakter, der durch den Sieg der Gegenpartei um Amt und Vermögen kommt — sie alle fühlen sich durch ihre Armuth nicht gedemüthigt, scheuen sich auch nicht, Freunde, Bekannte, Mitbürger um Hülfe anzusprechen. Wie kommt das? Ganz einfach daher, weil unsere Dürftigkeit in diesen Fällen unverschuldet ist. Wie kommt es aber, daß wir in so vielen anderen Fällen, wo unsere Armuth ebenfalls unverschuldet ist, diese zu verbergen bemüht sind? Weil in diesen Fällen die Unverschuldetheit nicht offenkundig ist, und weil wir nicht Jedermann die lange Reihe an sich oft unbedeutender, durch ihre Menge aber ansehnlicher Unfälle aufzählen können, wodurch unsere Verarmung ohne unser Verschulden herbeigeführt wurde. Sind doch diese Ursachen oft so klein und tiefliegend, daß wir uns ihrer selbst nicht deutlich bewußt,

oder daß sie eben ihrer Geringfügigkeit wegen unserem Gedächtniß nicht stets gegenwärtig sind. Aber gesetzt auch, wir wären im Stande, die ganze Kette von Ursachen und Wirkungen aufzuzählen: sollen wir von Haus zu Haus wandern, und unsere Leidensgeschichte, die oft von der intimsten Art ist, unseren Mitbürgern mittheilen? Und müssen wir nicht fürchten, auf halbe oder entschiedene Ungläubigkeit zu stoßen? Denn so exemplarisch lebt nicht leicht ein Mensch, daß nicht lieblose Nachbarn Anlaß finden könnten, unsere Bedrängnisse mindestens theilweise unserem eigenen Verschulden beizumessen. Es sind mithin zwei Bedingungen erforderlich, wenn wir uns der Armuth nicht schämen sollen: erstlich daß sie unverschuldet, und zweitens daß die Unverschuldetheit notorisch sei. Wo diese zwei Bedingungen nicht zusammentreffen, wird auch Derjenige, der von falschem Stolz frei ist, sich seiner Armuth schämen, und zwar mit Recht. Denn die persönliche Würde jedes Einzelnen erfordert gebieterisch, daß er sich von der Hülfe Anderer möglichst unabhängig mache, ja sogar daß er den Schein vermeide, als ob er deren bedürftig sei. Das Gefühl, das uns antreibt, unsere Dürftigkeit zu verhüllen, hat eben so viele Berechtigung wie jenes, das uns vor körperlicher Entblößung zurückschrecken macht.

Wir wiederholen die Hauptregeln für die Behandlung der Sorge:

Für den vernünftigen Menschen gibt es nur eine **active** Sorge. Die **passive** Sorge, das nutzlose Zagen und Abängstigen, die Sorge aus Leidenschaft, ist unser unwürdig und thöricht.

Jeder Sorge scharf in's Gesicht sehen, ruhig prüfen. worin sie eigentlich besteht, und haben wir die Mittel zur Abwendung des drohenden Uebels gefunden, ohne Zeitverlust thatkräftig handeln.

Nicht allzu viel auf günstige Zufälle und die Hülfe der Menschen, sondern auf sich selbst, auf die eigene Umsicht, die eigene Thatkraft verlassen.

Keine sclavische Furcht vor dem Gerede der Leute.

Sich mit dem Gedanken vertraut machen: und wenn das Schlimmste nun geschieht?

Dreizehntes Capitel.

Jeder Tag gehört zum Leben.

Das Leben gleicht einem Buche; Thoren lesen es flüchtig, Weise lesen es mit Bedacht, weil sie wissen, daß sie es nur einmal lesen können.

(J. Paul.)

Sieht man sich die Art und Weise an, wie die meisten Menschen mit dem Leben umgehen, so macht es Einem wirklich den Eindruck, als ob dieses interessante Buch uns nur in die Hand gegeben sei, damit wir recht bald damit fertig werden, und als ob das Lesenswürdigste erst im Schlußcapitel zu finden wäre.

Wie das Buch aus einzelnen Abschnitten, Capiteln, Blättern und Seiten, so besteht das Leben aus einer gewissen Anzahl von Jahren, Monaten, Wochen, Tagen, Stunden. Jedes einzelne Blatt des Buches macht das Buch zu dem, was es ist: zu einem Buch. So macht auch jeder einzelne Tag unseres Lebens das Leben zum Leben. *) Jede einzelne Seite hat ein gleiches Anrecht auf unsere Beach-

---

*) Time is the stuff life is made of.

(Dryden.)

tung. Jede bietet auch irgend etwas Anziehendes, wenn wir uns nur die Mühe nehmen, wirklich zu lesen, statt nur zu blättern. Von Rechtswegen sollten wir jede Seite so bedächtig lesen, als ob es die letzte wäre. Und wer sagt uns denn, ob sie nicht wirklich die letzte ist? Wer es weiß, wie unvermuthet der Tod oft an das blühendste Leben herantritt, der wird uns beistimmen, wenn wir sagen: nichts ist ungewisser als das Morgen, und doch leben wir, als ob das Morgen das einzig Gewisse wäre, als ob morgen oder übermorgen, oder in einem Jahr das Leben erst recht anginge, als ob alles bisher Erlebte nur die Einleitung dazu gewesen wäre.

Wir stoßen damit auf eine Eigenthümlichkeit unserer Natur, die eines der Haupthindernisse unseres Glückes bildet, und die darin besteht, die Gegenwart gering zu achten, und nur in der Zukunft und für die Zukunft zu leben. *)

Für welches Lebensalter bestimmte uns denn aber die Natur? fragt **Börne.** Für welches bilden wir uns heran?

---

*) Was hauptsächlich zu leben verhindert, das ist die Erwartung, bei der du von dem morgenden Tage abhängst. Das Heute gibst du verloren; mit dem, was in der Hand des Zufalls liegt, machst du Plane; was in deiner Hand ist, lässest du fahren. Wohin wendest du die Blicke? Wie weit lässest du dich ein? Alles was kommen wird, ist unsicher; lebe für den Augenblick. Siehe, der größte der Dichter ruft dir zu und singt dir begeistert wie mit Göttermund den heilvollen Spruch: »Immer der beste Tag aus der armen Sterblichen Leben fliehet zuerst.«

(Seneca.)

Für welches erziehen wir unsere Kinder? Habt ihr je darüber nachgedacht? Ich zweifle. Für alle! Ja, so sollte es sein, aber so ist es nicht. Der Knabe wird dem Jünglinge, der Jüngling dem Manne, der Mann dem Greise aufgeopfert. Und will der Greis, nachdem seine Freiheit überreif geworden, sie endlich genießen und leben für das Leben, kommt die Religion, nein, die Kirche, und sagt: Nicht so, alter Junge! Die Schule ist noch nicht aus, das Leben kommt erst nach dem Tode, der Sarg ist die Wiege der Erkenntniß.

In der That, betrachten wir uns doch den Lebenslauf eines Menschen unserer Zeit. Kaum hat das Kind das fünfte, sechste Jahr erreicht, so spannen wir seine junge Freiheit in das Prokrustesbett der Schule, zwingen das sprudelnde Leben, in dumpfen Schulzimmern, sechs, sieben Stunden des Tags still zu sitzen und eine Menge Dinge zu lernen, die es nicht interessiren, und wovon es einen großen Theil sich nur einzuprägen scheint, damit es etwas zu vergessen hat. Ist die Schule aus, so wird man dem geplagten Kinde wohl gestatten, sich zu erholen? Nichts da! Denn zu Hause angekommen, fällt es dem Instructor, Repetitor oder irgend einem Privatlehrer in die Hände. Ist dieser fort, so heißt es: Aufgaben machen! Sind der Aufgaben viele, so kann man es erleben, daß der kleine Sclave um 10 Uhr Nachts noch über seinen Büchern und Schriften sitzt.

Auf solche Weise vergeht Tag um Tag, Jahr um Jahr, so vergeht die Knabenzeit. Noch schlimmer ist die Jünglingszeit daran; denn da handelt es sich nicht mehr

um das Lernen schlechtweg, da handelt es sich um das Brodstudium; da muß der junge Mensch auf Gewerbe, Amt oder Beruf sich vorbereiten, da wird das Lernen zur Hetzjagd. — Athemlos erreicht er endlich das ersehnte Ziel; die Examina sind glücklich überstanden, er hat ein Amt, ein Gewerbe, er hat Brod.

Nun wird er's sich endlich wohl sein lassen, nun wird er sich behaglich auf der Welle der Gegenwart schaukeln können? Weit gefehlt! Nun gründet er sich einen eigenen Hausstand, und mit Frau und Kindern zieht ein Heer neuer, mit jedem Jahr an Zahl und Bedeutung wachsender Sorgen bei ihm ein. Nicht für sich darf er mehr leben, er lebt für die Familie, die er wie der Pelikan, nicht der Sage nach buchstäblich, aber figürlich, mit seinem Herzblut nährt. Auch das ließe er sich gefallen, wenn er nur den Trost hätte, daß sein Opfer den Kindern frommte. Aber er sieht es vor Augen, wie auch sie denselben Kreislauf beginnen, wie er selbst; wie auch sie ihr Kindesalter dem Jünglingsalter, das Jünglings- dem Mannesalter, das Mannesalter ihren eigenen Kindern opfern; daß auch sie, vor lauter Zurüstungen zum Leben, nicht zum Leben selbst kommen. »Ewiges Stimmen, und nie beginnt das Concert.« Wird er alt genug, so kann er's erleben, daß auch seine Enkel des Lebens nicht froh werden, weil sie für seine Urenkel sich plagen müssen. So scheint nicht nur jedes Lebensalter der einzelnen Individuen des andern Magd zu sein, sondern auch jede Generation der folgenden.

»Was berechtigt uns aber, das blanke Gold der Jugend dem trügerischen Alter darzuleihen, das aller

Schuldscheine spottet, weil es sich nicht scheut, Bankerott zu machen?« *) Man werfe doch einen Blick in die Mortalitäts-Tabellen. Von allen Menschen, die geboren werden, erreichen nicht zwei Drittel das fünfte Jahr. Das zwanzigste Jahr erreicht nicht die Hälfte, bis zum fünfzigsten Jahr gelangt günstigen Falles ein Drittel.

Versinnlichen wir uns diese Sterblichkeits-Verhältnisse durch ein Gleichniß, um sie drastischer zu machen.

Stellen wir uns die Lebenszeit, deren höchstes Maß wir auf 100 Jahre anschlagen wollen, als ein fünfactiges Drama vor. Alle Menschen, die geboren werden, möchten das ganze Stück sehen; aber siehe da, vor dem Schlusse des ersten Actes (Alter bis zu 20 Jahren) hat schon die Hälfte sämmtlicher Zuschauer das Haus unfreiwillig verlassen. Am Ende des zweiten Actes (Alter zwischen 20 und 40 Jahren) sind, wenn's hoch kommt, noch zwei Fünftel anwesend. Lange ehe der Vorhang des dritten Actes fällt (Alter zwischen 40 und 60 Jahren), hat sich das Haus bis auf ein Drittel gelichtet. Am Ende des vierten Actes (Alter zwischen 60 und 80 Jahren) ergibt unsere Zählung kaum mehr ein Zehntel der ursprünglichen Zuschauermenge. Und wenn der Vorhang des fünften Actes fällt (Alter zwischen 80 und 100 Jahren), ist von tausend Zuschauern vielleicht noch einer gegenwärtig, der aber schon so müde und schläfrig ist, daß er dem Gang der Handlung kaum mehr zu folgen im Stande war.

Also nicht einmal die Hälfte aller Geborenen gelangt dazu, den zweiten Act des Lebens-Drama's mit ansehen zu können! Um wie viel mehr ist es Pflicht aller Aeltern und

*) Börne.

Erzieher, dafür zu sorgen, daß ihren Kindern oder Pflegebefohlenen der erste Act, dessen sie allein mit einiger Wahrscheinlichkeit sicher sind, nicht unnöthig erschwert und verbittert werde! *) Und ihr, die ihr den Vorhang zum zweiten Acte eures Lebens schon habt emporrauschen hören, und die ihr durch den Unverstand eurer Aeltern und Lehrer um die schönsten Scenen des ersten Actes oder um den rechten Genuß aller bereits gebracht worden seid, seid vernünftig und entleidet euch nicht selbst durch Aerger über Kleinigkeiten, durch Mißmuth, durch Besorgnisse, die sich vielleicht nie verwirklichen, den kleinen Rest dessen, was euch vom Lebens-Drama noch übrig bleibt.

Also sollen wir in den Tag hinein leben, und für die Zukunft den lieben Herrgott sorgen lassen? Keineswegs.

---

*) Aimez l'enfance, favorisez ses jeux, ses plaisirs, son aimable instinct. Qui de nous n'a pas regretté quelquefois cet âge où le rire est toujours sur les lèvres, et où l'âme est toujours en paix? Pourquoi voulez-vous ôter à ces petits innocents la jouissance d'un temps si court, qui leur échappe, et d'un bien si précieux, dont ils ne sauraient abuser? Pourquoi voulez-vous remplir d'amertume et de douleurs ces premiers ans si rapides, qui ne reviendront pas plus pour eux, qu'ils ne peuvent revenir pour vous? Pères! savez-vous le moment où la mort attend vos enfants? Ne vous préparez pas des regrets en leur ôtant le peu d'instants que la nature leur donne: aussitôt qu'ils peuvent sentir le plaisir d'être, faites qu'ils en jouissent; faites qu'à quelque heure que Dieu les appelle, ils ne meurent point sans avoir goûté la vie. (J. J. Rousseau.)

denn das wäre unvernünftig. Können wir denn aber nicht der Gegenwart uns freuen, und doch darauf bedacht sein, daß wir auch der Zukunft, wenn sie gegenwärtig geworden sein wird, uns freuen können? Wie macht es der Landmann mit seinem Getreide? Einen Theil desselben genießt er mit den Seinigen, den andern säet er aus, damit er auch im kommenden Jahr zu leben habe. Es wäre Thorheit, den ganzen Vorrath aufzuzehren und nichts zur Aussaat übrig zu behalten, aber eben so thöricht ist es zu darben, damit der ganze Vorrath beisammen bleibe, der zur Aussaat nicht nöthig ist, und den vielleicht der Kornwurm und die Mäuse fressen, bevor er irgend Jemandem zum Nutzen gereicht. Wer ausschließlich der Gegenwart lebt, darf sicher sein, daß sich die unbeachtete Zukunft an ihm rächen wird. Wer ausschließlich der Zukunft lebt, an dem rächt sich schon die Gegenwart. Der erstere ist ein Verschwender, der jetzt genießt und später darbt, der zweite ein Geizhals, der jetzt darbt und später — nicht genießen wird. Vernünftiger verfährt also jedenfalls jener, denn die Gegenwart ist gewiß, die Zukunft ungewiß. Es ist mit der Mißachtung der Gegenwart völlig wie mit dem Kosmopolitismus. Wie Mancher hat den Mund voll von Liebe für die Menschheit, der seine Alltagspflichten gegen seine Nächsten schmählich verabsäumt.*) Freilich ist die theoretische Theilnahme und sind die hochtönenden

*) Défiez-vous de ces cosmopolites qui vont chercher au loin dans leurs livres des devoirs, qu'ils dédaignent de remplir autour d'eux. Tel philosophe aime les Tartares pour être dispensé d'aimer ses voisins. (J. J. Rousseau.)

Declamationen für das Wohl des Staates und der Menschheit leichter als das allezeit pflichtmäßige Handeln in der Familie, in der Gemeinde, in Amt und Beruf. Das Vernünftige liegt also darin: der Gegenwart sich zu freuen, und für die Zukunft zu säen; für die Zukunft zu säen, und der Gegenwart sich zu freuen. Die rechte Mitte auch in diesem Puncte zu finden, sei schwer, wird man sagen. Zugegeben. Deswegen sind auch schon zu Diogenes' Zeiten die vernünftigen Menschen so selten gewesen, daß sie dieser kaustische Philosoph spöttischer Weise bei hellem Tage mit der Laterne suchte. Aber der rechten Mitte nahe zu kommen suchen, kann ein Jeder, der danach streben mag.

Wie sollen wir für die Zukunft sorgen? Nicht durch thatenloses Aengstigen, sondern, wie das im vorigen Capitel erörtert worden ist, durch kluge Vorsorge und durch Arbeit. Durch vernünftige Arbeit bereiten wir nicht nur die Mittel vor, um der künftigen Gegenwart froh werden zu können, sondern würzen wir auch den Genuß der Gegenwart selbst. Nicht im Vertreiben der Zeit, wie so Viele wähnen, liegt der rechte Lebensgenuß, sondern im vernünftigen Ausfüllen derselben.

Zu keiner Zeit vielleicht war es nothwendiger, als in der jetzigen, den Mahnruf ergehen zu lassen: »Aber, Menschen, so rennt und jagt, und treibt doch nicht so sehr, als ob ihr fürchtetet, mit dem Leben nicht früh genug fertig zu werden! Laßt euch doch Zeit! Eile mit Weile! Freund Hain kommt von selbst, euch abzuholen, wenn es Zeit ist, ihr braucht ihm nicht mit so ungebührlicher Hast entgegenzurennen! Besinnt euch! kommt zu euch! Vergeßt doch über

den Mitteln zum Leben das Leben nicht selbst! Laßt auch der Gegenwart ihr Recht!«

Wenn ihr im Leben bisweilen Greisen begegnet, die vielleicht den Schnee des Alters auf dem Haupte, aber die Röthe der Gesundheit auf den Wangen, das Feuer der Jugend im Blick, Heiterkeit in den Zügen, Milde und Wohlwollen im Herzen und auf der Zunge haben, Greise, von denen wir sagen: Wenn ich ein Mädchen wäre, der Greis wäre mir lieber wie mancher Jüngling und Mann, so seid sicher, daß solche Greise als Kinder rechte Kinder, als Jünglinge rechte Jünglinge, als Männer rechte Männer waren, und die eben deshalb, weil sie immer das waren, was sie sein sollten, jetzt heitere und liebenswürdige Greise sind.

Es ist ein trübseliger, durch nichts gerechtfertigter Aberglaube, zu wähnen, die Moral erheische eine unablässige Verleugnung unserer Lebenslust; sich einem, wenn auch unschuldigen Vergnügen hinzugeben, sei sündlich; man diene Gott am besten, wenn man die Lebenslust nach Möglichkeit abtödte. *) Durch so unvernünftige, wenn

---

*) Ist Melancholie vertreiben nicht eben so schicklich, als Hunger und Durst befriedigen? Meine Ansicht und meine Gesinnung sind diese: Kein göttliches Wesen und niemand als bloß ein Neidischer freut sich über meine Ohnmacht und Nichtigkeit, und rechnet uns Thränen, Wehklagen und andere solche Zeichen eines ohnmächtigen Geistes als Tugend an; im Gegentheil, je mehr Lust wir empfinden, zu desto größerer Vollkommenheit gehen wir über, d. h. wir nehmen dadurch nothwendig um so mehr Theil

auch gut gemeinte Lehren werden ängstliche Gemüther mit Gewissenszweifeln gepeinigt und wird nur allzu oft Kopfhängerei und Scheinheiligkeit gefördert. Die Welt ist kein Jammerthal, wie Trübseher sie darstellen möchten, auch keine bloße Vorschule für das künftige Leben. Der einzelne Stein in einem Gebäude ist nicht bloß dazu da, daß er die übrigen auf ihm ruhenden Steine trage, er ist ein Theil des Gebäudes selbst, das ja nur aus einer Summe von einzelnen Steinen besteht. So ist unser irdisches Dasein nicht bloß die Unterlage für das künftige, sondern es ist ein Bruchstück unserer Gesammt-Existenz. Nur wer sich in Beziehung auf dieses Bruchstück, wie gering es auch von Vielen angeschlagen werden mag, als ein getreuer und sorgsamer Knecht erweist, verdient, daß er über Mehreres gesetzt werde. Nicht zum Leid hat uns die höchste Güte in's Dasein gerufen, sondern zur Freude. Das Leben ist ein

---

an der göttlichen Natur. Der Weise genießt daher die Dinge und erfreut sich an ihnen so viel als möglich (nicht zwar bis zum Ekel, denn das heißt nicht sich erfreuen). Der Weise, sage ich, erfrischt und erquickt sich an mäßiger und angenehmer Speise und Trank, so wie am Geruch und an der Lieblichkeit der Blumen, an Kleiderschmuck, Musik, Fechterspielen, Theater u. dgl., was Jeder ohne irgend eines Andern Schaden haben kann. Denn der menschliche Körper ist aus vielfachen Theilen von verschiedener Natur zusammengesetzt, welche beständig neuer und mannigfacher Nahrung bedürfen, damit der ganze Körper zu Allem, was aus seiner Natur folgen kann, gleich fähig sei, Mehreres zugleich zu erkennen. Diese Einrichtung des Lebens stimmt also sowohl mit unseren Principien, als auch mit der allgemeinen Praxis überein. Deshalb ist sie, wenn irgend eine, die beste und in jeder Hinsicht zu empfehlende. (Spinoza.)

Geschenk; den Geber ehrt und erfreut man am meisten, indem man sich der Gabe freut, d. h. indem man des Lebens froh wird. Welcher halbwegs gute Mensch, wenn ihm die Gabe verliehen wäre, ein lebendiges Wesen nach seinem Plane in's Dasein zu rufen, könnte Leben zu etwas Anderem verleihen als zum Glück? Und der Inbegriff aller Güte sollte liebloser sein als ein gewöhnlicher Mensch! Welcher Widerspruch! Aber die leidende Tugend, die triumphirende Selbstsucht? — Sind keine Gegenbeweise; denn wer sagt uns denn, daß die leidende Tugend so unglücklich, die triumphirende Bosheit so glücklich sei? Man frage doch den Tugendhaften, ob er seinen inneren Frieden gegen den äußeren Erfolg des Selbstsüchtlings vertauschen möchte. Ueberdieß entspringt alles Uebel aus eigenem Irrthum oder dem Anderer. Kein Mensch thut das Böse um des Bösen willen. *) Selbst das Unrecht gibt sich den Schein des Rechts, selbst das Laster hüllt sich nach Möglichkeit in den Mantel der Tugend oder doch wenigstens der Ehre. **) Man bekämpfe den Irrthum, und man bekämpft die Sünde; man fördere die Wahrheit, und man fördert die Sittlichkeit; man mache die Menschen glücklich, und man macht sie gut. Fröhlichen Herzens ist noch nie ein Verbrechen begangen worden. Auch die Begierde ist nicht fröhlich, denn

---

*) Es ist kein Mensch, der das Böse liebe, weil es böse ist; er liebt in ihm nur die Vortheile und Genüsse, die es ihm verheißt, und die es ihm in der gegenwärtigen Lage der Menschheit mehrentheils wirklich gewährt. (Fichte.)

**) L'hypocrisie est un hommage que le vice rend à la vertu. (La Rochefoucauld.)

die Begierde ist thierisch, und das Thier ist höchstens lustig. **Glücklich werden und glücklich machen**, ist daher der Inbegriff aller Sittenlehre, wie die Summe aller Lebensweisheit.

Wir fassen die in dem vorstehenden Capitel enthaltenen Lehren in den einen Satz zusammen: **Jeder Tag gehört zum Leben.** Wer des Lebens froh werden will, vergegenwärtige sich diese Wahrheit so oft als möglich; er stehe mit diesem Gedanken auf, und gehe mit diesem Gedanken zu Bett. Er betrachte jeden einzelnen Tag als einen Bruchtheil des ganzen Lebens, und lebe ihn so, wie er wünscht, daß das ganze Leben beschaffen sein möge. Viele einzelne Gulden machen einen Menschen reich, und viele frohe Tage machen einen Menschen glücklich. Wer den Kreuzer nicht achtet, wird es nicht leicht zum Gulden bringen; und wer den heutigen Tag gering anschlägt, der wird es nicht zu glücklichen Jahren bringen.

Daß wir damit nicht der rohen Genußsucht das Wort reden wollen, versteht sich von selbst; denn das hieße zum **Mißbrauch** und nicht zum vernünftigen **Gebrauch** des Lebens ermuntern. Wie wir das Leben ausgefüllt sehen möchten, wird sich aus dem folgenden Capitel ergeben. —

Vierzehntes Capitel.

Arbeit und Erholung.

. . . . Was ist der Mensch,
Wenn seiner Zeit Gewinn, sein höchstes Gut,
Nur Schlaf und Essen ist? Ein Vieh,
Nichts weiter. (Shakespeare.)

Alles was ist, beurkundet sein Dasein durch Wirksamkeit; denn alles Sein ist Kraft, und Kraft wird nur offenbar dadurch, daß sie wirkt. Selbst der todte Stein am Wege wirkt; denn er übt z. B. einen Druck aus auf seine Unterlage, er absorbirt und reflectirt Licht, Wärme, Feuchtigkeit, er bewirkt durch das Medium des Lichts Sinneseindrücke auf das Auge von Menschen und Thieren; er widersteht dem Druck der betastenden Hand, er erzeugt Schmerz, wenn der Fuß des Wanderers unsanft daran stößt. Selbst jedes einzelne Atom ist wirksam; es zieht andere Atome an, oder stößt sie ab, bildet mit ihnen bald feste, bald flüssige, bald luftartige Körper u. s. w. Kurz wo immer wir ein einzelnes Sein aus dem Schooße des allgemeinen Seins herausgreifen, da sehen wir, daß sein Wesen, folglich seine Bestimmung, Wirksamkeit ist.

Auch der Mensch, ein Verein so mannigfaltiger Kräfte, ist mit aller lebenden und sogenannten todten Natur vor allem zur Wirksamkeit, zur Thätigkeit berufen. Thätig ist er auch immer, schlafend und wachend, bewußt und unbewußt, unwillkürlich und absichtlich; und bestünde seine Thätigkeit nur in dem, durch den Lebensprozeß in ihm sich vollziehenden Wechsel der Stoffe.

Im engeren Sinne versteht man unter Thätigkeit nur ein Wirksam-sein mit Absicht und nach Zweckbegriffen. Was ist aber **Arbeit**? Jede **anhaltende körperliche oder geistige Thätigkeit zu nützlichen Zwecken**. Nicht jede Thätigkeit ist also Arbeit. Das Karten-, Kegel- und Billardspiel, die sogenannten noblen Passionen der Jagd und der Pferdedressur, oder des Sports, der künstlerische, literarische oder wissenschaftliche Dilettantismus sind auch Thätigkeiten, aber sie sind keine Arbeit, weil ihnen das wesentliche Merkmal der Arbeit: zu nützlichen Zwecken zu dienen, abgeht.

Dieser nützliche Zweck ist für die meisten Menschen kein anderer als Gelderwerb zur Gewinnung des Lebensunterhalts für sich und ihre Angehörigen. Deshalb versteht auch der gemeine Mann unter **arbeiten** so viel als **Geld verdienen**.

Wir wollen indessen das Wort nicht in diesem engen Sinne nehmen, weil sonst in den Schranken des Begriffes die Thätigkeit des Patrioten, der unentgeldlich mühselige Staats- und Communalämter bekleidet, oder die Thätigkeit des Gelehrten, der, ohne durch ein Lehramt dazu verbunden zu sein, die Wissenschaft zu erweitern

strebt, oder die Thätigkeit des Philanthropen, der uneigennützig für das Wohl der Menschheit arbeitet, keinen Raum fände.

Anhaltende Arbeit, gleichviel ob dieselbe mehr in einer körperlichen, oder mehr in einer intellectuellen Thätigkeit besteht, führt ein zeitweises Nachlassen unserer Kräfte herbei, welches wir **Ermüdung**, und wenn dieser Zustand einen hohen Grad erreicht hat, **Erschöpfung** nennen. Um neue Kräfte zur Arbeit zu sammeln, bedürfen wir der **Erholung**, bestehend in Ruhe, Schlaf und Zerstreuung durch das Vergnügen.

Geregelte Thätigkeit, d. h. angemessener Wechsel zwischen Arbeit und Erholung, ist das sicherste Mittel körperlich und geistig gesund zu bleiben und des Lebens froh zu werden.

Wer im Verhältniß zur Arbeit zu wenig Erholung hat, der erschöpft vorzeitig seine Kräfte, verfällt in körperliches und geistiges Siechthum, verkürzt sein Leben, macht sich vor der Zeit arbeitsunfähig, und wird in einem Lebensalter, wo er noch ganz gut die Stütze seiner Angehörigen sein könnte, eine Last derselben.

Wer zu viel Zeit dem Vergnügen, und zu wenig Zeit der Arbeit widmet, der kommt, wenn er nicht durch Reichthum des Arbeitens überhoben ist, in seinen Vermögensverhältnissen zurück, bei dem reißt Unordnung im Haushalt ein, den peinigen die Gläubiger, der macht sich abhängig von Anderen, und an dem werden die Sorgen bald mehr zehren, als die Arbeit an ihm gezehrt hätte. Auch für Denjenigen, der nicht des Gelderwerbs wegen zu arbeiten

braucht, ist das Zu-wenig-arbeiten von den nachtheiligsten Folgen. Er wird, wie die Fähigkeit zur Arbeit, so die Fähigkeit zum rechten Genuß verlieren, seine Seelenkräfte werden erschlaffen, es werden üble Launen, es wird der Spleen sich einstellen, er wird das demüthigende Bewußtsein eines unnützen Lebens mit sich herumschleppen, er wird Unfrieden in seinem Hause haben. Nicht mit Unrecht zählt Hufeland die Langweile, welcher der Müßiggänger, aller Zerstreuungen ungeachtet, nie entgeht,*) unter die wichtigsten Lebens-Verkürzungsmittel. Nicht nur Seelenstörungen, sondern förmliche Krankheiten haben ihren Grund einzig in der Langweile. So ist es eine erwiesene Thatsache, daß eine Menge Nervenleiden in den höheren Ständen nur aus dem Müßiggang entspringen. Einen interessanten Beleg hiezu liefert die, während der ersten französischen Revolution gemachte und von Kant in seinem Werkchen: »Von der Macht des Gemüths,« erwähnte Beobachtung, daß bei der allgemeinen leidenschaftlichen Aufregung,**) welche die Revolution hervorbrachte, eine Menge seit Jahren kränklicher Menschen gesund und stark wurden, und besonders die gewöhnlichen Nervenübel der vornehmen und müßigen Stände ganz verschwanden.

---

*) Wie sollte denn, wer nie gesammelt ist, sich überhaupt zerstreuen können?

**) Die Leidenschaften haben, vom ethischen Standpunkte abgesehen, jedenfalls das Gute, daß sie die Seele in Bewegung erhalten, und es wäre, dünkt uns, keine uninteressante Aufgabe, den Nutzen der Leidenschaften und Affecte in hygienischer Hinsicht nachzuweisen.

Aehnliche Beobachtungen kann man täglich machen. Der heftigste Zahnschmerz vergeht oft, sobald der Patient das Zimmer des Chirurgen betritt, der den kranken Zahn ausziehen sollte. Hysterische Frauen, die sich in den heftigsten Krämpfen im Bette wälzten, waren augenblicklich davon befreit, als sie hörten, im Nachbarhause sei Feuer ausgebrochen. Unser Seelen- und Nervenleben steht nun einmal im innigsten Rapport. Je weniger unsere Seelenkräfte durch ernste Arbeit oder Unterhaltungen, die unser Interesse erregen, gespannt werden, desto zarter fühlt unser Leib. Die Seele bedarf, da ihr Wesen in der Bewegung besteht, fortwährender Reizungen. Werden ihr diese versagt, so entsteht ein Zustand der Reizlosigkeit, den wir Langweile nennen. Diese ist ein Unbehagen wie Hunger und Durst. Besteht Hunger und Durst in dem unbefriedigten Verlangen nach Speise und Trank, so besteht die Langweile in dem unbefriedigten Verlangen der Seele nach Reizungen. Wird dieses Verlangen befriedigt, so entsteht im Gemüth etwas Aehnliches wie beim Stimmen eines Saiten-Instrumentes: die Saiten werden gespannt, und dann erst gibt es wieder harmonisches Spiel.

Eine Menge von Krankheiten physischer und psychischer Art lassen sich heilen, ohne alle Medicin, durch bloße Arbeitsamkeit. Leider wird dieses Heilmittel noch viel zu wenig angewendet. Mit Mixturen und Latwergen, Aderlässen und in-die-Bäder-schicken glauben unsere Herren Aerzte Alles gethan zu haben. Würden sie fleißiger Psychologie studiren, so könnten sie Curen machen wie jener englische Arzt, der einen reichen Mann auf eine originelle

Art vom Spleen befreite. Da dieser Fall nicht allgemein bekannt ist, so will ich ihn erzählen.

Ein Lord, der an Lebensekel litt, kam zu einem als gescheidter Mann und sonderbarer Kauz bekannten Arzt, klagte ihm sein Leid, und fügte bei, daß, wenn ihm nicht bald geholfen werde, er entschlossen sei, sich todt zu schießen.

Der Arzt fragte dieß und das, und gab dann dem Patienten den Rath, die große Tour durch Europa zu machen.

»Davon bin ich gestern zurückgekommen,« antwortete der Lord.

»Und das Reisen hat Ihnen nicht geholfen?«

»Im Gegentheil, es hat das Uebel verschlimmert.«

»Dann müssen wir etwas Anderes versuchen. Haben Sie etwas gelernt, ich meine etwas Nützliches, Solides?«

»Gelernt habe ich mancherlei, ich zweifle aber, ob es sehr nützlich war.«

»Ich meine, ob Sie etwas gelernt haben, womit Sie eintretenden Falles Ihr Brod verdienen könnten?«

»Ich habe Brod.«

»Das ist der Fehler. Können Sie reiten?«

»Darin thun's mir Wenige zuvor.«

»Das ist Alles was wir brauchen. Wollen Sie meinen Anordnungen unbedingt Folge leisten, welche Curmethode ich Ihnen auch vorschlagen mag?«

»Ich will.«

»Gut. Gehen Sie, Mylord, sofort zu einem Postmeister, verdingen Sie sich auf ein Jahr als Postillion,

und versprechen Sie mir bei Ihrem Ehrenwort, während dieser Zeit nur von dem zu leben, was Sie verdienen.«

Der Lord versprach es, ging zum nächsten Postmeister, verdingte sich, that ein volles Jahr lang Postillonsdienste, lebte so schlecht wie ein gewöhnlicher Postillon, und war nach Ablauf des Jahres vom Spleen gründlich geheilt. Als Honorar erhielt der Arzt den ganzen Betrag dessen, was der Lord im Laufe des Jahres an seinen Einkünften erspart hatte Es belief sich auf circa 30,000 Pfund Sterling.

Nach dieser Abschweifung, die man als Illustration zu dem, was wir beweisen wollten, entschuldigen möge, kehren wir zu unserem Gegenstand zurück.

Rechte Arbeit und rechte Erholung, haben wir gesagt, und gehöriges Maß zwischen dem einen und dem andern, sei das sicherste Mittel, körperlich und geistig gesund zu bleiben und des Lebens froh zu werden. Welches ist nun aber das rechte Maß?

Das ist schwer zu bestimmen. Denn das ist je nach Alter, Geschlecht, Rüstigkeit des Körpers, Art der Arbeit, Klima, Jahreszeit ꝛc. sehr verschieden. Im Durchschnitt kann man annehmen, daß ein Mensch mittleren Alters, der gesund und kräftig ist, bei mittler Temperatur und mäßig anstrengender Beschäftigung, ohne Gefahr für seine Gesundheit zehn bis zwölf Stunden arbeiten, die übrige Zeit also der Erholung widmen kann.

In Beziehung auf die Frage: Wie sollen wir arbeiten? wie sollen wir uns erholen? stellen wir den Satz auf: **Unsere Arbeit soll ganz Arbeit, unser Erholung ganz**

Erholung sein. Wer nur die halbe Seele zur Arbeit bringt, wird auch nur halbe Arbeit verrichten, und wer nur die halbe Seele zur Erholung bringt, wird sich nur halb erholen. Nach rechter Arbeit ist gut ruhen, und nach rechter Ruhe wieder gut arbeiten; denn durch rechte Arbeit conserviren wir unsere Genußfähigkeit, durch rechte Erholung unsere Arbeitsfähigkeit. Der Arbeitsame genießt das Leben doppelt, denn nur er kennt die ganze Süßigkeit der Erholung, und die Arbeit selbst, weil er sie mit Lust und Liebe betreibt, ist ihm eine reiche Quelle des Genusses. Man frage z. B. den echten Künstler, ob er um irgend einen Preis die Götterlust des künstlerischen Schaffens entbehren möchte, oder den Gelehrten, ob ihm um irgend einen Preis das Vergnügen feil ist, das ihm die Entdeckung neuer Wahrheiten gewährt. Der Arbeitsame findet das Vergnügen, ohne es zu suchen; der Müßiggänger sucht es, ohne es zu finden.

Unsere Arbeit soll ganz Arbeit sein, haben wir gesagt. Das heißt, wir sollen unsere ganze Aufmerksamkeit darauf richten, wir sollen uns dabei aller Gedanken, die nicht zur Arbeit gehören, entschlagen. Von dieser Concentration unserer Seelenkräfte hängt nicht nur die Vollkommenheit des Products unserer Arbeit ab, es ist solche Anspannung unserer Kräfte immer auch mit einer Steigerung und Entwickelung derselben und vermehrter Geschicklichkeit in ihrer Anwendung verbunden. Solche Arbeit ist wahrer Genuß, weil jede Steigerung der uns verliehenen Fähigkeiten eine Erhöhung unseres Selbstgefühls, mithin Lust zur Folge hat. Deswegen schon, und weil wir bei emsiger Arbeit unsere Sorgen und Kümmernisse vergessen, ist rechte Arbeit ein

Balsam für die Wunden des Herzens. Schlaf,*) rechtes Vergnügen und rechte Arbeit haben auf das Gemüth eine ganz gleiche Wirkung: wir spüren während dieser völligen Ausfüllung der Zeit das Verrinnen des Lebens nicht. Das Denken an die Zeit macht immer traurig, wie das ewige an-sich-selbst-Denken egoistisch, hypochondrisch, engherzig macht. Wer seinen Magen spürt, sagt Feuchtersleben, verdaut schlecht, und wer die Zeit spürt, sage ich, wird alt. Namentlich für den geistig arbeitenden Menschen ist es von hoher Wichtigkeit, daß er zur Arbeit keine getheilte Seele bringe,**) weil für den Geist, der nimmer ruhen kann,

*) Was alle Anstrengung des Denkens, alle Energie des Willens nicht erringt, die Wiederherstellung der inneren Unbefangenheit und offenen Empfänglichkeit, das gibt uns mühelos und ungesucht der Schlaf zurück. (Waitz.)

**) Les travaux physiques, comme ceux de l'intelligence, suspendent l'action de l'âme, dérobent le temps, ils font vivre sans souffrir; l'existence est un bien dont on ne cesse pas de jouir; mais l'instant qui succède au travail, rend plus doux le sentiment de la vie, et dans la succession de la fatigue et du repos, la peine morale trouve peu de place. L'homme dont il faut occuper les facultés de l'esprit, obtient de même par leur exercice le moyen d'échapper aux tourments du coeur. Les occupations mécaniques calment la pensée en l'étouffant; l'étude, en dirigeant l'esprit vers des objets intellectuels, distrait de même des idées qui dévorent. Le travail, de quelque nature qu'il soit, affranchit l'âme des passions dont les chimères se placent au milieu des loisirs de la vie. (Me. de Staël.)

die Erholung schon im Wechsel der Ideen besteht. Je vollständiger dieser Wechsel, desto vollständiger ist das Vergnügen. *) Um die Seele spannkräftig und regsam zu erhalten, müssen Gelehrte eine Art Dreifelder-Wirthschaft der Seele beobachten; d. h. sie müssen mit ihren Studien so abwechseln, daß auf anstrengende Arbeiten leichtere, auf producirende Arbeiten receptive Studien, auf solche, die vorzüglich den Verstand beschäftigen, solche folgen, die mehr die Phantasie in Anspruch nehmen.

Eine der Ursachen, weshalb manche Menschen ihr ganzes Leben lang in ihrem Gewerbe, ihrer Kunst oder überhaupt ihren Berufsarbeiten Stümper bleiben, während sie vermöge ihrer natürlichen Anlagen sich weit über die Mittelmäßigkeit erheben könnten, ist die, daß sie nicht frühzeitig gelernt haben, ihre Seelenkräfte auf einen Punct zu concentriren. Dieß erfordert eine gewisse Anstrengung, die durch Uebung zur Fertigkeit gebracht werden kann. Es ist deshalb nicht bloß für das Erziehungswerk, sondern für das ganze Leben des Menschen von großer Wichtigkeit, daß man diese Geistessammlung schon in der Jugend lerne. Wir sind daher der Meinung, daß man der Jugend das Lernen nicht zu leicht machen solle. Das Lernen des Knaben ist eine Vorschule für das ernste Arbeiten des Mannes. Wie nur jene Arbeit eine erfolgreiche und seelen-diätetisch heilsame ist, welche mit Lust, Liebe und Anstrengung verrichtet wird, so ist auch nur jenes Lernen ein rechtes und

---

*) Nothing is so perfectly amusement than a total change of ideas. (Goldsmith.)

gedeihliches, bei dem wir uns Mühe geben. Hütet euch daher, ihr Eltern und Lehrer, eure Zöglinge beim Lernen immer zu führen und zu tragen, weil sie sonst nicht **allein gehen** lernen. Die Arbeit ist kein Spiel, und auch das Lernen, als die Vorbereitung zur Arbeit, soll nicht zum Spiele gemacht werden. Nicht das Schnell- und Leicht-lernen ist die Hauptsache, sondern das Gut-lernen. Je mehr Mühe uns die Aneignung eines Wissensstoffes gekostet hat und je selbstständiger wir dabei verfahren sind, desto vollständiger verwandeln wir denselben in unser geistiges Fleisch und Blut. Dabei erreichen wir neben dem unmittelbaren Zweck, den wir uns vorgesetzt haben, auch noch den großen mittelbaren Vortheil, die Kraft unseres Willens zu stärken. Mögen wir auch das Gelernte vergessen, die vermehrte Fertigkeit in selbstständiger Anwendung unseres Verstandes und die Uebung unserer Willenskraft bleiben uns.

Nicht selten ist der Grund, weshalb viele Menschen in ihren Arbeiten nur kleine Resultate erzielen und des Segens der Arbeit nicht recht froh werden, kein anderer als der, daß sie ihre Arbeiten mit Unlust betreiben, sei es weil sie der Meinung sind, dieselben seien unter ihrer Würde, sie seien zu etwas Besserem geboren, oder weil sie glauben, sie hätten ihren Beruf verfehlt, und die Arbeit, die sie zu verrichten haben, entspreche nicht ihren natürlichen Anlagen. Wenn dieß wirklich der Fall ist — und es kommt allerdings nur allzu häufig vor, daß Menschen durch vorschnelle Wahl oder durch die Gewalt der Umstände in Bahnen gedrängt werden, die mit ihren natürlichen Anlagen und

Neigungen wenig übereinstimmen*) — wenn dieß der Fall ist, sagen wir, so ist es schlimm. Allein ein vernünftiger Mensch wird nicht im Zweifel sein, was er in einem solchen Falle zu thun hat. Ist er noch jung genug und erlauben es ihm die Verhältnisse, einen andern Stand oder Beruf zu ergreifen, so ist es das Beste, er thut dieses; lassen es die Verhältnisse nicht zu, so bleibt nichts übrig, als sich mit Resignation in seinen jeweiligen Beruf zu fügen. Diese Resignation sei aber beileibe keine passive und trübselige, sondern eine entschlossene. Wie man Alles, was man im Guten ist und thut, ganz sein und thun soll, so soll auch die Ergebung, wenn man sich einmal dazu entschließt, eine vollständige sein. Der Zwitter-Zustand zwischen Ergebung und Widerstand ist ein höchst unleidlicher und aufreibender, und ein Mensch, der halb will, halb nicht will, ist ein beklagenswerther Schwächling. Faire bonne mine au mauvais jeu, sagt der Franzose; gute Miene zum bösen Spiele machen, der Deutsche; to make the best of it, der Engländer, wenn er etwas thun soll, was er nicht gern thut, oder wenn etwas geschieht, was ihm mißfällt. Wer die Pflichten seines Amtes oder Berufes mit heiterer Stirne und dem festen Willen erfüllt, es möglichst gut zu machen, der wird mit Staunen wahrnehmen, daß sich

---

*) L'un des plus grands biens de ce monde est d'être attaché à la carrière que l'on a choisie. Mais les vocations satisfaites sont aussi rares que les mariages d'inclination. On choisit une profession, comme on épouse une femme, par convenance et pour le profit plus que par le goût. (Janet.)

auch dem ungeliebten Berufe gute Seiten abgewinnen lassen, und daß man bei gehöriger Ausdauer so viel darin leisten kann, um mit Ehren vor den Menschen zu bestehen. Ja es kommt vor, daß Arbeiten, denen wir uns anfangs nur mit großer Ueberwindung widmeten, zuletzt eine Quelle der Lust für uns werden, und wäre es auch nur der Selbstbesiegung wegen, die wir daran übten.

Ueber die Thorheit, eine Arbeit bloß deshalb mit Unlust zu betreiben, weil wir dieselbe unter unserer Würde halten, wollen wir nicht viel Worte verlieren. Die Welt gleicht einer Schaubühne, darauf wird das Schauspiel des Lebens dargestellt; Jedem ist seine Rolle zugewiesen, dem Einen eine Haupt- und Glanzrolle, dem Andern eine Nebenrolle, dem Dritten gar die Rolle eines Statisten. Warum die Rollenvertheilung gerade so und nicht anders stattgefunden hat, das wissen wir nicht; aber auch wenn wir es wüßten, würde das Klügeln und Jammern darüber so wenig nützen als die Erörterung der Frage, weshalb der Grashalm in deinem Garten keine Ceder geworden ist. Was wir aber mit Sicherheit wissen, das ist, daß Jeder seine Rolle gut zu spielen habe. Die unbedeutendste Nebenrolle kann in ihrer Art so vortrefflich dargestellt werden, wie die erste der Rollen, und das Gelingen des Ganzen hängt davon ab, daß Jeder seine Schuldigkeit thue. Ueberdieß ist keine Arbeit so gering, daß sie nicht durch die Art und Weise, wie sie betrieben wird, geadelt werden könnte. Jeder Handwerker kann ein Künstler in seinem Fache werden; der schlichte Soldat, der heute im Schweiße seines

Angesichts seine Flinte putzt, kann in so und so viel Jahren möglicherweise eine Armee commandiren; der Schlossergesell, der heute mit berußtem Gesicht vor dem Schraubstock steht und die Feile handhabt, steht in zehn Jahren an der Spitze einer Maschinen-Fabrik, die tausend Arbeiter beschäftigt; *) ein armer Arbeiter in einer Kohlengrube wird ein berühmter Ingenieur, dem die Welt die wichtigsten Erfindungen verdankt **) u. s. w. Jedenfalls ist es ehrenvoller, in einem niederen Berufe ausgezeichnet, als in einem höheren Berufe mittelmäßig zu sein.

Wer seine Berufsarbeiten mit Anstrengung und Ausdauer, mit Lust und Liebe und mit dem festen Willen verrichtet, sie möglichst gut zu machen, und wer sich dabei angemessene Erholung gönnt, der wird sich einen Frohsinn, eine Lebenslust, eine Fähigkeit für den Genuß der Freude aneignen, welche unfehlbar der Lohn fleißiger Arbeit ist. Er wird auch von einer Menge von Uebeln verschont bleiben, welche Mangel an geordneter und nützlicher Beschäftigung immer im Gefolge hat, wie z. B. Gicht, Hypochondrie, Spleen, Weltschmerz, Blasirtheit ꝛc.

Denn aus was entstehen denn zumeist die eben genannten modernen Krankheiten? — Aus Müßiggang oder ungeordneter Beschäftigung auf der einen, und übermäßigen und naturwidrigen Genüssen auf der anderen Seite. Wer tüchtig arbeitet und mäßig genießt, wird nie blasirt werden, nie den Spleen bekommen. Wir wiederholen es

*) Borsig in Berlin.

**) Stephenson, Ingenieur, Erfinder der Dampf-Locomotive.

als einen Fundamentalsatz der Lebensweisheit: **Durch rechte Arbeit conserviren wir unsere Genußfähigkeit, durch rechte Erholung conserviren wir unsere Arbeitsfähigkeit.**

Bei der großen, dem Menschen anklebenden Trägheit ist es als ein wahres Glück zu betrachten, wenn man von Haus aus gezwungen ist, zu arbeiten. Denn durch Arbeit leben wir, durch Arbeit erwerben wir Achtung unser selbst und Achtung Anderer, durch Arbeit erhalten wir uns körperlich und geistig gesund, durch Arbeit vermehren wir unsere Fertigreiten und Anlagen, durch Arbeit erhöhen wir unsere Sittlichkeit, durch Arbeit gelangen wir erst recht zum Gefühl unserer persönlichen Würde, *) durch Arbeit nähern wir uns der Gottheit, denn alles Arbeiten ist ein **Schaffen**; **) wir werden durch Arbeit Mitarbeiter am

---

*) Le premier gain du travail, je ne crains point de le dire, a quelquechose de sacré, c'est la première conquête de la personnalité et de l'indépendance: c'est toute une revolution dans la vie. Jusqu' alors la nourriture reçue d'autrui semblait un appendice naturel de l'xistence; et le travail imposé par le maître ne semblait qu'un jougennuyeux; mais lorsque le travail revient à nous-mêmes sous la forme de la nourriture, nous comprenons le rapport du besoin et du devoir, et nous nous élevons à l'intelligence de cette grande et sainte parole de la servitude, mais de la délivrance: »Tu mangeras ton pain à la sueur de ton front.«

Janet (Philosophie du bonheur).

**) In manchen Gegenden Deutschlands, in Schwaben z. B., ist Schaffen auch in der That gleichbedeutend mit Arbeiten. Das in

Schöpfungswerke der Welt. Denn die Schöpfung dauert ununterbrochen fort, und alles Leben ist ein fortwährendes Werden, das auch das sogenannte Todte in den Fluß der Bewegung zieht. Auch Pflanzen und Thiere schaffen durch ihren bloßen Lebensproceß, wenn auch unbewußt, an dem allgemeinen Gestalten höherer Bildungen mit. Das sogenannte Genie unter den Menschen nennt schon der gemeine Sprachgebrauch schöpferisch; es ist aber auch eminent schöpferisch in unserem Sinne. Nur ist sein Schaffen oft nur ein blindes Wirken der ihm angebornen Kräfte; es wirkt dann mit Elementargewalt, wie der Orkan, das Erdbeben, die Feuersbrunst, die Ueberschwemmung. Alle wahre Cultur geht darauf hinaus, die Menschen aus **blinden** zu **sehenden** Arbeitern zu machen. Es ist des Menschen wenig würdig, bloß als Naturgewalt oder Maschine zu wirken. Er soll wissen, was er wirkt, er soll wissen, wie er wirkt, er soll auch wissen, wozu er wirkt. Je besser er dieß Alles weiß, und je besser sein Wille gebildet ist, diesem Wissen gemäß thätig zu sein, desto mehr erfüllt er seine Bestimmung. Nicht gezwungene und unbewußte Maurer sollen wir sein an dem großen Bau, an dem alle Creatur mitbaut, sondern freie und bewußte Maurer. Jeder fleißige Arbeiter, der seine Arbeit, wie gering sie auch scheinen mag, verrichtet dem Plane des großen Baumeisters gemäß, d. h. ganz

---

Oesterreich gebräuchliche »Schaffen« in der Bedeutung von bestellen, befehlen, ist mindestens ein Auffordern zum Arbeiten.

(A. d. V.)

einfach pflichtmäßig, der ist in unserem Sinne ein echter Freimaurer. *) —

Sprechen wir noch ein Wort von der Erholung.

Wie wir uns nach gethaner Arbeit erholen sollen, dazu bedarf es für den Arbeitsamen keiner Anleitung. Es sind dazu keineswegs kostspielige Veranstaltungen nöthig. Wie dem Hungrigen auch die einfachste Speise schmeckt, so ist nach tüchtiger Arbeit schon das einfachste Vergnügen, ja schon das bloße Nichts-thun, Erholung. Dem Gebildeten wollen wir die Goethe'schen Worte zur Beachtung empfehlen: »Der Mensch ist so geneigt, sich mit dem Gemeinsten abzugeben, Geist und Sinne stumpfen sich so leicht gegen die Eindrücke des Schönen und Vollkommenen ab, daß man die Fähigkeit, es zu empfinden, bei sich auf alle Weise erhalten sollte. Denn einen solchen Genuß kann Niemand ganz entbehren, und nur die Ungewohntheit, etwas Gutes zu genießen, ist Ursache, daß viele Menschen schon am Albernen und Abgeschmackten, wenn es nur neu ist, Vergnügen finden.«

Die seelendiätetische Wirkung des ästhetischen Vergnügens, welches Goethe hier im Sinne hat, ist leicht einzusehen.

Der ewige Kampf zwischen Thätigkeit und Trägheit, zwischen Sittlichkeit und Sinnlichkeit ermüdet und reibt

*) Um Mißverständnissen vorzubeugen, erklärt der Verfasser ausdrücklich, daß er der unter diesem Namen bekannten Verbindung nicht angehört, ihr auch nie angehört hat. (A. d. V.)

auf. Die Beschäftigung mit dem Schönen, sei es productiv durch künstlerisches Schaffen, sei es genießend im ästhetischen Wohlgefallen, richtet das im Drange des Lebens zerfallene Gemüth des Menschen wieder auf, gibt ihm seine ungezwungene Empfänglichkeit zurück, wirkt also ähnlich wie religiöse Andacht befreiend und aufbauend auf den inneren Menschen. Die Beschäftigung mit dem Schönen ergötzt schuldlos Gefühl und Phantasie und Verstand, befriedigt also den ganzen Menschen, erhebt ihn über die Region des Bedürfnisses und der Nützlichkeit in jene Sphäre, wo nicht Schuld, noch Irrthum, noch Verdienst ist. Der Genuß des Schönen ist Versöhnung zwischen Sittlichkeit und Sinnlichkeit, ist Ausruhen des Gemüthes in der Bewegung, Beschäftigung ohne Mühe, Lust ohne Ekel noch Reue, Interesse ohne Eigennutz. Mehrere dieser Eigenschaften sind dem Vergnügen überhaupt eigen, aber nicht alle; denn nicht jedes Vergnügen ist frei von Eigennutz (man denke an Spiele um Geld), noch frei von Schuld (man denke an Hetzjagden, Stierkämpfe rc.). Das Ergötzen an dem Schönen in Kunst und Natur allein ist uneigennützig, schuld- und mühelos. *)

*) Il semble que la Providence bienfaisante, plus libérale que ses censeurs, ait voulu placer en nous à côté du nécessaire et de l'obligatoire, entre le besoin et le devoir, et comme pour nous reposer et nous délasser, le goût et l'amour de l'inutile. C'est par là que le beau nous plaît tant, quoi qu'en disent les partisans de l'utilité. Le besoin est servile, c'est une gène et une chaîne. Le goût du beau est pur, libre et désintéressé. (Janet.)

Das intellectuelle Vergnügen, so lebhaft es für den Denklustigen und Gebildeten sein mag, hat doch jene erfrischende, erneuernde und befreiende Wirkung auf das Gemüth bei weitem nicht, wie das ästhetische Vergnügen. Die Gründe sind leicht einzusehen. Für Denjenigen, der nicht gerne geistig thätig ist, gibt es kein intellectuelles Vergnügen, und der Denklustige ist ohnedieß immer geistig thätig, für den ist also das Auffinden und Einsehen neuer Wahrheiten, worin eben das intellectuelle Vergnügen besteht, keine Abwechselung, keine Erholung. Auch ist das intellectuelle Ergötzen weder mühelos, noch ungetrübt. Denn Wahrheiten, die auf der Oberfläche liegen, ergötzen wenig, und die tiefer liegenden auszugraben, dazu gehört Ernst, Beharrlichkeit und lebhaftes Interesse, was dem freien Spiel der Seelenkräfte entgegen ist. Der Gedanken-Austausch mit geistreichen Menschen ist nur dann Unterhaltung und Erholung für das Gemüth, wenn man die rechte Linie einzuhalten weiß zwischen Oberflächlichkeit auf der einen, und allzu viel Tiefe auf der andern Seite. Ein geistvolles Wort muß eine Wahrheit enthalten, die entweder dem Wesen nach neu ist, oder die wenigstens in eine neue und überraschende Form gekleidet ist. Die Spitze derselben muß ohne merkliche Anstrengung entdeckt werden können, doch darf sie auch nicht so flach liegen, daß zu ihrem Erkennen gar kein Geistes-Aufwand gehört, weil sonst jene prickelnde Wirkung auf das Gemüth fehlt, worin eben das intellectuelle Ergötzen besteht. Sehr richtig bemerkt Frau von Staël, daß wir Deutsche die Gabe der Unterhaltung in geringem Grade besitzen, nicht etwa aus Mangel an Geist,

sondern weil wir uns nur allzu leicht vertiefen, und das Gedanken-**Spiel** unwillkürlich zur Gedanken-**Arbeit** machen. *)

Dazu kommt, daß die Eigenliebe uns so leicht verleitet, namentlich in größerer und gewählter Gesellschaft, Parade zu machen mit unserem Geist, unserem Witz, unserem Humor, unseren Kenntnissen rc., wenn wir eines oder das andere von diesen Dingen besitzen; besitzen wir aber nichts dergleichen, so sehen wir uns durch Andere in Schatten gestellt, und das ist selbst für den Bescheidenen nicht angenehm. Anstatt über die Region der Leidenschaften emporgehoben zu werden, werden wir also darin festgehalten, und damit hat das Vergnügen seinen schönsten Reiz für uns verloren. Es gibt wenige Menschen, die so viel Herzensgüte und Selbstverleugnung haben, daß sie sich ohne alle Anwandlung von Neid an den geselligen Talenten Anderer ergötzen können. **) Und wenn wir aufrichtig gegen uns selbst sein wollen, so werden wir zugeben müssen, daß in den meisten Fällen, wo wir eine

---

*) Les Allemands ont le tort de mettre souvent dans la conversation ce qui ne convient qu'aux livres; les Français l'ont quelquefois aussi de mettre dans les livres ce qui ne convient qu'à la conversation.
(Me. de. Staël.)

Un Français sait encore parler, lors même qu'il n'a point d'idées; un Allemand en a toujours un peu plus qu'il n'en saurait exprimer. (La même.)

**) On ne s'amuse pas long-temps de l'esprit d'autrui.
(Vauvenargues.)

Gesellschaft mit dem Bewußtsein verlassen, uns besonders gut unterhalten zu haben, dieses hauptsächlich deshalb der Fall war, weil wir Gelegenheit hatten, uns in vortheilhaftem Lichte zu zeigen. *) Freiherr von Knigge versichert in seinem bekannten Buch über den Umgang mit Menschen, er habe den Ruf eines vernünftigen und witzigen Mannes aus mancher Gesellschaft mitgenommen, in welcher kein kluges Wort aus seinem Munde gekommen sei, und in welcher er nichts gethan habe, als mit exemplarischer Geduld vornehmen und halbgelehrten Unsinn anzuhören, oder hie und da einen Mann auf ein Fach zu bringen, wovon er gerne redete.

Die meiste Erholung findet noch Der in gesellschaftlicher Unterhaltung, der in die Gesellschaft tritt ohne alle Prätention, mit dem harmlosen Wunsche, sich an der

*) Une des choses qui fait que l'on trouve si peu de gens qui paraissent raisonnables et agréables dans la conversation, c'est qu'il n'y a presque personne qui ne pense plutôt à ce qu'il veut dire qu'à répondre précisément à ce qu'on lui dit. Les plus habiles et les plus complaisants se contentent de montrer seulement une mine attentive, en même temps que l'on voit dans leurs yeux et dans leur esprit un égarement pour ce qu'on leur dit, et une précipitation pour retourner à ce qu'ils veulent dire; au-lieu de considérer que c'est un mauvais moyen de plaire aux autres ou de les persuader, que de chercher si fort à se plaire à soi-même, et que bien écouter et bien répondre est une des plus grandes perfections qu'on puisse avoir dans la conversation.

(La Rochefoucauld.)

Unterhaltung Anderer zu ergötzen. Wehe Dem, der selbst glänzen will! *) Er wird seine Rechnung nicht finden.

Das Lesen geistreicher Schriften ist in vielen Fällen der Unterhaltung mit Menschen vorzuziehen, weil wir weder verleitet werden, glänzen zu wollen, noch uns durch den Geist des Verfassers gedemüthigt fühlen. Im Buche tritt die Persönlichkeit des Verfassers so zurück, daß unsere Eigenliebe unangetastet bleibt und unser Ergötzen durch nichts Fremdes beeinträchtigt wird. Wie viel Neid und Mißgunst in unserer Natur liegt, das sehen wir aus der Erfahrung, daß unter sonst gleichen Umständen Bücher von Verfassern, die todt sind, uns mehr ergötzen als von solchen, die noch leben; von Autoren, die wir nicht kennen, mehr als von solchen, die wir kennen. **)

---

*) Après avoir vu le succès de la médiocrité, comment peut-on s'aviser d'avoir de l'esprit? Je ne dis pas du génie, parce qu'alors on est perdu. C'est tout simple, il n'est pas à volonté et doit nécessairement casser le cou à celui qui malheureusement en a apporté en naissant. La folie sera le moindre reproche qu'on lui fera. Mais seulement avec des traits dans la conversation, de la gaieté, des lumières, des élans d'imagination, qui paraîtront des disparates; des choses neuves à dire ou à faire, qui paraîtront des hérésies; un grand amour de son métier, qui paraîtra de l'ambition; l'amitié du soldat, et la confiance de l'officier: on est bien heureux dans tous les pays de l'Europe de ne pas en être chassé, ou tout au moins de ne pas perdre tous ses emplois.

(Le Prince de Ligne.)

**) Selbst der Kritik ergeht es nicht anders. Gegenüber von Autoren, die uns ganz unbekannt sind, sind wir gerechter und billiger

Sollen wir nun, damit wir weder Gefahr laufen, unsere eigene Selbstliebe verletzt zu sehen, noch die Anderer zu verletzen, gesellschaftliche Unterhaltung meiden? Keineswegs. Denn »Nichts muß in uns brach liegen, am wenigsten Menschenverkehr, die innerliche Anregung, die nur aus ihrer Berührung entstehen kann; was macht denn sonst wohl das eigentlichste Wesen des Menschen aus, und macht ihn dazu, als daß er andere Menschen, die Angesicht tragen, dafür annimmt und sie behandelt wie sich selbst? Wann kann er das besser, als im vielfältigsten, reichhaltigsten, häufigsten Umgang aller Art mit ihnen? Der Inbegriff von Allem für Menschen ist menschlicher Umgang, man mag es drehen, wie man will.« *)

Aber auch aus anderen Gründen, namentlich um unserer Selbstbildung willen, sollten wir uns, zumal in jüngeren Jahren, von geselligem Umgang nicht abschließen. Denn »nie lernt man die Welt aus Büchern kennen; das hat man schon oft gesagt, ohne die Ursache davon anzugeben. Hier ist sie: Diese Kenntniß ist das Resultat von tausend feinen Bemerkungen, welche die Eigenliebe Niemandem, selbst nicht dem vertrautesten Freunde anvertrauen

---

als gegen solche, die wir persönlich kennen; gegen Schriftsteller die sich in denselben litterarischen Gebietskreisen wie wir selbst bewegen, strenger und liebloser als gegen andere. Der Kritiker muß ein sehr gütiger Mensch sein, der gerecht gegen litterarische Concurrenten ist, wenn er diese weder zu fürchten, noch cameradschaftliche Gegendienste von ihnen zu erwarten, noch in ihnen die Autorität eines gemachten Rufes zu schonen hat. (A. d. V.)

*) Aus Rahel's Briefen an Varnhagen.

mag. Man schämt sich, als ein Mensch aufzutreten, der sich mit Kleinigkeiten beschäftigt, obwohl diese Kleinigkeiten auf die größten Ereignisse einen großen Einfluß haben.« *) Man kann es mit kurzen Worten sagen: **Den** Menschen, das heißt die menschliche Natur in ihrer Allgemeinheit, lernt man am besten durch stille Selbstbeschauung kennen; **die** Menschen aber, das heißt die menschliche Natur in der Mannigfaltigkeit der concreten Erscheinung, lernt man nur kennen durch den Umgang mit Menschen.

Wir resumiren das über die geselligen Vergnügungen Gesagte folgendermaßen: Je anspruchsloser wir eine Gesellschaft betreten, je mehr wir geneigt sind, Andere ihre kleinen Talente und Kenntnisse zeigen zu lassen, je weniger wir darauf ausgehen, uns selbst sprechen zu hören, mit je mehr wirklicher Theilnahme wir auf die Ideen Anderer eingehen, desto ungetrübteren Genuß, desto vollkommenere Erholung werden wir im Umgang mit liebenswürdigen und gebildeten Menschen finden, und desto willkommener werden wir diesen sein. Menschen von großer Eitelkeit und Selbstsucht sind weder angenehme Gesellschafter, noch finden sie an gesellschaftlichem Umgang großen Gefallen.

Was den gemeinen Mann betrifft, so ist es sehr zu beklagen, daß es so wenig öffentliche Vergnügungen gibt, die seinem Geldbeutel angemessen sind. Die Folge davon ist, daß er fast kein anderes Vergnügen kennt, als das, welches ihm das Wirthshaus gewährt. Von Amtswegen sollte dafür gesorgt sein, daß sich das Volk auf billige Weise

---

*) Champfort.

belustigen könnte. Man befördere die Gründung kleiner, wohlfeiler Theater, die Bildung von Gesangvereinen; man muntere zu öffentlichen Spielen auf, man gebe die Mittel dazu. »**Brod und Spiele**« dem Volk, war ein Grundsatz der antiken Staatsweisheit. Heut zu Tage würde man sagen: »**Arbeit und Spiele,**« denn Arbeit ist Geld, und Geld ist Brod, und nur **verdientes** Brod frommt uns. Unter »**Spielen**« sind überhaupt Belustigungsmittel für das Volk zu verstehen. Es gibt keine sichreren Mittel, Wohlstand, Sittlichkeit und Zufriedenheit unter dem Volke zu befördern, als indem man ihm Arbeit und unentgeldliche oder doch wohlfeile Vergnügungen verschafft. Es ist Pflicht jeder Regierung eines gesitteten Staates hiefür zu sorgen, und wenn es mit namhaften Opfern für die Staats-, Landes- oder Gemeindecassen verbunden wäre. Diese Opfer werden übrigens auf andere Weise wieder hereingebracht. Je mehr Arbeiter das Volk hat, je besser und je weniger auf roh sinnliche Weise es sich in seinen Erholungsstunden belustigt, desto weniger braucht man Zuchthäuser, Criminalrichter, Gendarmen und andere Einrichtungen zur Bändigung und Bestrafung roher Leidenschaften. Wie viele blutige Verbrechen werden nur im Trunk begangen! wie viele Raufereien beim Kartenspiel! Es ist traurig aber wahr, daß sich der gemeine Mann ein rechtes Vergnügen ohne Völlerei nicht denken kann. Dieß liegt aber keineswegs in seiner Natur begründet. Er sucht keine anderen Vergnügungen, weil er keine andern hat, die seinen Mitteln erreichbar sind. In dieser Beziehung bleibt den modernen Staatsverwaltungen noch viel zu thun übrig.

Wir wiederholen in Kürze die in vorstehendem Capitel enthaltenen Regeln:

Unsere Arbeit sei ganz Arbeit, unsere Erholung ganz Erholung.

Bei der Arbeit denke man nicht an das Vergnügen, beim Vergnügen nicht an die Arbeit. Bei beiden entschlage man sich aller Gedanken an häusliche Sorgen und Kümmernisse.

Jede Arbeit werde mit Lust und Eifer und mit dem festen Willen verrichtet, sie möglichst gut zu machen. Denn nur anstrengende Arbeit erzeugt Heiterkeit und Frohsinn und macht das bloße, darauf folgende Ausruhen zum Vergnügen.

Damit wir unsere Arbeitslust und Arbeitskraft conserviren, müssen wir uns angemessene Ruhe und Erholung gönnen.

Hier müssen wir noch eine nothwendige Bemerkung machen. Es gibt Menschen, die aus übertriebenem Pflichtgefühl, oder aus Sparsamkeit, oder aus Gewohnheit und Trägheit schwer dazu kommen, sich ein erheiterndes Vergnügen zu machen. Diesen müssen wir dringend rathen, diesen Hang nicht überhand nehmen zu lassen. Wer sich immer und ausschließlich mit ernsten Dingen beschäftigt, dessen Gemüth nimmt allmälig eine so ernste Richtung an, daß es die Fähigkeit heiter zu sein, ganz verlernt. Diese Fähigkeit ist aber für unser Glück allzu wichtig, als daß wir sie vernachlässigen dürften. Wer solche Erscheinungen wie die eben geschilderten an sich wahrnimmt, wird daher wohl daran thun, sich zum zeitweiligen Besuch von

Theatern, Concerten, munteren Gesellschaften ꝛc. förmlich zu zwingen. Eine heiter verlebte Stunde in lustiger Gesellschaft, ein tüchtiges, Zwergfell erschütterndes Lachen thun Wunderdinge auch in Rücksicht auf unser körperliches Wohlbefinden. Denn es ist ein altes Dictum, daß Lacher die schlechtesten Kunden für Doctoren und Apotheker sind.

Fünfzehntes Capitel.

Hoffen, Wünschen, Bereuen.

> Oh, es ist mit der Ferne wie mit der Zukunft! Ein großes, dämmerndes Ganzes ruht vor unserer Seele, unsere Empfindung verschwimmt darin wie unser Auge, und wir sehnen uns, ach! unser ganzes Wesen hinzugeben, uns mit aller Wonne eines einzigen großen Gefühls ausfüllen zu lassen; und ach! wenn wir hinzutreten, wenn das Dort nun Hier wird, ist Alles vor wie nach, und wir stehen in unserer Eingeschränktheit, und unsere Seele lechzt nach entschlüpftem Labsal. (Goethe.)

Eine der herrlichsten Gaben, die dem Menschen verliehen worden, seinen oft so dunklen Lebensweg zu erleuchten, seinen sinkenden Muth neu zu beleben, und die Lust am Dasein, trotz Noth und Kümmernissen, trotz Schmerz und Kränkung, nie ganz untergehen zu lassen, ist die **Hoffnung**. Wie schön besingt sie der Dichter!

„Die Hoffnung führt uns in's Leben ein,
Sie umflattert den fröhlichen Knaben,
Den Jüngling umflattert ihr Zauberschei .
Sie wird mit dem Greis nicht begraben;
Denn beschließt er am Grabe den müden Lauf,
Am Grabe pflanzt er die Hoffnung auf.“

Hoffnungen sind gleichsam Vorschüsse auf zu erwartende Freuden, und gar oft geschieht es, daß solche **Vorfreude** uns frohere Augenblicke bereitet, als die Freude selbst, was nach einem sehr treffenden Vergleiche Goldsmith's daher kommen mag, daß wir im ersteren Falle die Speise nach unserem eigenen Geschmacke kochen, während im andern Falle die Natur solches thut. *) „Die meisten Hoffnungen der Menschen," sagt Jean Paul, „sind bloße Zurüstungen zur Freude; sie sind gleichsam die menschlichen Besitzungen in der neuen Welt der Glückseligkeit." Auch Shakespeare sagt:

Hoffnung auf Genuß ist so viel,
Als schon genoss'ne Hoffnung.

Auf alle Fälle ist die Fähigkeit des Menschen, sich künftige Freuden als gegenwärtig vorzustellen, und sie so im Voraus zu genießen, eine unschätzbare Gabe, und für den vernünftigen Menschen eines der besten Mittel, ihm die Gegenwart erträglich und selbst zur Lust zu machen. Ich sage für den **Vernünftigen**, weil leidenschaftliches Hoffen auch seine Gefahren hat. Lange genährte und endlich fehlgeschlagene Hoffnungen haben schon manchen, sonst tüchtigen Menschen zur Verzweiflung und zum Selbstmord gebracht. Manche rathen deshalb, daß man

*) It has been a thousand times observed and I observe it once more, that the hours we pass with happy prospects in view, are more pleasing, than those crowned with fruition. In the first case, we cook the dish to our own appetite; in the latter, nature cooks it for us.
(Goldsmith.)

sich überhaupt keiner Hoffnung mit ganzer Seele hingeben solle. Der Meinung bin ich nicht. Wenn wir uns jede Hoffnung durch den Gedanken verwässern, daß das Gehoffte möglicher Weise fehlschlägt, so nehmen wir der Hoffnung ihren schönsten Reiz.*) Ein starke Seele hat es auch gar nicht nöthig, sich seinen Hoffnungsgenuß so zu verderben. Wenn auch einmal eine seiner Hoffnungen getäuscht wird, so kommt er darum noch nicht aus dem Gleichgewicht. Er tröstet sich mit dem Gedanken, daß er das Beste von der Sache, nämlich die Vorfreude, schon genossen hat, und daß dieser Vorschuß zu jenen gehört, die man nicht zurückzuzahlen braucht. Auch vergißt er nicht, daß ein gesundes, frisches Menschenherz durch den Verlust einer Hoffnung noch nicht arm wird. Allein freilich eignet man sich die Kunst, bei fehlgeschlagenen Hoffnungen seinen Gleichmuth zu bewahren, nicht auf einmal an. Wir müssen uns zu dieser Stärke, zu dieser Elasticität, zu diesem edlen Trotz der Seele nach und nach selbst heranziehen, indem wir den festen Vorsatz fassen, bei jedem, auch dem geringfügigsten Anlaß, unsere Seelenruhe zu bewahren. Man halte es ja nicht für überflüssig, selbst in kleinen Dingen solche Selbstherrschaft zu üben, weil jede Kraft des Körpers und der Seele, wie der Magnet durch Anhängung kleiner Gewichte, beständiger Anregung bedarf, um nicht zu erschlaffen.

---

*) L'espérance, toute trompeuse qu'elle est, sert au moins à nous mener à la fin de la vie par un chemin agréable.
(La Rochefoucauld.)

Wir rathen auch um deswillen, die Hoffnung durch den Gedanken an das Mißlingen nicht abzuschwächen, weil in practischen Dingen die Hoffnung, welche mit Selbstvertrauen und Zuversicht auf das engste zusammenhängt, ein wesentliches Förderungsmittel des Erfolges ist.

Wer irgend eine That unternimmt, mit der sicheren Hoffnung auf deren Gelingen, wird sie mit ganz anderem Nachdruck, weil mit Freudigkeit und höchster Steigerung seiner Seelenkräfte, unternehmen, wie Jener, der seinen Anlauf durch die Vorstellung des möglichen Fehlschlagens abschwächt. Die bekannten Sprichwörter: »**Frisch gewagt, ist halb gewonnen,**« »**dem Kühnen folgt das Glück,**« haben deshalb ihren guten Grund und erklären sich leicht.

Das **Wünschen** hat mit dem Hoffen große Verwandtschaft. Bei beidem handelt es sich um den Genuß künftiger Freuden; bei beidem können wir uns durch das Vorstellungsvermögen im Voraus in den Besitz des ersehnten Gutes setzen, und die Luftschlösser, diese reizenden und meist harmlosen Gebilde jugendlicher Phantasie, werden eben so sehr von den Wünschen, als von den Hoffnungen erbaut. *) Das Wünschen unterscheidet sich vom Hoffen dadurch, daß bei letzterem die Sehnsucht nach Verwirklichung des Gewünschten mit der Aussicht auf Verwirklichung verbunden ist, während bei dem bloßen Wünschen eine Wahrscheinlichkeit der Verwirklichung sich nicht absehen läßt. Die

*) Quel esprit ne bat la campagne,
Qui ne fait châteaux en Espagne?

Hoffnung ist daher ein sanft belebender Affect, während der Wunsch, bei dem das Vorstellungsvermögen noch keine sicheren Ruhepuncte hat, etwas Ermüdendes und Verzehrendes hat. *) Doch ist zu bemerken, daß man in der Regel nur das mit Ungestüm wünscht, dessen Verwirklichung im Bereiche der Möglichkeit liegt. Nur Menschen von schwachem Verstande können mit Lebhaftigkeit wünschen, was zu erreichen unmöglich ist. Nach Umständen kann auch die Hoffnung alle Eigenschaften des verzehrenden Affects annehmen, wenn nämlich die Verwirklichung des Gehofften durch Hindernisse verzögert wird. **) Es verbindet sich dann mit der Hoffnung alle Pein der Ungeduld und der unbefriedigten Erwartung. ***)

---

*) Le désir consume, l'espérance vivifie; le premier nous rend le présent odieux, la seconde nous le rend aimable et supportable; le désir se porte vers un objet absent pour le posséder, l'espérance croit déjà en jouir; il y a donc plus de mouvement et d'agitation dans celui-ci que dans celle-là, c'est pourquoi il est plus fatigant pour l'âme; l'espérance au-contraire, se repose doucement dans la pensée de l'objet aimé, elle facilite l'effort, en nous le montrant couronné de succès. Il est vrai qu'elle peut amollir une âme faible, et même lorsqu'elle est suivie de déception, l'exaspérer et l'aigrir. Et cependant qui voudrait n'avoir pas été trompé par elle, et ne s'être jamais enivré de son philtre empoisonneur?

Janet (Philosophie du bonheur.)

**) With what a leaden and retarding weight,
Does expectation load the wings of time! (Mason.)

***) Es ist nur zu wahr, daß zu lange hinaus geschobene Hoffnungen das Herz erkranken. (Cap. Marryat.)

Man denke sich einen jungen Mann, der sich um ein Amt bewirbt. Der Minister oder sonstige hohe Beamte, von dem die Entscheidung abhängt, gibt Hoffnung, daß die Bewerbung binnen kurzem in erwünschtem Sinne werde erledigt werden, und nennt den Termin, bis wann dieß der Fall sein werde. Der Termin läuft ab, ohne daß etwas erfolgt. Der junge Mann wartet, wartet Tage, Wochen über den Termin. Seine Ungeduld wächst von Tag zu Tag, denn an die Anstellung knüpfen sich noch andere zarte Hoffnungen, z. B. die, eine geliebte Braut zum Altar führen zu können. Endlich faßt er sich ein Herz, und macht sich ein neues Mal zu der hohen Person auf den Weg. Im Vorzimmer erfährt er, der gestrenge Herr sei unwohl und ertheile keine Audienzen. Wieder vergeht eine peinliche Woche, wieder macht er den schweren Gang, dießmal werden Audienzen ertheilt; er antichambrirt zwei, drei Stunden; schon ist die Tour nicht mehr weit von ihm, da verkündet der Thürsteher, der Herr Präsident, Minister, oder welchen Titel der Herr nun eben führen mag, sei so eben zu einer Conferenz abberufen worden, und könne die übrigen Herren nicht mehr empfangen. Also ein neuer qualvoller Aufschub! Nun geht er zum Secretär des hohen Herrn, um den auszuhorchen, wie seine Sache stehe. Der ist ein süßer Mann, der immer Honig auf der Zunge und einen ganzen Schatz von Kanzleitröstungen im Sacke hat. Der sagt ihm: Se. Excellenz habe den verdienstvollen Bewerber keineswegs aus den Augen verloren, die Angelegenheit sei im besten Zuge, nur ließen sich derlei Dinge nicht über's Knie brechen, indessen könne die Erledigung kaum

mehr lange auf sich warten lassen u. dgl. Beim Abschied drückt er dem jungen Manne die Hand und nennt ihn »lieber Freund«. Ei, wie flackert da das kranke Hoffnungsflämmchen wieder munter auf! Mit welchem freudestrahlenden Gesicht kommt er nach Haus und erzählt ein Langes und Breites von dem, was der Secretär Alles gesagt, bis auf den Händedruck und den »lieben Freund«, vielleicht ein bischen mehr, denn er sieht, wie seine Erzählung die mit ihm Hoffenden glücklich macht. Aber wieder vergehen Tage und Wochen, die Erledigung läßt noch immer vergebens auf sich warten. So ungern er den sauren Gang in das Vorzimmer der Excellenz unternimmt, er unternimmt ihn abermals. Aber wer beschreibt seinen Schreck, als er erfährt, der hohe Herr habe eine zweimonatliche Badereise angetreten, und werde vor der Rückkunft wohl kaum in der bewußten Angelegenheit einen Beschluß fassen. Also eine neue Vertagung der Hoffnung, von deren Verwirklichung so viel abhängt, und auf zwei lange Monate! Wer, der solche Fälle nicht aus eigener Erfahrung kennt, ermißt die Pein solchen Wartens? Wie erst dann, wenn der Bewerber kein lediger Mann, sondern ein Familienvater ist, der am Rande seiner Hülfsquellen angelangt ist, und dem aus dem Schlunde der langen zwei Monate Hunger und Elend entgegengrinsen! Könnt Ihr, Ihr hohen Herren, die Pein, die Ihr leichtsinnig so vielen Bittstellern mit Euren vagen Versprechungen anthut, verantworten? Warum sagt Ihr nicht lieber ehrlich und offen: »Es kann nicht sein?« Denn in den meisten Fällen ist die unangenehme Gewißheit

zehnmal erträglicher, als das qualvolle Schweben zwischen Hoffnung und Entsagung. *)

Es scheint sonderbar, daß wir eine unangenehme Entscheidung einem Zustande vorziehen, der noch Raum zur Hoffnung läßt. Und doch steht dieß ganz im Einklang mit dem Wesen der Seele. Diese verlangt allerdings unablässig nach Reizungen, d. h. nach Bewegung; allein es ist ihr nur solche Bewegung angenehm, welche ein gewisses Ziel hat, und welche Ruhe mit Bewegung vereinigt. In dem Zustande zwischen Furcht und Hoffnung ändert die Seele alle Augenblicke das Ziel ihrer Bewegung; sie flackert wie ein Licht, das verschiedenen Luftströmungen ausgesetzt ist; dieser rasche Wechsel entgegengesetzter Affecte bringt alle Pein der Unruhe mit sich, aber ohne das Erfrischende, das in stetiger und entschiedener Bewegung liegt. Aus ähnlichen Gründen ist auch Unentschlossenheit eine Leidenschaft im engeren Sinne, denn was Ungewißheit für das Gefühl, ist Unentschlossenheit für den Willen.

---

*) Les douleurs les plus cuisantes ont leurs adoucissements, mais l'incertitude a cela d'horrible qu'elle laisse tout supposer, sans permettre aucune consolation. On reste comme suspendu entre toutes les tortures, les sentant chacune assez de temps pour en souffrir, trop peu pour y appliquer un remède. (E. Souvestre.)
On s'arrange d'un sort tout décidé, tout fait, contre lequel il n'y a pas à revenir, et l'esprit, le plus actif même, préfère une destinée inexorable à une lutte inutile. Ce sont les situations flottantes, incertaines, qui mettent l'âme et le corps dans un trouble dangereux. (La Rochefoucauld.)

Der Zustand zwischen Furcht und Hoffnung ist auch deshalb so unleidlich, weil wir dabei zur Unthätigkeit verdammt sind, *) somit nicht wie bei anderen deprimirenden Affecten dem Zustand der Passion durch entschlossene Action abhelfen können. Tritt aber endlich die Entscheidung über den Gegenstand unserer Hoffnungen und Befürchtungen ein, so müssen und können wir unserseits neue Entscheidungen treffen, neue Pläne entwerfen, unsere Seele bekommt neue Zielpuncte ihrer Thätigkeit, und damit ist auch dem Leid ein Ende gemacht, nach unserem alten Grundsatz, daß wo Action ist, nicht zugleich Passion sein kann.

Wenn die Hoffnung darin besteht, uns künftige Freuden als gegenwärtig zu denken, so besteht die **Furcht** und ihre Schwester, die **Sorge**, in der Vergegenwärtigung künftigen oder doch möglichen Leids. Man kann daher Hoffnung mit **Vorfreude**, Furcht und Sorge mit **Vorleid** bezeichnen. Was das letztere betrifft, so haben wir dasselbe bereits in einem eigenen Capitel ausführlich behandelt, weshalb wir hier flüchtig darüber hinweggehen.

Gleich wie wir durch die Kraft unseres Vorstellungsvermögens uns **künftige** Leiden und Freuden als gegenwärtig

---

*) Rien n'est si insupportable à l'homme, que d'être en plein repos, sans passion, sans affaire, sans divertissement, sans application. Il sent alors son néant, son abandon, son insuffisance, sa dépendance, son impuissance, son vide. Incontinent il sortira du fond de son âme l'ennui, la noirceur, la tristesse, le dépit, le désespoir. (Pascal.)

denken können, so können wir durch dasselbe Seelenvermögen uns auch vergangene Freuden und Leiden vergegenwärtigen. Welches Capital, welcher Schatz sind angenehme Erinnerungen! Ist die Gegenwart schal, und matt, und langweilig, so brauchen wir ja nur unser Schatzkästlein zu öffnen, und wir haben Freuden wieder in Menge. Denn so unglücklich ist kein Mensch, daß er aller freudigen Erinnerungen ganz bar und ledig wäre. Selbst die Rückschau auf überstandene Mühsal ist erfreulich, *) wenn sie mit dem Bewußtsein verbunden ist, daß wir den Gefahren muthig die Spitze geboten und die Beschwerlichkeiten mit ausdauernder Geduld und fröhlichem Muthe ertragen haben. Man höre, um sich davon zu überzeugen, einen alten Soldaten von seinen Feldzügen und Schlachten, einen Seemann von seinen Abenteuern zur See erzählen. Wie leuchten seine Augen, wie beredt wird sein Mund, wie jung wird der alte Bursche wieder! Und mag er seine Geschichten schon hundertmal erzählt haben, er erzählt sie mit unvermindertem Behagen immer und immer wieder, obwohl seine Abenteuer mit so viel Strapazen, Entbehrungen und Gefahren verbunden waren. Oder man belausche zwei Freunde in der Stunde des Wiedersehens nach langer Trennung,

---

*) Daß die Vergegenwärtigung vergangener Mühsal angenehm ist, hat seinen Grund darin, daß wir zu dieser Vorstellung die Befreiung von der Mühsal hinzudenken. Das Aufhören des Leids, die Befreiung von Gefahr, ist aber immer angenehm, also ist es auch die Vorstellung davon. Ist doch auch schon, wie wir bereits ausgesprochen haben, das Ausruhen nach harter Arbeit Genuß. (A. d. V.)

wenn sie sich gemeinsam Erlebtes aus ihren Kinder- und Schuljahren gegenseitig in's Gedächtniß zurückrufen »Weißt du noch?« »Erinnerst du dich noch?« ist das zweite und dritte Wort, das man hören kann. *) Und nun geht es an ein Erzählen, an ein gegenseitiges Ergänzen und Berichtigen; die alten Herzen werden warm und wärmer, sie empfinden wieder wie in der Knaben- und Jünglingszeit; verklärt, wie eine Landschaft im Lichte der Abendsonne, liegt die Vergangenheit vor ihnen da, und wenn sie auch nie zwei armselige Verslein zu schmieden vermochten, in diesem Augenblick wären sie im Stande zu dichten. **)

*) Wie kommt es, daß man sich bei solchen Gelegenheiten gerne schlimmer macht, als man wirklich war? daß jeder von den Freunden es in seiner Jugend immer toller getrieben haben wollte als der andere? Kommt es von der Verderbtheit unserer sündigen Natur? oder von dem Bewußtsein, daß Uebermuth der Jugend besser ansteht, als Zahmheit und Kopfhängerei? Wir überlassen die Frage den Moralisten zur Entscheidung. (A. d. V.)

**) Il y a dans les lointains souvenirs une inexplicable magie. On aime ses premières impressions d'un amour paternel; on se chérit dans le passé, peut être parce qu'on s'ennuie de soi-même dans le présent.

(G. Sand.)

Tief ist das Gefühl in den classischen Gefilden der Knabenspiele, und noch tiefer in der Laube der ersten unschuldsvollen Liebe; die Phantasie breitet ein Rosenlicht über Alles, je weiter es in die Vergangenheit zurückgeht, und nichts macht schneller alt, als der ewige Gedanke, daß man älter werde. Die kleinen Begebenheiten des Knaben und Jünglings sind dem Manne und dem Alter interessanter als die Weltgeschichte. Weber (Democrit).

Da wir uns nun jeden Augenblick vergangene Freuden auf's neue vergegenwärtigen können, da auch die Rückschau auf überstandene Gefahren und Beschwerden ein Genußmittel für uns ist, so besitzen wir im Erinnerungsvermögen allein schon den Zauberstab, der uns über die Eisspalten, Klippen und Wirrnisse der Gegenwart hinwegzuhelfen vermag. Bedenkt man nun noch, daß jede Gegenwart zur Vergangenheit wird, daß alles Leid, und erscheine es noch so arg, vergeht, und daß unfehlbar eine Zeit kommen wird, wo wir auf solches Leid mit ähnlicher Freudigkeit oder milder Wehmuth zurückblicken können, wie auf so manches andere, das jetzt glücklich überwunden hinter uns liegt, so können wir niemals den Muth ganz sinken lassen, niemals der Trübsal ganz zum Raube werden.

Es gibt nur **einen** Rückblick in die Vergangenheit, der wahrhaft peinigend ist, das ist der Rückblick auf begangene Fehltritte oder Unbesonnenheiten, wodurch wir uns oder Andern empfindlichen Nachtheil bereitet haben. Die unangenehme Empfindung, welche Rückschau solcher Art in uns erregt, bezeichnet der Sprachgebrauch mit dem Wort **Reue**. Nicht bloß der Verbrecher und Sünder, auch der im Ganzen genommen rechtschaffene und brave Mensch kennt dieses Gefühl; es gibt Keinen, wie hoch-sittlich und klug er auch sei, der sich nicht sagen muß: »Hätte ich doch in diesem oder jenem Falle meines Lebens anders gehandelt!«

Wie sollen wir es nun vom Standpuncte einer rationellen Diätetik der Seele mit der Reue halten? Sollen

wir sie absolut verbannen? Sollen wir Schiller folgen? der da sagt:

„Auf Dinge, die nicht mehr zu ändern sind,
Muß auch kein Blick zurück mehr fallen!
Was gethan ist, ist gethan und bleibt's." *)

Oder sollen wir uns in Sack und Asche stecken, uns kasteien, und, wenn nicht physisch, so doch moralisch selbst peinigen, um Buße zu thun? Weder das Eine, noch das Andere; das Vernünftige ist, es mit der Reue zu halten wie mit der Sorge. Wie diese verwerflich ist, wenn sie, statt in thatkräftigem Handeln, in nutzlosem Bangen und Zagen und sich Abhärmen vor drohendem Ungemach besteht, so ist auch die passive Reue verwerflich, die in unfruchtbarer Selbstquälerei besteht. **) **In Zukunft besser machen**, das ist die einzig vernünftige Reue. Diese Reue ist die Mutter alles Fortschrittes und aller moralischen Vervollkommnung.

---

*) Aehnliches räth König Ludwig von Baiern, indem er sagt:

Was ist, das ist, ein Thor du bist,
Willst dich um's Vergangene grämen,
Wirst nur dein Leben lähmen.

Ferner Börne in dem Ausspruch: „Nichts bereuen ist aller Weisheit Anfang;" auch Bulwer in dem Satz: „No wisdom is like that, which teaches us to forget."

**) Leicht heilt die Wunde, die man deinem Leib geschlagen;
Die selbst dein Herz sich schlug, wird späte Narben tragen.
Doch wenn es grausam ist, dem Feind die Wund' aufreißen;
Sich selber es zu thun, kann auch nicht menschlich heißen.
(Fr. Rückert.)

Alle Erfahrung im Leben würde nutzlos an uns vorübergehen, wenn wir diese Reue nicht hätten.

Anders als mit der Reue verhält es sich mit Erinnerungen, die schmerzlich für uns sind, ohne daß wir uns dabei Vorwürfe zu machen haben, wo also nicht wir, sondern Andere gegen uns gefehlt haben. Diese Erinnerungen muß man sich unter allen Umständen und um jeden Preis vom Leibe halten, weil sie uns nur leiden machen, ohne daß uns oder Andern irgendwie damit geholfen wäre. Für jeden Menschen in den reiferen Lebensjahren gibt es eine oder die andere Begebenheit in seinem Leben, die sein Herz so sehr verletzte, daß jede erneuerte Vergegenwärtigung derselben, und wenn Jahrzehnte dazwischen liegen, sein Herz abermals aus tausend Wunden bluten und sein Gemüth zu wilder Empörung aufbrausen machen. Dahin gehören Treubruch, den wir erfahren, schweres Unrecht, tödtliche Beleidigungen, die uns angethan worden, oder schmerzliche Verluste, die wir erlitten haben. Verzeihen können wir, des Gefühls der Rache und des Hasses können wir uns enthalten, aber vergessen können wir nicht. Die Lebensweisheit räth uns nicht bloß, sie macht es uns zur Pflicht, solche Herzenswunden zu behandeln, wie man körperliche Wunden behandelt, die nur schlecht geheilt sind. Man vermeide Alles, was sie neuerdings aufreißen könnte. Sobald die Erinnerung daran erwacht, lenke man augenblicklich die Gedanken einer andern Richtung zu. Jede Nachgiebigkeit verleiht diesen Wunden neues Leben und erhöht ihre Empfindlichkeit. Nur

durch die sorgsamste Selbstüberwachung gelingt es uns mit der Zeit, den Stachel abzustumpfen. »Man bedarf der List gegen sich selbst, um nicht allzu sehr zu leiden,« sagt Frau von Staël, und sie hat Recht. *)

*) Il faut de l'adresse vis-à-vis de soi-même, pour ne pas trop souffrir.

Sechzehntes Capitel.

Kummer, Schmerz, Gram, Unglück.

Daß sie die Perle trägt, das macht die Muschel krank;
Dem Himmel sag' für Schmerz, der dich veredelt, Dank.
(Fr. Rückert.)

Il semble qu'un grand chagrin mûrisse tout à coup la raison. Hélas! quand le coeur est capable de souffrir profondément. il est formé. (Me. de Genlis.)

Die Sorge hat es mit künftigem Leid zu thun, der Kummer mit gegenwärtigem. Die Sorge bezieht sich auf materielle, der Kummer auf immaterielle Dinge. Die Sorge hat Uebel zum Gegenstand, denen wir meist abhelfen, der Kummer solche, denen wir nicht abhelfen können. Die Sorge spornt uns zur Thätigkeit, der Kummer verdammt uns zur Unthätigkeit. Der Kummer ist also unleidlicher als die Sorge, weil sich mit ersterem das Gefühl unserer Ohnmacht verbindet, und weil wir den Kummer nicht wie die Sorge activ machen können.

Von allen Uebeln, die Gegenstand unseres Kummers sind, tragen wir diejenigen am schwersten, die uns von Menschen kommen. Der Schmerz über den Tod eines uns theuren Angehörigen ist gewiß furchtbar, aber wir nehmen

den Schlag hin als höhere Schickung, und lernen mit Hülfe der Zeit und der Tröstungen der Religion uns in das Unvermeidliche fügen. Wenn wir durch Krieg, Feuersbrunst, Ueberschwemmung, den Bankerott eines Geschäftsfreundes, mißlungene Speculation 2c. um Hab' und Gut kommen, so ist auch das ein harter Schlag, aber wohl oder übel finden wir uns darein, denn es sind das Unfälle, die wohl unsere Thatkraft aufzurufen, nicht aber uns zu demüthigen geeignet sind. Wenn wir hingegen ein ungerathenes Kind in sein Verderben rennen, wenn wir unseren ehrlichen Namen durch Verleumdung oder ungerechten Verdacht gebrandmarkt, wenn wir uns von Freund, Gattin, Geliebte betrogen, verrathen, wohl gar noch verhöhnt, unser Vertrauen schändlich mißbraucht sehen; wenn Neid und Bosheit unserer Feinde unsere redlichsten Absichten in den Koth ziehen 2c.: so sind das Leiden, die wir schwer verschmerzen, weil wir hier keine höhere Fügung sehen wollen, und uns des Gedankens nicht erwehren können: **es könnte anders sein.**

Verlangen, daß man gegen Leid dieser Art gleichgültig sein solle, wäre eitles Beginnen, denn das hieße die Anforderung stellen, seine natürlichsten Gefühle zu verläugnen. Ein solches Begehren wäre unvernünftig. Nicht durch Fühllosigkeit wird man seines Lebens froh, sondern durch Mäßigung und Läuterung der Gefühle, und Verklärung des Leid's im Lichte einer vernünftigen Weltanschauung.

Wenn uns Resignation gegenüber von Leiden, die wir als göttliche Prüfungen betrachten, leichter fällt, als gegenüber von Uebeln, die uns von Menschen kommen, so gibt

uns das einen Fingerzeig, wie wir die letzteren zu betrachten haben, damit wir sie leichter tragen.

Fühlen wir uns z. B. durch Undank gekränkt, so bedenken wir doch, daß Undank etwas sehr Gewöhnliches sein muß, weil sich das Sprichwort: »**Undank ist aller Welt Lohn**« in allen Sprachen findet. Es liegt also wohl etwas in der menschlichen Natur, was zum Undank geneigt macht. Ihre Natur haben sich die Menschen aber nicht selbst gegeben, mithin sollten wir uns auch über den Undank der Menschen nicht viel mehr grämen, wie etwa über den Hagel, der unsere Fenster einschlägt, oder über den austretenden Fluß, der unsere Felder verwüstet. Hier wie dort haben wir Wirkung der Naturgewalt, nur in verschiedener Gestalt. *)

Alle menschlichen Handlungen sind das Product aus Freiheit und Nothwendigkeit. Je sittlich vollkommener der Mensch, desto freier, je sinnlicher, desto gebundener ist er. Warum wollen wir dem Galeerensclaven zürnen, der nicht stark genug ist, die Ketten zu zerreißen, womit er angeschmiedet ist? Wir zürnen der Klapperschlange nicht, wenn ihr Biß giftig ist; wir finden es in der Ordnung, wenn auch der Schierling Gift bereitet: ist ein boshafter Mensch, der uns verleumdet, viel freier als die Klapperschlange und der Schierling?

---

*) Sind Menschen so ungebildet, daß eine bewußte Anerkennung des Sittengesetzes bei ihnen gar nicht stattfindet, so handeln sie weder sittlich noch unsittlich, sondern wirken auf einander als bloße Naturgewalten. (Waitz.)

Wenn Menschen, mit denen Verhältnisse uns zwingen in engerer Gemeinschaft zu leben, z. B. ein Bruder, eine Schwester, der Gatte, die Gattin, eine böse Schwiegermutter rc., uns durch widerwärtige Eigenschaften, die sie an sich haben, unleidlich werden, so dürfen wir nicht vergessen, daß moralische Gebrechen Uebel sind, die mehr Mitleid als Entrüstung verdienen. Es ist dieser Gedanke nicht neu, wir wissen es, aber das hindert nicht, daß er wahr ist.

Wir können, wenn wir anders ein gewisses Maß von Gutmüthigkeit besitzen, in leidlicher Eintracht mit einer Gattin leben, die buckelig, lahm, schielend, taub ist, obgleich diese Gebrechen sicher nicht angenehm sind; warum wollen wir uns nicht entschließen, mit heiterer Stirne uns auch in moralische Buckel, moralische Klumpfüße, geistige Blindheit und Taubheit unserer Hausgenossen zu fügen? Das sei ein großer Unterschied, wird man sagen; für körperliche Gebrechen könne man nichts, Fehler und Laster dagegen könne man ablegen.

Wer es je versucht hat, einen erwachsenen Menschen von einem eingewurzelten moralischen Gebrechen zu heilen, der wird uns Recht geben, wenn wir sagen, die Heilung eines Uebels der letzteren Art sei noch weit schwieriger als die eines leiblichen Gebrechens. Man versuche es z. B. einen faulen Menschen strebsam und fleißig, eine schwatzhafte Frau verschwiegen, einen Trunkenbold nüchtern, einen Jähzornigen sanftmüthig, einen Geizhals freigebig, einen Verschwender sparsam, einen Egoisten selbstverleugnend, einen Feigling muthig zu machen, und man wird finden, daß eingewurzelte moralische Gebrechen dem Menschen mit fast

noch größerer Zähigkeit anhängen, wie irgend ein körperliches Uebel. Haben wir also nicht guten Grund, dort wie hier Nachsicht walten zu lassen?

Aber auch die Nachsicht muß Maß und Ziel haben; denn wohin käme es mit der häuslichen Disciplin, wohin mit der Zucht in Amt, Heer, Schule und Kirche, wenn wir aus Scheu vor Störung unserer Gemüthsruhe, wie man zu sagen pflegt, fünf gerade sein lassen wollten? Solche Selbstherrschaft wäre nicht verdienstlich, sondern sträfliche Lauigkeit, raffinirte Selbstsucht. In keiner Hinsicht ist es schwerer das Rechte zu treffen, als hier, weil man so sehr der Gefahr ausgesetzt ist, in dem Streben nach der Tugend der Sanftmuth und Friedensliebe, in den Fehler der Charakterschwäche, des Quietismus, der Gefühlsverweichlichung zu verfallen. Man preist oft die Gemüthsruhe des Sokrates gegenüber den Bosheiten seines Weibes Xantippe als nachahmungswürdiges Beispiel: als solches ist sie uns nie erschienen. Unserer Meinung nach hätte das Ausgießen des Nachttopfes auf seinen Scheitel mit etwas ganz Anderem als mit einem harmlosen Witz erwidert werden sollen. Bei allem Respect, den wir im Uebrigen vor dem griechischen Weisen haben, sind wir sehr geneigt zu glauben, daß ihn seine Sanftmuth ganz einfach zu einem Pantoffelhelden gemacht hatte. Die Familie ist unser erweitertes Ich. Wie wir mit weiser Strenge herrschen sollen über unsere eigenen Leidenschaften, so sollen wir auch mit weiser Strenge herrschen über die Leidenschaften unserer Familienglieder, wie überhaupt Derer, für deren Wohl und Wehe, für deren pflichtmäßiges Verhalten wir verantwortlich sind.

Namentlich jungen Leuten gegenüber ist übergroße Nachsicht vom Uebel; denn im Kindes- und Knabenalter ist fast jedes moralische Gebrechen heilbar. Aufgabe der Erziehung ist es, durch geistige Orthopädie moralische Verkrüppelungen zurechtzubringen. Die Gewohnheit ist eine andere Natur, sagt man. In der Jugend kann man einem Menschen eine andere Natur geben, wenn die angeborene nicht ist, wie sie sein sollte; je älter, desto schwerer ist es. Leider indessen sind tüchtige Orthopäden für moralische Mißstaltungen überaus selten. Kein Wunder. Wem liegt denn das Geschäft der geistigen Orthopädie ob? Sind etwa unsere Hofmeister, Gouvernanten — von den Aeltern wollen wir nicht reden — die geeigneten Heilkünstler?

Bei dieser Gelegenheit können wir nicht unterlassen, den unverantwortlichen Leichtsinn zu rügen, womit bei der Wahl der Erzieher und Erzieherinnen zu Werk gegangen wird. Der geringste Dorfbader muß, ehe er die Befugniß erhält, sein Gewerbe auszuüben, Belege beibringen, daß er sein Geschäft versteht. Welche Belege verlangt man aber von einem Hofmeister, daß er in der Erziehungskunst wirklich ist, was man ihn nennt, ein »Meister«? Ein gewisses Maß allgemeiner Bildung, Kenntniß dieser oder jener fremden Sprache, etwas Musik und Zeichnen, darauf beschränken sich meist so ziemlich die Anforderungen, welche an die Jugendbildner gestellt werden. Daß sie etwas Psychologie, Moral und Pädagogik, ohne welche Kenntnisse ein tüchtiger Erzieher kaum denkbar ist, verstehen sollten, lassen sich die wenigsten Aeltern einfallen. Ist denn nun aber die Kunst, einen Zahn auszuziehen, eine Ader zu schlagen oder

einen krummen Fuß zu heilen, wichtiger als die Kunst ein Kind von dem Hang zur Lüge, vom Neid und anderen moralischen Gebrechen zu heilen? Hängt doch von einer gedeihlichen Erziehung nicht Geringeres als das ganze Lebensglück ab! Wenn unsere Erziehung, trotzdem sie in den meisten Fällen einzig dem mehr oder weniger glücklichen Naturalismus unserer Aeltern und Erzieher überlassen ist, *) dennoch häufig ein leidliches Resultat gibt, so beweist dieß besser als alles Andere, daß der Mensch ein unverwüstlich gutes Naturell mit auf die Welt bringen muß. Und ungeachtet dieses Naturells würde es noch viel schlimmer stehen, als es ist, wenn nicht das Leben selbst, dieser strenge Schulmeister, uns in die Zucht nähme. Sollen wir aber im blinden Vertrauen auf die Schule des Lebens, das sich früher oder später unserer Kinder annehmen wird, die Hände in den Schooß legen, und inzwischen bloß unser Mißfallen zu Protokoll geben? Nein; »denn hinstehen und klagen über das Verderben der Menschen, ohne eine Hand zu regen, um es zu verringern, ist weibisch. Strafen und bitter höhnen, ohne den Menschen zu sagen, wie sie besser werden sollen, ist unfreundlich. Handeln! handeln! das ist es, wozu wir da sind.« **)

Das, was wir Schmerz und Unglück nennen, ist häufig nichts Anderes als der letzte Schliff, den unsere Erziehung

---

*) Bei den unteren Volksclassen ist es sogar fast nur der Zorn der Aeltern und Dienstherren, welcher die Kinder erzieht. Ohne diesen Zorn würden die meisten ganz zuchtlos aufwachsen. (A. d. V.)

**) Fichte.

erhält. Darum sagt **Weber**, der Verfasser der hinterlassenen Papiere eines lachenden Philosophen, mit Recht, nur Unglück vollende unsere Erziehung, und bringe uns zur höchsten Cultur, wahrer Würde und Bescheidenheit. Was der Reif im Spätherbst für die Trauben, das ist das Unglück für den Menschen. Wie jener dem Wein die letzte Süße gibt, so gibt das Unglück dem Menschen die letzte Reife, nämlich Stärke, Güte und Milde. *) Die schlechten Trauben freilich, die schon angefaulten, die gehen zu Grunde. **) »Jede schwere Leidenslast,« sagt **Jean Paul**, »erscheint uns als eine Niederdrückung und Versenkung auf immer, als ein angehangener Grabstein, welcher den Verurtheilten in die Tiefe zieht. Aber vergessen wir denn, daß die Leiden so oft nur Steine gewesen, die man Tauchern anhängt, damit sie herabkommen zum Auffischen der Perlen und dann bereichert aufgezogen werden?«

J. J. Rousseau und **Janet** drücken sich ähnlich aus. ***) Nach **Börne** ist Schmerz der **Vater** und Liebe die

*) Die Stürme des Schicksals befördern Stärke und Gesundheit der Seele, so wie Oelbäume besseres Oel geben, wenn der Wind die schlechten Früchte zuvor abgeschüttelt hat, und die Aeolsharfe bleibt stumm ohne Windstoß. Weber (Democritos).

**) L'homme qui ne connaîtrait pas la douleur, ne connaîtrait ni l'attendrissement de l'humanité, ni la douleur de la commisération; son coeur ne serait ému de rien, il ne serait pas sociable, il serait un monstre parmi ses semblables. (J. J. Rousseau.)

***) La douleur est en quelque sorte une partie de la grandeur humaine. Il manque quelque chose à l'homme, qui n'a pas souffert, comme à un soldat qui n'aurait pas

Mutter der Weisheit. In einem Gedichte, das zur Wiedergabe zu lang wäre, bedient sich Lamartine zweier sehr treffenden Bilder, um die Wirkung des Schmerzes auf das menschliche Herz zu versinnlichen: »Pflug und Egge zerreißen die Erde, aber sie befruchten sie auch; der Schleifstein verletzt den Stahl, aber er schärft ihn auch.« Wir könnten noch hundert Belegstellen anerkannter Dichter und Denker anführen, welche alle dem Schmerz in der Entwicklungsgeschichte der Menschenseele eine wichtige Rolle anweisen. Ja **Schiller** räth geradezu

»— Willst du dich vor Leid bewahren,
So flehe zu den Unsichtbaren,
Daß sie zum Glück den Schmerz verleih'n.
Noch Keinen sah ich fröhlich enden,
Auf den mit immer vollen Händen
Die Götter ihre Gaben streu'n.«

(Der Ring des Polykrates.)

Bei mehr als einem großen Dichter läßt es sich nachweisen, daß der Schmerz der Mosesstab war, der den sprudelnden Quell aus dem harten Felsen schlug, das heißt, der

---

vu le feu. La puissance de souffrir est une richesse de notre nature: la douleur suppose la vie; c'est un bienfait que de rendre la douleur à un membre paralysé, et de même c'est un bienfait de tirer des larmes d'un coeur froid et glacé. Le malheur lui-même, semble quelquefois l'achèvement nécessaire d'une grande fortune, et la plus héroïque destinée des temps modernes, ne paraît avoir atteint le sublime, que lorsqu'elle s'est éteinte dans la captivité et dans l'humiliation, loin du monde, sur un rocher désert. (Janet.)

den Keim der productiven Poesie bei ihm zur Entfaltung brachte; bei tausend anderen rief er wenigstens den **poeti schen Sinn** hervor. Denn wie viele poetische Naturen, wie viele herrliche Gedichte gibt es, von denen keine Literaturgeschichte zu erzählen weiß! *) Das menschliche Herz verdorrt nur allzu leicht unter dem Sonnenschein des Glückes, wie der herrlichste Blumenflor verdorrt, wenn er stets den sengenden Sonnenstrahlen ausgesetzt ist.

»Schmachtend verwelket die lieblichste Flur, wenn nie sie der Regen
Kühlete, nie ein Gewölk gegen die Sonne sie schützt.
Also verdorrt auch Freude das Herz, dem nimmer die Wehmuth
Schattet, und das kein Thau zärtlicher Thränen erfrischt.«

Ein schönes Wort sagt auch Jean Paul in der **Klage des verhangenen Vogels**: »Wie unglücklich wär' ich,« sagt der eingesperrte Vogel, »in meiner ewigen Nacht, ohne die schönen Töne, die zuweilen zu mir wie ferne Strahlen eindringen, und meinen verfinsterten Tag erhellen! Aber ich will auch diese himmlischen Melodien in mich prägen und wie ein Echo sie nachüben, bis ich selber mich mit ihnen in meinen Finsternissen trösten kann. — Und der kleine Sänger lernte die ihm vorgespielten Melodien nachsingen; da wurde das verhängende Tuch aufgehoben, denn zum

---

*) L'un porte sa poésie sur son front, un autre dans son coeur; celui-ci la cherche dans une promenade lente et silencieuse au sein des plaines, celui-là la poursuit au galop de son cheval à travers les ravins; un troisième l'arrose sur sa fenêtre, dans un pot de tulipes: au-lieu de demander où elle est, ne devrait-on pas demander où elle n'est pas? (G. Sand.)

Erlernen war die Verfinsterung geordnet gewesen. Ihr Menschen, wie oft habt ihr nicht ebenso geklagt über wohlthätige Verfinsterungen eurer Tage! Aber nur dann klagt ihr mit Recht, wenn ihr nichts darin gelernt. Und ist nicht das ganze irdische Dasein eine Verhüllung der Psyche? Möge sie nur, wenn die Hülle fällt, mit neuen Melodien auffliegen.«

In einem hochpoetischen Bilde weiß auch **Fr. Halm** den Schmerz zu verklären.

Zagende Seele!
Des Jünglings gedenk',
Den aus dem Kreis der Genossen
Plötzlich der Adler des Zeus
Entraffend hinwegtrug!
Ganymedens gedenk',
Und wie tief in's zuckende Fleisch
Der Adler die Klauen ihm schlug,
Und den Jammernden fortriß.
Aber aus Dunkel empor
Zum Licht, aus irdischer Wirrsal
Zu olympischer Ruh'
Trug den Liebling des Gottes
Sein gewaltiger Griff!
Ganymedens gedenk',
Und scheu nicht des Schmerzes
Läuternde Gluten!
Fürcht' nicht den Adler des Zeus,
Zagende Seele!
Nur die Erwählten des Gottes
Faßt sein gewaltiger Griff.
Und zerdrückt dir die Klaue das Herz,
Trägt zu verklärendem Licht
Dich sein Fittich empor!

Anstatt also über den Schmerz uns zu beklagen, sollten wir lieber dafür danken und darauf stolz sein. Die schönsten Edelsteine sind die, welche auf allen Seiten geschliffen sind. Das Schicksal aber ist wählerisch; nicht jeden Diamant hält es des Schleifens werth; der muß schon viel versprechen, für dessen Schleifung es große Apparate in Bewegung setzt. Der Mensch, der von großen Leiden heimgesucht wird, der muß etwas Tüchtiges zu werden versprechen. »Großen Seelen ziehen Schmerzen nach, wie den Gebirgen die Gewitter; aber an ihnen brechen sich auch die Wetter, und sie werden die Wetterscheide der Ebene unter ihnen.« *)

Wenn aber auch der Schmerz ein nothwendiges Mittel zu unserer höheren sittlichen und geistigen Vollendung ist, so sollen wir uns demselben doch nicht willenlos überlassen, wozu gefühlsweiche und poetische Gemüther so gerne geneigt sind.**) Seinen Schmerz zum Abgott machen, wider den Stachel lecken, mit einer Art von Wollust in seinem eigenen Fleische wühlen, ist des Menschen unwürdig, und nicht weniger unsittlich als Wollust anderer Art. Den Schmerz empfinden, ist menschlich; sich im Schmerz bespiegeln, wie

---

*) J. Paul.

**) Dans les grandes souffrances morales nous éprouvons toujours le besoin de creuser notre douleur, pour en faire jaillir jusqu'aux moindres sources. Une sorte d'instinct féroce, qui s'éveille alors chez l'homme, le pousse à s'acharner sur lui-même, et son intelligence devient un scalpel, avec lequel il fouille dans les plis les plus cachés du coeur. (E. Souvestre.)

ein gefallsüchtiges Weib mit ihm liebäugeln und Buhlschaft treiben, sich selbst interessant vorkommen mit der Märtyrerkrone des Schmerzes: das ist ein Zeichen kleinlicher Eitelkeit und unmännlicher Schwäche. Beugen dürfen wir uns dem Schmerz, nicht aber dessen willenlose Sclaven sein, und noch weniger ein Paradepferd daraus machen.

»Das Erste,« sagt auch Jean Paul, »was wir am Schmerze zu bekämpfen haben, ist seine giftig lähmende Süßigkeit, die wir so ungern mit der Arbeit des Tröstens und der Vernunft vertauschen und vertreiben.« *)

Ein vortreffliches Mittel, des Schmerzes Herr zu werden, oder wenigstens ihm seine ätzende Schärfe zu nehmen, besteht darin, denselben zu veräußerlichen. **) Wer einige schriftstellerische Begabung hat, der verarbeite seinen Schmerz zu einem Roman, einer Novelle, einem Gedicht. Das wirkt wie Blasenpflaster auf eine kranke Brust: das Uebel wird nach außen gezogen, und dadurch verhindert, nach innen weiter zu fressen. Wer es einmal versucht hat,

---

*) La douleur est injuste; et toutes les raisons,
Qui ne la flattent point, aigrissent ses soupçons.
(Racine.)

**) Ein Mensch, der ein Buch macht, hängt sich schwerlich; er hat doch, wenn er des Morgens zu früh in seinem Bett erwacht, einen Drang, ein Interesse vor sich, weshalb er daraussteigt.
(Jean Paul.)

Sur la blessure du coeur, dit le vieux Théocrite, appliquez le dictame des muses; vous soulagez ainsi plus doucement la vie, que par tout ce qui s'achète au poids de l'or. (Delatouche.)

der wird inne werden, wie wahr das Dichterwort ist: »**Ernst ist das Leben, doch heiter ist die Kunst.**« Von **Goethe** ist es bekannt, daß er sich von jedem schweren Herzenskummer auf diese Weise befreite. Das sonderbare, einst enthusiastisch gepriesene Buch »**Werther's Leiden**« unter anderen verdankt sein Entstehen lediglich einem solchen Veräußerlichungs-Proceß; es ist nichts als abgelagerter Liebesgram. Uebrigens braucht man kein Goethe zu sein, um seines Schmerzes durch poetische Verarbeitung loszuwerden. Jeder macht es, so gut er kann, die Wirkung bleibt dieselbe.

Wer weder Lust noch Befähigung hat, seinen Gram zu einem Kunstwerk zu gestalten, der entlaste sein Herz wenigstens durch Mittheilung an einen Freund. Nur der stumme Schmerz ist gefährlich; einmal formulirt und in Worte gesetzt, ist ihm die Spitze schon abgebrochen. Denn eben so schön als wahr ist das Dichterwort:

Sei hochbeseligt oder leide,
Das Herz bedarf ein zweites Herz;
Getheilte Freud' ist doppelt Freude,
Getheilter Schmerz ist halber Schmerz.

Eine mächtige Trösterin ist auch die freie Natur. Ein Gang über Berg und Thal, oder durch einen Hochwald, aber fernab von den Menschen, übt einen wunderbar besänftigenden Zauber auf unser Gemüth. Der Anblick dieser himmelanstrebenden Felsen; die tiefe Stille ringsum, nur unterbrochen durch das Rauschen des Windes in den Wipfeln der Bäume und das Gezirpe der Insecten, die, unbekümmert um den Streit und Hader der Menschen, harmlos ihr Wesen treiben; diese ganze »verdienstlose

Trefflichkeit der Natur," wie Schiller es nennt, befreit das zusammengeschnürte Herz von seinen Banden, und löst die quälenden Dissonanzen durch unmerkliche Uebergänge in herrliche Accorde der Versöhnung auf; der äußere Friede wird innerlich, die Majestät der Natur mahnt uns an unsere eigene Majestät und auch an unsere Regentenpflichten. Und worin bestehen diese? Darin, daß wir herrschen sollen, wie echte Könige, über alle unsere Leidenschaften, auch über den Schmerz.

Das Versöhnende, Tröstende und Stärkende der freien Natur für ein wundes Herz liegt nicht bloß in ihrer Größe und Erhabenheit, sondern auch in der Stetigkeit und Beharrlichkeit ihrer Erscheinungen. Ein Mensch, der so viele Freuden, woran sein Herz mit scheinbar unzerreißbaren Fäden hing, hinschwinden sah, dessen Hoffnungen sich so oft als äffende Trugbilder erwiesen, dessen Vertrauen in den Bestand seines Glückes, in die Dauer und Lauterkeit der Zuneigung Anderer so oft und so bitter getäuscht wurde, der verliert zuletzt den Glauben an die Stabilität und Realität der Dinge überhaupt. Diesen Glauben führt mit stummer Beredtsamkeit die hehre Natur in sein Herz zurück.

Ein schönes Wort über die Wirkung der Natur auf unser Gemüth spricht Jean Paul:

"Hohe Natur! wenn wir dich sehen und lieben, so lieben wir unsere Mitmenschen wärmer, und wenn wir sie betrauern oder vergessen müssen, so bleibst du bei uns und ruhest vor dem Auge wie ein glühendes, abendrothes Gebirge. Ach! vor der Seele, vor welcher der Morgenthau

der Ideale sich zum grauen, kalten Landregen entfärbt hat, und vor dem Herzen, dem auf den unterirdischen Gängen dieses Lebens die Menschen nur noch wie dürre, gekrümmte Mumien in Katakomben begegnen, und vor dem Auge, das verarmt und verlassen ist, und das kein Mensch mehr erfreuen will, und vor dem stolzen Göttersohne, den sein Unglaube und seine einsame, menschenleere Brust an einen ewigen, unverrückbaren Schmerz anschmieden, — vor allen diesen bleibst du, erquickende Natur, mit deinen Blumen und Gebirgen und Katarakten treu und tröstend stehen, und der blutende Göttersohn wirft stumm und kalt den Tropfen der Pein aus den Augen, damit sie hell und weit auf deinen Vulkanen, und auf deinen Frühlingen und deinen Sonnen liege.«

In ähnlichem Sinne spricht sich Schiller aus: »Wie nothwendig,« sagt er, »ist uns die Identität, das gleichförmige Beharren in der Natur! Wenn uns Leidenschaften, innerer und äußerer Taumel lange genug hin- und hergeworfen, wenn wir uns selbst verloren haben, so finden wir sie immer als die nämliche wieder, und uns in ihr. Auf unserer Flucht durch das Leben legen wir jede genossene Lust, jede Gestalt unseres wandelbaren Wesens in ihre treue Hand nieder, und wohlbehalten gibt sie uns die anvertrauten Güter zurück, wenn wir kommen und sie wieder fordern. Unsere ganze Persönlichkeit haben wir ihr zu danken; denn würde sie morgen umgeschaffen vor uns stehen, so würden wir umsonst unser gestriges Selbst wieder suchen.«

Eine verwandte Wirkung, wie die liebende und bewundernde Hingabe an die freie Natur, hat auf den leidenden und trauernden Menschen auch das Studium der Weltgeschichte. Wie klein erscheint unser eigener Jammer, wenn wir ihn neben die großen Schicksale der Reiche und Völker stellen, oder wenn wir damit nur das Loos entthronter Könige, gestürzter Staatenlenker, verbannter und in Vergessenheit hinsterbender, einst bewunderter Feldherren vergleichen! »Hier fühlt man es, daß unser Geschrei über jeden Stich des Lebens höheren Wesen klingen muß, wie uns in der Kirche, unter dem Nachdenken über große Gedanken, der Aufschrei eines Kindes.« (J. Paul.)

Siebzehntes Capitel.

Verzweiflung, Ergebung, Selbstmord.

C'est bien peu connaître les chances de la fortune que de s'abandonner au désespoir. (De Bugny.)

Findet ihr den Trost nicht in der Nähe, so erhebt euch und sucht ihn immer höher; der Paradiesvogel fliehet aus dem hohen Sturme, der sein Gefieder packt und überwältigt, bloß höher hinauf, wo keiner ist. (J. Paul.)

Ein Wilder von den Ufern der canadischen Seen wollte in einem kleinen Nachen den Niagara oberhalb der Wasserfälle überschiffen. Die Strömung ergriff sein Schiffchen und trieb es mit unwiderstehlicher Gewalt den Fällen zu. Der Wilde hatte sogleich das Gefährliche seiner Lage erkannt und arbeitete mit verdoppelter Anstrengung, das jenseitige Ufer rechtzeitig zu erreichen. Aber sein Bemühen ist fruchtlos; das Schiffchen treibt näher und näher dem schauerlichen Absturz, dessen Brausen immer mächtiger an sein Ohr schlägt. Der Wilde erhebt sich, vergleicht mit Kenner-Auge die Entfernung, die ihn vom Ufer trennt,

mit jener bis zum Falle, sieht ein, daß Rettung unmöglich ist, legt ruhig das Ruder aus der Hand, wirft noch einen Blick nach der Gegend, wo das Wigwam seiner Lieben steht, dann setzt er sich nieder auf den Boden des Canoes, hüllt sich in seinen Mantel und — wenige Minuten darauf ist das Schiffchen im Abgrund verschwunden.

Diese Anecdote ist mir immer als ein lehrreiches Bild würdevoller Ergebung des Menschen in sein Schicksal erschienen.

Es ist hier an der Stelle, ein Wort vom Muthe zu sprechen. Was ist der Muth? Die Moralisten nennen ihn eine Tugend; allein man sollte zuvor unterscheiden. Im Allgemeinen kann man einen Menschen muthig nennen, welcher unverzagt drohenden Gefahren entgegengeht. Die Unverzagtheit kann nun aber entweder das Resultat des Leichtsinnes sein, der sich über die Gefahr keine Rechenschaft gibt, oder der Vertrautheit mit der Gefahr, wie beim Soldaten, der schon öfter im Feuer war, oder der Aufregung durch Affecte, wie Zorn, Haß, Ehrbegier, Schwärmerei &c., oder endlich angeborener Unerschrockenheit. In allen diesen Fällen kann man die Unverzagtheit keine Tugend nennen. Nur der, welcher die Gefahren, die ihm drohen, kennt, welcher nicht gegen sie abgestumpft, durch den Taumel des Affects gegen die Gefahr nicht blind gemacht ist, bei dem auch die Unerschrockenheit nicht schon im Blute steckt, und der dennoch unverzagt der Gefahr in's Antlitz schaut, nur der hat wahren Muth, nur von dem kann man sagen, daß sein

Muth eine Tugend sei. Dieser Muth ist überaus selten, denn nur Derjenige besitzt ihn, der entschlossen und stark genug ist, unter allen Umständen pflichtmäßig zu handeln. Nehmen wir einige concrete Beispiele, um den Gedanken klarer zu machen.

Unter zehn jungen Cavalieren werden sich gewiß neun finden, die den Muth haben, ein Duell, zu dem sie provocirt werden, anzunehmen und sich tapfer zu schlagen, obwohl vielleicht alle neun vernünftig genug sind, einzusehen, daß ein Kampf auf Tod und Leben für den Beleidigten keine Genugthuung, für den Beleidiger keine Sühne ist. Höchstens einer von den Zehn findet sich, der muthig genug ist, lieber der Gefahr zu trotzen, feige, als unvernünftig gescholten zu werden. General de Meza hat einen höheren Grad von Muth gezeigt, da er das Danewerk räumte, als wenn er es bis auf den letzten Mann vertheidigt hätte. Im letzteren Falle hätte er wohl seinen soldatischen Ruhm erhöht, aber er hätte wie ein leichtsinniger Spieler das Wohl des Vaterlandes auf eine Karte gesetzt, und damit den Beweis geliefert, daß ihm seine Kriegerehre mehr am Herzen lag, als seine Pflicht. — Mancher kämpft muthig gegen sein Geschick an, bietet kühn dem Vorurtheil die Stirne, trotzt unerschrocken der öffentlichen Meinung, der sich feige vor der Gefahr verkriecht, sich lächerlich zu machen. Wie Mancher, der sonst den ganzen Muth hat, sich zu seiner Ueberzeugung zu bekennen, ist schwach und feig, wo er sich der Gefahr ausgesetzt sieht, wankelmüthig in seiner religiösen oder politischen Meinung gescholten zu werden. Laßt einen Mann, der in der Welt eine Rolle gespielt hat,

durch den Gang seiner inneren Entwickelung dahin gebracht werden, seine Ansichten über Regierungsform zu ändern, und seht zu, ob er den Muth hat, sich durch Wort und That zu dieser Wandlung zu bekennen. Als ob ein tüchtiger Mensch nicht beständig lernte, und als ob es eine Schande wäre, alte Irrthümer durch neue Erkenntniß zu ersetzen! *) Wie oft wird nicht das öffentliche Wohl bloß dadurch gehemmt, daß einige Chorführer der öffentlichen Meinung aus bloßer Consequenzmacherei und wider ihre bessere Einsicht nicht nachgeben wollen. Der ist aber kein wahrer Patriot, dem es mehr um den Schein der Ueberzeugungstreue, als um die Treue selbst zu thun ist. So ist auch der kein muthiger Mann, der den Schein des Muthes höher stellt als den Muth selbst. **)

---

*) La fixité des principes, la constance des opinions, la fidélité aux maximes politiques, sont rarement le privilége des hommes supérieurs. Une tête un peu vaste a plusieurs cases: à mesure que l'une se vide, l'autre s'emplit. Il n'y a que la médiocrité qui soit doué en quelque sorte de l'immobilité de ses idées par leur indigence: comme elle n'a pas beaucoup, elle garde ce qu'elle a, elle s'y attache, elle s'y cramponne.
(Mémoires d'un contemporain.)

**) L'homme absolument conséquent n'existe point encore, et c'est pourquoi rien de parfait sur la terre, ni dans le vice, ni dans la vertu. (Helvetius.)
La parfaite valeur est de faire sans témoins, ce qu'on serait capable de faire devant tout le monde.
(La Rochefoucauld.)

Wie selten der wahre Muth ist, das beweisen unter anderem die vielen Selbstmorde, deren jährliche Durchschnittszahl in erschreckender Zunahme begriffen ist. Und an wie vielen derselben sind nur falsche Begriffe von Ehre und Kleinmuth in Noth und Gefahren Schuld! Wir würden daher unserer freiwillig übernommenen Pflicht nicht gerecht werden, wenn wir nicht auch dem Selbstmord einige Worte widmeten.

Ist der Selbstmord unter allen Umständen zu verdammen, oder gibt es Fälle im Leben, wo er berechtigt oder doch verzeihlich ist? Was ist über diese Frage nicht Alles schon gesprochen und geschrieben worden! Mehr in wohlmeinender Absicht als aus Ueberzeugung wird von Denjenigen, welche den Selbstmord unbedingt verwerfen, die Behauptung aufgestellt: Der Mensch habe nicht das Recht, sich das Leben zu nehmen, denn er habe es sich nicht gegeben; es gehöre mehr Muth und Kraft dazu, das Leben zu ertragen, als es freiwillig zu enden; der Selbstmörder sei unter allen Umständen ein feiger, unsittlicher, irreligiöser Mensch. Mit so willkürlichen Behauptungen, mit so schwachen Argumenten wird man schwerlich je einen Menschen von dem furchtbaren Schritt der Selbstvernichtung abhalten. Nicht Scheingründe, sondern Wahrheit und Vernunft muß man geltend machen.

Diejenigen, welche den Selbstmord, wenn nicht rechtfertigen, so doch milder beurtheilt sehen möchten, argumentiren etwa so:

Zunächst hat der Mensch bei seiner Geburt mit der Natur keinen Pact geschlossen, daß er das Leben behal-

ten wolle. Er hat es nicht versprochen, und hat es nicht versprechen können. Das Leben sei ein Geschenk, sagt man. Wo läge aber die rechtliche Verbindlichkeit, ein Geschenk anzunehmen, und wäre es das unbestreitbar größte Gut? Es liegt in der Natur des Begriffes Geschenk, daß Geber und Empfänger vollkommen frei dabei sind; der Eine zu geben oder nicht zu geben, der Andere anzunehmen oder nicht anzunehmen. Da uns das Leben zu einer Zeit gegeben wurde, wo wir über dessen Werth oder Unwerth nicht urtheilen, wo wir folglich das Geschenk auch nicht ablehnen konnten, so müssen wir, wenn hier überhaupt von Recht die Rede sein kann, von dem Augenblick an, wo wir uns selbst bestimmen können, das Recht haben, darüber zu verfügen, wie uns beliebt. Aber selbst in dem Falle, wenn uns das Geschenk nicht im Stande der Unmündigkeit aufgedrungen worden wäre, wenn wir es im Stande voller Mündigkeit überkommen und es anzunehmen förmlich erklärt hätten, würde unser freies Dispositionsrecht nicht dadurch geschmälert werden. Warum sollten wir ein Geschenk behalten müssen, sobald es aufgehört hat, ein Gut für uns zu sein?

Wenn der Beweisgrund, daß man nicht nehmen dürfe, was man nicht gegeben hat, stichhaltig wäre, dann dürfte auch die Justiz keine Hinrichtung verfügen, dann dürften keine Kriege geführt werden, denn das Leben, das dem Verbrecher, das Leben, das Tausenden von braven Soldaten in Kriegen von oft sehr zweifelhafter Nothwendigkeit genommen wird, ist dem Einen nicht von den Richtern, den Andern nicht von dem Landesherrn gegeben worden.

Noch mehr: Es kommt täglich vor, daß Menschen in der Vollkraft ihres Alters, zu einer Zeit wo ihnen das Leben lieb ist, zu einer Zeit, wo sie ihrer Familie, dem Staate, der Gesellschaft am nützlichsten sind, nicht in Folge des überlegten Beschlusses eines Richter-Collegiums, nicht in Erfüllung wichtiger Pflichten, sondern durch elende Zufälle das Leben einbüßen; sollte nun einem Stein, der vom Dache fällt, einem ungeschickten Kutscher, einem saumseligen Bahnwärter, einem betrunkenen Steuermann, einem springenden Dampfkessel erlaubt sein, was mir selbst verwehrt ist? Diese Zufälle sollten mich mitten aus meinem Glücke reißen, ich selbst aber sollte mich meinen Leiden nicht entziehen dürfen!

Weiter: Das Thier leidet den Tod, aber es kennt und fürchtet ihn nicht. Der Mensch allein weiß, daß er sterben muß. Diese, bei der energischen Liebe zum Leben, welche die Natur in unsere Brust gelegt hat, furchtbare Wissenschaft wird nur dadurch gut gemacht, daß wir wissen: wir müssen nicht bloß, sondern wir können auch sterben. Wozu wäre uns das Mittel in die Hand gegeben, unseren Leiden, wenn sie zu arg werden, zu enden, wenn uns verwehrt sein sollte, davon Gebrauch zu machen? Das Leben annehmen zu müssen, ohne daß man Leben begehrte, ist schlimm; sterben zu müssen, ohne den Tod zu begehren, ist schlimmer; das Leben lieben zu müssen, mit der Voraussicht des Todes, ist noch schlimmer; das Mittel besitzen, unseren Leiden uns zu entziehen, mit der Verpflichtung es nicht zu gebrauchen, wäre grausam. Wer wird einem Verdurstenden Wasser reichen, und ihm verbieten zu trinken?

Diejenigen, welche solche Beweisgründe in's Feld führen, übersehen einen sehr wichtigen Umstand, nämlich den, daß der Mensch zur Natur und zu Gott in keinem Rechtsverhältniß steht, daß somit weder von einer rechtlichen Verpflichtung zur Fortführung des Lebens, noch von einer Berechtigung zum Selbstmord die Rede sein kann. Aber gesetzt auch, der Mensch hätte im juridischen Sinne des Wortes das Recht, das Leben, wenn es ihm zur Last geworden, abzuschütteln, so entsteht die Frage, ob dieses Recht nicht zu jenen gehört, auf deren Ausübung ein tüchtiger Mensch freiwillig verzichtet. Habe ich doch auch die Freiheit, Böses zu thun, und besteht doch die Würde der Tugend ganz wesentlich darin, daß ich von dieser Freiheit, trotz dem Reize der Sinnlichkeit, keinen Gebrauch mache. Wäre die Tugend verdienstlich, wenn ich nicht die Freiheit hätte, lasterhaft zu sein? So wäre auch das muthige und geduldige Ertragen der Mühseligkeiten des Lebens ohne alles Verdienst, wenn die Seelenstärke, die dazu gehört, Jedermanns Sache, und wenn uns nicht die Möglichkeit in die Hand gegeben wäre, uns der Last unserer Pflichten, wenn wir uns zu schwach fühlen, sie zu tragen, zu entziehen. Es ist ein Postulat der practischen Vernunft, daß Allem was ist, das Sein zu einem bestimmten Zwecke verliehen ist. Wie unbedeutend auch ein Mensch scheinbar sein möge: sein Leben ist nicht zwecklos, er hat seine bestimmte Mission so gut wie ein König von Gottes Gnaden. Diese seine Mission kann er nur erfüllen, wenn er sein Leben pflichtmäßig gebraucht. Lassen wir über diesen Punct Fichte reden:

»Unaustilgbar ertönt in mir die Stimme, daß etwas Pflicht sei und Schuldigkeit, und lediglich deshalb weil es Schuldigkeit ist, gethan werden müsse. Ergehe es mir auch wie es immer wolle, sagt dann der in sich zurückgetriebene Mensch, ich will meine Pflicht thun, um mir nichts vorzuwerfen zu haben. Durch diese Ansicht allein wird ihm das an sich zum Ekel gewordene menschliche Thun und Treiben wieder erträglich. Die Pflicht gebeut nun einmal, sagt er sich, daß ich dieses Leben fortführe, und in ihm frisch und fröhlich vollbringe, was mir vor die Hand kommt; und so wenig Werth auch dieses Leben um sein selbst willen für mich hat, soll es mir doch um der Pflicht willen heilig sein.«

Was die Behauptung betrifft, daß nach Umständen mehr Muth dazu gehöre, das Leben zu ertragen, als den Tod zu suchen, so ist sie gewiß vollkommen gegründet; um deswillen aber jeden Selbstmörder, dessen volle Unzurechnungsfähigkeit nicht constatirt ist, schlechtweg verdammen und ihm ein ehrliches Begräbniß versagen, ist, wenn nicht unvernünftig, doch lieblos. Ist denn Mangel an Muth ein Verbrechen? Wie oft ist überdieß der Selbstmord nur die Folge eines allzu zarten Gewissens oder falscher Begriffe von Ehre! *) Ist nun ein Mensch,

*) Und nicht einmal immer falscher Begriffe. Man denke sich ein Mädchen, das einer berauschten Soldateska oder Räubern in die Hände fällt, und das keinen andern Ausweg weiß, der Entehrung zu entgehen, als den Tod durch einen Sturz aus dem

der den Tod einem Leben in Schande vorzieht, verächtlicher und strafwürdiger als so mancher Schurke, der alles Gewissens, alles Ehrgefühls bar und ledig ist, der aber, weil er es so einzurichten wußte, daß das Gesetz ihn nicht an den Galgen bringen konnte, mit allem Pomp eines christlichen Leichenbegängnisses beerdigt wird? Man weiß ja, wie es in der Welt zugeht, wie oft nur Schlauheit oder bürgerliche Stellung einen Menschen vor infamirender Strafe rettet.*) Es wäre leicht, das hier Gesagte durch Beispiele aus der nächsten Vergangenheit zu illustriren; allein — exempla sunt odiosa. Man mag einen Mann von übertriebenem Ehrgefühl beklagen, seinen Irrthum aber wie ein Verbrechen behandeln, ist nicht einsichtsvoll, noch christlich. Man denke sich einen jungen Mann, der in einem Ehrenhandel zu einem sogenannten amerikanischen Duell herausgefordert wird. Er zieht das schwarze Loos, und macht sich mit seinem Ehrenwort verbindlich, innerhalb einer gewissen Zeit seinem Leben ein Ende zu machen. Er glaubt es seiner individuellen und Standesehre schuldig zu sein, sein verpfändetes Wort einzulösen. Nach furchtbaren

---

Fenster; wollt ihr dieses Mädchen verdammen? Sind nicht noch viele andere Fälle denkbar, wo der Selbstmord eine sittliche Pflicht ist? Und wer wäre vermessen genug, haarscharf die Gränze zu bestimmen, wo der pflichtmäßige Selbstmord anfängt und endet? Wie leicht ist ein Uebersehen der feinen Gränzlinie möglich!

*) Zerriss'nes Kleid läßt durchseh'n kleinen Fehl,
Pelzrock birgt Alles. Kleidet Sünd' in Gold,
Der starke Speer des Rechts bricht harmlos ab;
In Lumpen, des Pygmäen Halm dringt durch.
(Shakespeare.)

Seelenqualen entschließt er sich dazu. Wollt ihr nun diesen Unglücklichen, der vielleicht ein höchst achtungswerther Mensch ist, dem Mörder und Mordbrenner gleich behandeln? Erinnert euch doch des Wortes: »**Richtet nicht, damit ihr nicht gerichtet werdet,**« und »**wer von euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf ihn.**« Wer wird überdieß durch Versagung eines ehrlichen Begräbnisses gestraft? Nicht der Todte, sondern die unschuldigen, ohnedieß schwer heimgesuchten Verwandten und Freunde. Oder glaubt man, Andere, die versucht sein könnten, einen ähnlichen Schritt zu thun, damit zurückzuschrecken? Jeder Selbstmörder beweist euch durch die That, daß diese Rücksicht ihn nicht abhielt. Da nun dieser Gebrauch nach keiner Richtung etwas nützt, warum ihn nicht abschaffen? Oder glaubt ihr, daß ein Mensch, der Hand an sich lebst legt, in einem normalen Gemüthszustand sei? Der Schritt vom Leben zum Tod ist kein leichter. Furchtbar muß die Lage sein, die einem Menschen das Messer zur Selbstvernichtung in die Hand drückt; denn der Trieb der Selbsterhaltung ist so mächtig, daß die Verzweiflung nur nach grauenerregenden, alle natürliche Ordnung des Gemüthes umkehrenden Kämpfen seiner Herr werden kann. *)

---

*) Il y a je ne sais quoi de grand et d'épouvantable dans le suicide. Les chutes d'une multitude de gens sont sans danger, comme celle des enfants qui tombent de trop bas pour se blesser; mais quand un homme se brise, il doit venir de bien haut, s'être élevé dans les cieux, avoir entrevu quelque paradis inaccessible. Implacables

Aber soll der Mensch je alle Hoffnung ganz über Bord werfen und verzweifeln? Wie plötzlich ändern sich oft die Verhältnisse! Wie schnell wandelt sich bisweilen Schmerz in Lust! »Ein einziger undurchsichtiger Augenblick scheidet oft unsere Hölle von unserem Himmel.« (J. Paul.) Es gibt kaum eine Lage, aus der es nicht eine Rettung gibt. Wenn wir das Mittel nicht sehen, so kommt es meist daher, daß wir den Kopf verloren haben. Die Besonnenheit lernt man aber nicht erst in der Stunde der Gefahr. Wer erst schwimmen lernen will, wenn er am Ertrinken ist, kommt freilich zu spät; man muß es eben vorher lernen. Frühzeitig sollen wir uns daher auf dem Wege der Selbsterziehung die Kunst aneignen, auch in den schwierigsten Lagen Muth und Fassung und klaren Blick zu behalten. »Denn die Willenskraft erfordert Uebung, täglichen Gebrauch, ohne welchen

---

doivent être les ouragans qui nous forcent à demander la paix de l'âme à la bouche d'un pistolet. (Balzac.)

Bien qu'on ait résolu de mourir, bien que la pensée confiante en Dieu ait déjà quitté la terre; quand le moment d'accomplir ce terrible dessein, est arrivé, et que derrière soi on ne voit plus que des ombres, devant soi, que le vide, il y a toujours une secrète révolte de l'âme, qui la rattache au corps, et nous fait sentir le besoin de la vie. (M. Masson.)

Quoi qu'on en ait dit, la plus terrible des actions humaines est le suicide. La mort reçue dans l'accomplissement du devoir est facile, parce qu'elle est tranquille, sereine et sans lutte; mais le suicide est terrible, car il est le résultat d'une révolte intérieure, dans laquelle l'âme assassine le corps. (E. Souvestre.)

sie zu keiner bedeutenden Stärke gelangen kann. Es ist eine lehrreiche Beobachtung, eine solche Seelenkraft entstehen und wachsen zu sehen, und wir können daraus abnehmen, welche Hülfsmittel es geben mag, durch fortgesetztes Streben, selbst im thatenlosen Zustande, zu ersetzen, was uns an aufrufenden Ereignissen abgeht. Denn wer solche Uebungen für überflüssig hält, der wundere sich nicht, wenn er bei größeren Anlässen kraftlos dasteht, sich selbst verläßt und sich nicht auf sich verlassen kann.« (General von Lossau. Ideale der Kriegführung.)

Ein wahres Wort sagt in diesem Betracht auch Feuchtersleben: »Auch der Wille kann gebildet und in gewissem Sinne gelernt werden; und es that nie mehr Noth, das auszusprechen und zu wiederholen, als eben in unseren Tagen, wo Einbildungskraft und Verstand sich der üppigsten Cultur erfreuen, während die eigentliche Kraft zum Handeln und Leben traurig daniederliegt.«

Handelt es sich um Uebel, deren Abwendung nicht in unserer Macht liegt, so bedenken wir, was Shakespeare sagt:

»Vor der Genesung einer heft'gen Krankheit,
Im Augenblick der Kraft und Bess'rung, ist
Am heftigsten der Anfall; jedes Uebel,
Das Abschied nimmt, ist stets am übelsten.«

Und dann, wißt ihr denn, was euch noch vorbehalten ist? Möglicherweise steht ihr am Vorabend eures Glückes. Ob euer Leben ein Lustspiel oder ein Trauerspiel ist, könnt ihr vor dem Schlusse des Stückes nicht wissen. Wer weiß, ob sich die Verwickelungen des Stückes nicht herrlich lösen?

Habt ihr euch schon drei, vier Acte hindurch foltern lassen, so wartet lieber den fünften auch noch ab. Vielleicht ist der Schluß so schön, daß ihr, wenn es was nützte, gerne da capo riefet. *)

Und dann vergiß auch das nicht, Unglücklicher, daß der furchtbare Gemüthszustand, in welchem du dich befindest, seiner Natur nach nicht von Dauer sein kann. Je größer deine Verzweiflung ist, desto schneller muß sie vorübergehen. Aendert sich das Uebel nicht, so ändert sich doch sicher das Auge, womit du es ansiehst. »Ihr irdischen Sorgen, zehrender Schmerz, scharfe Schwerter, die ihr der

---

*) L'âme humaine est ainsi faite, qu'à moins d'être brisée, elle ne peut rester longtemps dans la même attitude. Tant que le ressort lui reste, elle tend au mouvement, et plus un sentiment l'a violemment comprimée, plus elle se rejette avec force vers le sentiment opposé. Aussi est-il rare, que la prolongation du danger n'engendre point l'imprévoyance, la continuité de la crainte, l'espoir. (E. Souvestre.)

L'homme est trop faible pour pouvoir conserver longtemps des mouvements extrêmes. Dans l'excès même du désespoir, la Providence nous ménage des consolations. (J. J. Rousseau.)

Il y a un excès de biens et de maux, qui passe notre sensibilité. (La Rochefoucauld.)

Il ne faut quelquefois qu'une jolie maison dont on hérite, qu'un beau cheval ou un joli chien dont on se trouve le maître, qu'une tapisserie, qu'une pendule, pour adoucir une grande douleur et pour faire moins sentir une grande perte. (La Bruyère.)

Seele Innerstes durchbohrt, — ihr tödtet nicht! Des Lebens wunderbarer Keim kann selbst aus der Trauer Nahrung ziehen, kann, dem Polypen gleich, zerstückelt werden und wieder zusammenwachsen und fortdauern — und leiden. Trauernde Mütter, Gatten, Bräute, Töchter, Schwestern, weibliche Herzen, welche der Schmerz immer am tiefsten trifft, ihr bezeugt es. Ihr habt eure Lieblinge sterben sehen, glaubtet mit ihnen sterben zu müssen — und lebet noch, und könnt nicht sterben.« (**Fr. Bremer.**)

Die Zeit heilt Alles; denn

»Was verschmerzte nicht der Mensch! Vom Höchsten
Wie vom Gemeinsten lernt er sich entrathen,
Denn ihn besiegen die gewalt'gen Stunden.« (Schiller.)

»Alle unsere starken Gefühle regieren wie die Gespenster nur bis auf eine gewisse Stunde, und wenn ein Mensch immer zu sich sagte: diese Leidenschaft, dieser Schmerz ist in drei Tagen gewiß aus deiner Seele heraus, so würde er immer ruhiger und stiller werden.« (**Jean Paul.**)

»Hüllet in Wolken sich ein des Lebens freundliche Sonne,
Sehnt sich der zagende Mensch gleich nach dem einsamen Grab;
Hellet der Himmel sich auf, entflieh'n die düsteren Schatten,
O, wie hänget sein Herz wieder am Leben so fest.« *)
(Friderike Susan.)

Ihr Unglücklichen, die ihr an jenem furchtbaren Wendepunct eures Lebens angelangt seid, wo ihr mit Hamlet

---

*) L'âme humaine peut se renouveler comme une fleur, quand elle connaît ses forces et qu'elle ne s'épanouit pas jusqu'à se briser. (G. Sand.)

ernsthaft die Frage vom Sein und Nichtsein erörtert, bedenket doch, daß das Leben ein anvertrauter Posten und daß es eine Ehrensache für uns ist, ihn mannhaft zu behaupten. Ein rechter Soldat verläßt seinen Posten nicht vor der Ablösung. Der große General, der das ungezählte Sternenheer mit einer Geschicklichkeit commandirt, daß keiner eine Secunde früher, noch später an der Stelle ankommt, wo er ankommen soll, er hat auch dir, Kleinmüthiger, deinen Posten angewiesen, und wird wissen, warum er gerade dich dahin gestellt hat. Ist dein Posten schwierig, so vergiß nicht, daß der Feldherr gerade solche Posten den tapfersten Männern anvertraut. Mache diesem Vertrauen Ehre. Oder hast du Muth bloß dort, wo auch Feiglinge sich behaupten würden? Was würde man von einem Soldaten halten, der vor dem Beginn der Schlacht, oder mitten d'rin, sich in's Wasser stürzte, oder fahnenflüchtig würde?

Wenn Alles das nichts nützt, wenn keine dieser Rücksichten dich abhält, so thue wenigstens vorher, was Rousseau räth: *)

*) Jeune insensé! s'il te reste au fond du coeur le moindre sentiment de vertu, viens que je t'apprenne à aimer la vie. Chaque fois que tu es tenté d'en sortir, dis en toi-même: Que je fasse encore une bonne action avant de mourir; puis va chercher quelque indigent à secourir, quelque infortuné à consoler, quelque opprimé à défendre. Si cette consolation te retient aujourd'hui, elle te retiendra demain, après demain, toute la vie. Si elle ne te retient pas, meurs, tu n'es qu'un misérable.

»Junger Unsinniger! wenn du im Grunde des Herzens das geringste Gefühl für Tugend übrig hast, so komm und laß' dich lehren, das Leben zu lieben. Jedesmal, wenn du versucht bist, es abzuwerfen, sage zu dir selbst: Laß't mich noch eine gute Handlung thun, bevor ich sterbe; dann geh und suche einen Armen auf, den du unterstützest, einen Unglücklichen, den du tröstest, einen Unterdrückten, den du vertheidigest. Wenn dieser Trost dich heute abhält, wird er dich morgen abhalten, übermorgen, das ganze Leben. Wenn er dich nicht abhält, so stirb, du bist nur ein Elender.«

Worin ist wohl die traurige Erscheinung zu suchen, daß die Zahl der Selbstmorde mit jedem Jahre zunimmt? Wir lassen Zschokke antworten:

»Die Klage der europäischen Menschheit über Ungemach und Trostlosigkeit unseres Daseins war vielleicht nie allgemeiner, und, ich setze hinzu, gerechter als im gegenwärtigen civilisirten Zeitalter. Sie äußert sich in der unruhigen Bewegtheit mißvergnügter Nationen, in der bangen Sorge der Herrscher. Die Geschichte des Welttheils ist eine Kette von Empörungen, Staatsumwälzungen, Bürgerkriegen und Volksgährungen geworden. Tausende von Familien flüchten über das Weltmeer, in fernen Einöden Erträglichkeit des Daseins zu suchen. Die Zahl der Armen, der Verbrecher, der verzweifelnden Selbstmörder schwillt an. Ein Heer sonst ungekannter Krankheiten dringt ein und zerrüttet die Gesundheiten. Die Zahl der freudetödtenden Leidenschaften verbreitet sich immer schmerzlicher durch alle Adern der bürgerlichen Gesellschaft. Vormals blieb der Großtheil der Bevölkerung in den Ländern, trotz seiner

Verknechtung und Dürftigkeit, gleichgültig gegen die Uebel seiner Zustände; denn Unwissenheit und Lebensrohheit machten ihn gefühlloser, und, der Thierheit ähnlicher, duldete und vergaß er thierische Leiden. Mit allgemeiner gewordener **Verstandesbildung** aber ist nun seine Empfindlichkeit geschärfter; er fühlt heute eine Menge sinnlicher Bedürfnisse, die ihn bedrängen und foltern, die der Wilde oder der Barbar nicht kennen.

»Man sucht den Ursprung des wachsenden Mißbehagens der Völker bald im ehrsüchtigen Treiben schwindelnder Halbwisser; bald im Verfall des Kirchenglaubens; bald in Uebervölkerung; bald im falschen Verhältniß alterthümlicher Staatseinrichtungen zu der jetzigen Gesittungsstufe; bald in der Aufklärung; bald überhaupt im zunehmenden Sittenverderbniß der Hohen und Niederen. Alle diese und andere Ströme des öffentlichen Verderbens entspringen jedoch aus einer gemeinsamen Quelle, die nur in den Ländern civilisirter Völker, d. i. auf der Stufe der Halbbarbarei, gefunden werden. Es ist neben dem Wissen des Besseren, neben der Erkenntniß des Ewigguten und Ewigwahren, die unselige Richtung aller Geistesthätigkeit zum Dienste des thierischen Lebens; aller Verstandesbildung zum Behufe materieller Interessen; aller Wissenschaft, Kunst und Gewerblichkeit zur Vermannigfaltigung und Verfeinerung sinnlicher Genußsucht. Der Geist der Menge, des inneren Heiligthums uneingedenk, wird der Knechtschaft der Begierden hingegeben; der Mensch zum verständigsten, zum schlauesten, zum kunstreichsten **Thier** mit aller Selbstsucht erzogen, die Thieren eigen ist. Diese Selbstsucht, welche nur für sich

sucht, und zur Befriedigung ihres Sinnenkitzels und Wohllebens, ihres Geldhungers, ihrer Herrsch- und Gewaltgier das Wohlsein der Familien, des Vaterlandes, die höheren Interessen der Menschheit in den Staub schleudert, wühlt und scharrt in den Ordnungen des bürgerlichen Lebens, in Schulen und Kirchen, in Staatsdiensten und Wohlthätigkeitsanstalten, in Künsten, Gewerben und Tändeleien, nur nach Futter zur Sättigung ihrer Gefräßigkeit. Ueberreizung und Verwöhnung der einfachen Lebenstriebe macht aus dem Unnatürlichen die **andere Natur**; macht entbehrliche Ueppigkeit zum unentbehrlichsten Bedürfniß. Selbst der bessere Mensch, will er Wirksamkeit in seinem Kreise bewahren, nicht der Gegenstand des Argwohns oder des Gelächters der Lebensgenossen sein, von ihnen nicht zertreten werden, wird gezwungen, sich ihnen gleich zu stellen. Auf keiner Stufe der Cultur ist ein Volk von der Einfachheit naturgemäßer Lebensweise weiter abgewichen, daher elender, in sich zerrissener, als auf der Stufe seiner **Civilisation**. Einst war nur in einzelnen großen Städten des Welttheils der Pfuhl des Luxus, der glänzenden Laster, der mannigfaltigsten Krankheiten und Selbstbetäubungsmittel vorhanden; der Pfuhl ist übergetreten und überschwemmt schon Flecken und Dörfer.

»Häusliche und öffentliche Erziehung deuten und leiten die Jugend, so früh als möglich, auf den für Halbbarbaren wünschenswerthesten, höchsten Lebenszweck hin: reiches Vermögen für reicheren Genuß zu erstreben. Dafür werden Schulen gestiftet, um Kenntnisse, Fertigkeiten auszubilden; um auf allen Bahnen Glück zu machen, zu Land und Meer, in Werkstätten und Gerichtssälen, auf Kathedern und

Kanzeln, mit Feder oder Schwert. Dafür werden der Jugend durch Lehre und Beispiel falsche Begriffe in Menge eingeimpft; **Ehre** wird mehr als **Tugend** gewerthet; **Lebensart** mehr als **Leben; Vorrecht** mehr als **Recht; Titel** mehr als **Verdienst;** der begüterte Bösewicht mehr als der unbemittelte Biedermann. Wo Gelderwerb allgemeine Losung ist, und alle Gaben und Kräfte des Geistes nur dem Behagen einer selbstsüchtigen Thier-Natur geweiht sind: ist mit der Entartung der Menschheit auch das Gefolge aller Qualen der Eifersucht und des Neides, der Verleumdung und Heuchelei, jedes Lasters und Verbrechens des Reichthums und der Armuth naturnothwendig. Das Leben verstreicht unter so viel Kämpfen und Sorgen **für** das Leben, daß für höhere Interessen, für Ewigwahres, Ewiggutes, Ewigbeseligendes keine Zeit bleibt. So verrinnt das Leben, und niemand möchte es wieder leben. Es war für die Meisten nur **Schein- und Thierleben.**

»Daher, bei allgemeiner Verstandesbildung unserer Tage, auch allgemeineres Mißbehagen und Gähren der Völker. Sie fühlen die strafende Zuchtruthe der Natur, die vom Frohndienst sinnlichen Wohlseins zur Achtung des gottgegebenen Vernunftgesetzes zurücktreibt. Sie erblicken die schwarzen Quellen des Uebels da und hier deutlicher, und mögen sie doch nicht vertilgen. Denn die Gewalt bürgerlicher Zustände, hervorgegangen aus der Verkehrtheit der Begriffe, der Weltansichten und Gesetzgebungen wilder oder barbarischer Jahrhunderte, drängt von Geschlecht zu Geschlecht in's thierische, sündliche Leben hinab, statt aus demselben zu erlösen. Geld geht vor Tugend; äußere

Würde vor innerer; Selbstbetäubung vor Selbsterkenntniß. Dafür geben die Gesetze Ermunterung; dafür senden die Welttheile einander ihre süßesten Gifte; dafür werden Familien durch Steuern und Abgaben zur rastlosen Thätigkeit gespornt. Dann bietet man Spitäler und Apotheken für Kranke; Kirchen und Beichtstühle für Sünder; Zuchthäuser und Kerker für Verbrecher. Naturnothwendiges mit Vernunftfeindlichem zu paaren, ist der Staat zum kunstvollen Getriebe geschaffen, worin die Aemter zum Räderwerk, die Selbstsucht zur Triebfeder, die Menschen zur Sache werden.«

Diese beredten Worte wurden vor mehr als zwanzig Jahren geschrieben. Das Original ist seitdem älter geworden, und dennoch ist das Bild der modernen Civilisation, das Zschokke in seiner »Selbstschau« mit Meisterhand gezeichnet, noch so treffend, als habe es eben erst die Staffelei verlassen.

Welches ist nun aber die Haupt-Ursache aller der betrübenden Erscheinungen, die hier aufgezählt worden? Zschokke hat sie angedeutet, aber nicht näher ausgeführt. Sie liegt darin, daß das Bildungswesen unserer Zeit es fast ausschließlich auf Entwickelung der Intelligenz, und zu wenig auf Läuterung der Gefühle und Stärkung des Willens zur Moralität abgesehen hat. Es ist wahr, wir haben Schulen, worin wir mit vielen nützlichen Kenntnissen ausgerüstet werden, so daß wir günstigen Falles die höchsten Stufen des Staates erklimmen können; wir lernen Alles, was man braucht, selbst einen Minister-Posten zu bekleiden: was wir aber nicht lernen, das ist die sittliche Kraft, das

Portefeuille, wenn es das Wohl des Staates erheischt, gelassen niederzulegen und in das Dunkel des Privatlebens zurückzutreten. Man lehrt unsere Jugend die Kunst reich zu werden: wer aber lehrt sie die Kunst des Reichthums zu entbehren, sich mit Wenigem zu begnügen und dabei doch des Daseins froh zu werden? Man unterrichtet und übt uns in allen Künsten, die dazu gehören, unser Glück zu machen: was wir aber nicht lernen, das ist die Kunst, das Unglück, wenn es kommt, mit Fassung und Würde zu ertragen. Unsere männliche Jugend lernt auf den Fechtböden die Kunst Beleidigungen mit der Spitze des Degens blutig zu rächen: wo lernt sie die schwerere Kunst, Beleidigungen großmüthig zu verzeihen? Sie übt und stärkt auf dem Turnplatz den Körper und macht ihn geschickt, alle erdenklichen Hindernisse mit Leichtigkeit zu überwinden: wo sind die Turnplätze, wo sie die **Seele** üben und stärken, und sich geschickt machen kann, die Stürme des Schicksals siegreich zu bestehen? Man macht es gebildeten Leuten zur Ehrensache, nach Umständen muthig zu **sterben**, warum macht man es nicht jedem Menschen zur Ehrenaufgabe, unter allen Umständen muthig zu leben? Mit einem Worte, wir werden leidlich **unterrichtet**, aber herzlich schlecht **erzogen**; wir wissen vielerlei, aber wir **können** wenig, mindestens wenig Rechtes. Das bringt nothwendig eine Störung in das Gleichgewicht unseres geistigen Haushaltes. Die Früchte davon sind: Blasirtheit, Weltschmerz, Europa-Müdigkeit, Lebensekel, Wahnsinn, Selbstmord ꝛc. Je fortgeschrittener aber die Civilisation ist, je complicirter die Lebensverhältnisse, je zahlreicher und

verfeinerter die Bedürfnisse werden, desto mehr bieten wir dem Leben verwundbare Seiten dar, desto mehr sollten wir daher durch sittliche Kraft gewappnet sein. *)

Die neueren Kriegsschiffe sind ein Bild dessen, was wir sagen wollen. Je stärker die Zerstörungswaffen, desto stärker müssen die Schutzwaffen werden. Früher genügten beim Seekrieg hölzerne Kolosse, jetzt müssen die Schiffe von Stahl und Eisen sein. Auch unsere Herzen müssen mit Stahl und Eisen gepanzert werden, wenn das Gleichgewicht zwischen unseren Seelenvermögen wieder hergestellt werden soll.

Das Mißverhältniß zwischen Wissen und Können, zwischen intellectueller und moralischer Bildung, muß, wenn nicht unser Schulbildungswesen einer gründlichen Reform unterzogen wird, immer größer werden, und zwar aus einem leicht einzusehenden Grunde.

Alle Erfahrungswissenschaft ist vererbbar. Jede Generation kann da fortfahren, wo die vorhergegangene die Wissenschaft gelassen hat. Alles, was unsere Vorgänger auf dem Wege wissenschaftlicher Forschung errungen haben,

---

*) L'étendue des connaissances dans les temps modernes ne fait qu'affaiblir le caractère, quand il n'est pas fortifié par l'habitude des affaires et l'exercice de la volonté. Tout voir et tout comprendre, est une grande raison d'incertitude; et l'énergie de l'action ne se développe que dans ces contrées libres et puissantes, où les sentiments patriotiques sont dans l'âme, comme le sang dans les veines, et ne se glacent qu'avec la vie.
(Me. de Staël.)

gehört auch uns. Das Capital des Wissens wird also mit jedem Jahre größer. Nicht bloß dessen Mehrer, die Gelehrten, zehren davon: die großen Resultate werden allen Gebildeten zugänglich. Schon in der Kinderstube lernen wir Dinge, welche vor so und so viel Jahren die größten Gelehrten nicht wußten. Anders verhält es sich mit dem sittlichen Fortschritt. Hier muß jeder Mensch von vorne anfangen. Was unsere Vorgänger an Selbstherrschaft, an Seelengröße, an Sittlichkeit, an Tugend errungen haben, nützt uns nichts. Sein sittliches Capital muß sich jeder Einzelne selbst erobern; hier gibt es kein ererbtes Vermögen; hier kann Keiner über die Schultern seiner Vorgänger emporklettern. Fast wäre man daher versucht zu glauben, daß es wohl einen intellectuellen, nicht aber moralischen Fortschritt gebe. Dieß ist nun wohl nicht der Fall, doch geht der letztere auf alle Fälle unendlich langsamer, wodurch der Abstand zwischen Wissen und Können immer größer werden muß. Daher die Erscheinung, daß die Menschheit immer reicher an dünkelhaften Vielwissern, immer ärmer an großen Charakteren wird; daher auch die zunehmende Unzufriedenheit der Völker und Individuen.

Bis es in dieser Hinsicht besser wird, haben sich die Regierungen gesitteter Staaten mit einer brennenden Frage zu beschäftigen, der Frage nämlich: **Welche Einrichtung wäre den öffentlichen Bildungsanstalten zu geben, damit sie mehr als bisher erziehlich wirken?** Bis jetzt ist das fast einzig erziehliche Moment in unseren Schulen der Religionsunterricht. Daß dieser ungenügend ist, beweist die zunehmende Verwilderung unserer Schuljugend. Der Unterricht,

weil er fast ausschließlich zur Gedächtnißsache gemacht wird, dringt nicht in Fleisch und Blut. **Auswendig** können unsere Kinder den Katechismus ganz perfect, aber nicht **inwendig**; im Kopf haben sie ihn, aber nicht im **Herzen**, wo sie ihn haben sollten. Laßt einen Menschen den Katechismus der Schwimmkunst auswendig lernen, und seht zu, ob ihn diese Kenntniß, wenn er in's Wasser fällt, vor dem Ertrinken rettet? So schützt auch der bloß gewußte Katechismus der Religionslehren nicht gegen Verzweiflung und Selbstmord. Nur sittlicher Muth, nur sittliche Kraft vermag dieß. Wenn uns beide nicht angeboren und anerzogen worden, so müssen wir sie zu erwerben suchen durch Selbsterziehung. Diese aber muß, wie Fichte sehr richtig bemerkt, von dem Willen, nicht vom Verstande ausgehen. »Ist nur der erstere unverrückt auf das Gute gerichtet, so wird der letztere von selbst das Wahre treffen. Wird lediglich der letztere geübt, indessen der erstere vernachlässigt bleibt, so entsteht nichts weiter als eine Fertigkeit, in's unbedingt Leere hinaus zu grübeln und zu klügeln.«

Wir werden dieser Fertigkeit und diesem Hang im nächsten Capitel des Näheren gedenken.

Achtzehntes Capitel.

Selbstbewußtsein, Philosophie, Aufklärung.

> Sei aufmerksam, empfinde nichts umsonst, messe und vergleiche, das ist das ganze Gesetz der Philosophie. (Lichtenberg.)
>
> Jede Fertigkeit der Vernunft, auch im Irrthum, vermehrt ihre Fertigkeit zur Erkenntniß der Wahrheit. (Schiller.)

Unser inneres Glück, d. h. die Gesundheit und Stärke der Seele, hängt einestheils ab von der Lebhaftigkeit unseres Fühlens, Vorstellens und Begehrens, anderseits von der Herrschaft unserer Vernunft über die Sinnlichkeit und von dem, was wir in philosophischen und religiösen Dingen für wahr halten.

Den Einfluß unseres Fühlens, Vorstellens und Begehrens auf unsere Freude oder Unlust am Dasein haben wir in den voranstehenden Capiteln schon nachgewiesen; wir haben also jetzt noch den Einfluß der philosophischen Weltanschauung und des religiösen Glaubens in seelen-diätetischer Hinsicht zu erörtern.

Für jeden Menschen, dessen Dichten und Trachten nicht ganz von der Sinnenwelt befangen ist, tritt früher

oder später der Augenblick ein, wo er, verwundert über das was er **in sich fühlt**, und über das, was er außer sich **wahrnimmt**, die Frage an sich richtet: **was** bin ich, **wozu** bin ich, woher komme ich, wohin gehe ich, was ist die Welt um mich, woher kommt sie, war sie immer, wird sie immer bleiben? u. s. w. Es ist dieß der Moment des eigentlichen Erwachens zum Selbstbewußtsein, gleichsam eine zweite Geburt.

So lange das Kind im mütterlichen Schooße ruht, ißt es nicht, athmet es nicht, sieht es nicht; es wird genährt vom mütterlichen Blute, sein eigenes Empfinden ist nur ein schwacher Nachhall des mütterlichen Empfindens. Es kommt der Augenblick seiner Geburt, es thut den ersten Athemzug, sein Auge öffnet sich zum erstenmal dem Licht; beides muß schmerzlich sein, denn des Kindes erste Lebensäußerung ist Schreien und Weinen. Sobald das Band, welches das Neugeborene an die Mutter bindet, durchschnitten, ist auch sein Leben nicht mehr an das der Mutter gebunden, es lebt für sich.

So lange das Kind nicht zum Selbstbewußtsein erwacht ist, nährt sich sein Geist, ohne daß es weiß wie, von dem was seine Sinne, seine Aeltern, seine Lehrer, seine Bücher, seine Umgebung ihm zuführen. Es hält für wahr, was seine Aeltern, seine Lehrer, seine Bücher ihm für wahr, es hält für falsch, was sie für falsch ausgeben; sein Geist lebt und webt unbefangen und harmlos im Schooße des Autoritätsglaubens und der Sinnenwelt, wie sein leibliches

Leben vor seiner Geburt sich im Schooße der Mutter nährte. Da kommt der Moment seiner zweiten Geburt, ein loher Lichtstrahl durchzuckt seine Seele, er erkennt und fühlt sich selbst, und dieses Erkennen und Fühlen ist, wie der erste Athemzug, der seine Brust hob, wie der erste physische Lichtstrahl, der sein junges Auge traf, — schmerzlich. Von diesem Augenblick an ist die geistige Nabelschnur, das heißt das Band des Autoritätsglaubens, durchschnitten; der Mensch will nun selbst denken, **selbst** prüfen, sich **selbst** bestimmen. Viele Menschen werden geboren, leben und sterben, ohne je zu dieser zweiten Geburt zu erwachen. Wer aber einmal dazu erwacht ist, der kann das Selbstdenken so wenig mehr lassen, als die Brust, die den ersten Athemzug gemacht hat, das Athmen lassen kann. *)

Sehr wahr sagt Reinhold: »Der Glaube, d. h. hier speciell der Autoritätsglaube, ist — das kann man sagen — aus dem Kreise der Gebildeten gewichen, und es schlägt keine Formel mehr an, die ihn zurückbeschwören soll; ja diese vergebliche Bemühung dürfte wohl recht eigentlich als die Qual unseres Zeitalters bezeichnet werden. Es bleibt also auch in allen hohen und heiligen Dingen nichts mehr übrig, als **freie und vernünftige Selbstüberzeugung.** Die

*) L'homme ne commence pas aisément à penser; mais sitôt qu'il commence, il ne cesse plus. Quiconque a pensé, pensera toujours, et l'entendement une fois exercé à la réflexion, ne peut plus rester en repos.

(J. J. Rousseau.)

Philosophie in ihrem theoretischen und practischen Theile muß diese Selbstüberzeugung endlich herbeiführen. Dieß ist der dunkelgefühlte Grund, warum wir uns ihr so gerne als Führerin anvertrauen möchten, wenn sie nur leistete, was ihres Amtes ist. Allein die meisten Menschen fordern nicht bloß überhaupt Wahrheit von ihr, sondern sie schreiben ihr auch vor, was Wahrheit sein soll; sie soll den Proceß ihrer Wünsche und Ansprüche führen und gewinnen, so unlauter diese auch sein mögen; sie soll gerecht und heilig sprechen, was ihnen vortheilhaft und bequem ist.

»Aber auch die Besten betreten den Weg dieser Wissenschaft oft nur darum, um das Verlorene, den Kinderglauben, wieder zu finden; sie wollen nicht sowohl eine höhere und reinere, sondern sie wollen die gewohnte alte, wohlthuende Wahrheit, jene milde Dämmerung wieder haben, ihre Augen schmerzen, wenn die Philosophie mehr Licht gibt, als diese vertragen können, und sie nennen es ein verzehrendes Feuer.«

Es ist eine natürliche und nothwendige Consequenz der vorherrschenden Verstandesbildung unserer Zeit, daß Zweifelsucht und Freidenkerei mehr als je alle Schichten der Gebildeten durchdringen. Es gibt Leute, welche in dieser Erscheinung ein übles Symptom erblicken, und welche nur allzu geneigt sind, alle Auswüchse des modernen Culturlebens lediglich der Aufklärung in die Schuhe zu schieben. Leugnen läßt sich allerdings nicht, daß die Menschen durch allgemeinere Verbreitung philosophischer Geistesbildung nicht

glücklicher werden. *) Allein ist denn das Glück der höchste und letzte Zweck des menschlichen Daseins? Ist der Glückseligkeitstrieb im Grunde etwas Anderes, als verfeinerte Genußsucht? Und seid nicht ihr, die ihr so ungestüm gegen die Aufklärung zu Felde ziehet, gerade Diejenigen, welche die Genußsucht am meisten verdammen? Welche Inconsequenz! Ihr, die ihr den freien Gebrauch der Vernunft verpönt, haltet ihr es für besser, daß ein Mensch sein ganzes Leben lang sich des Gebrauches von schneidenden Werkzeugen enthalte, weil es vorkommt, daß Menschen hie und da sich selbst verwunden? Glaubt ihr, daß es besser sei, ein Kind immer am Gängelband zu führen, weil Kinder, die allein gehen, leichter fallen? Sollte man Kinder nicht lieber, an Händen und Füßen gebunden, einsperren, weil es vorkommt, daß sie bei freiem Gebrauch ihrer Gliedmaßen Hals und Bein brechen? Nicht der **freie** Gebrauch des Messers, der Gliedmaßen, ist verderblich, sondern der **ungeschickte** Gebrauch. Das Geschick erwirbt man aber, den Mißbrauch verhütet man nur **durch freien und selbstständigen Gebrauch.**

Wenn physisches Wohlsein und Freiheit von Leid und Schmerz das einzige und höchste Ziel menschlichen Strebens wäre, dann wäre es besser ein Wilder, als ein gesitteter

*) Je vielseitiger und harmonischer der Einzelne sich zu bilden strebt, desto mehr gibt ihm das Leben zu leiden, desto mehr muß er sich vereinsamt finden. (Waitz.)
Une grande sagesse est accompagnée d'une grande douleur; et plus on a de science, plus on a de peine. (Janet.)

Mensch, besser ein Thier als ein Wilder, besser ein Stein als ein Thier zu sein; denn der Stein leidet weniger als das Thier, das Thier weniger als der Wilde, der Wilde weniger als der gesittete Mensch. Glück und Wohlsein und Zufriedenheit also müßt ihr nicht im Munde führen, wenn ihr eure Bannstrahlen gegen die Aufklärung schleudert, denn damit setzt ihr euch in Widerspruch mit euch selbst. Oder wollet ihr, für eure Person, lieber ein glückliches Thier als ein unglücklicher Mensch sein? Wenn nicht, so erlaubt, daß auch Andere lieber aufgeklärt mit Schmerz, als geistesfinster mit Lust sind; wenn ja, so ist das Geschmackssache, und ihr könnt Niemandem verwehren, anderen Geschmackes zu sein als ihr. *)

»Es hat von jeher gegeben,« sagt Fichte, »und wird, so lange Menschen sein werden, fortdauernd geben, zwei Hauptparteien: solche, die an dem Hergebrachten festhangen, nicht das Mindeste daran verrückt wissen wollen, ja wohl gar bemüht sind, wieder rückwärts zu kommen; und solche, die vorwärts zu schreiten, und die menschlichen Erkenntnisse und Verhältnisse zu vervollkommnen streben. Man nennt die ersteren **Obscuranten**, die letzteren mögen **Freunde des Lichts** heißen.«

Zur Ehre der Ersteren kann man zugeben, daß sie die Menschen gegen das Licht der Aufklärung schützen wollen, nicht aus selbstsüchtigen Motiven — obwohl solches

---

*) Il vaut mieux pour l'homme être dans un état excellent acheté par la douleur, que dans un état inférieur, même accompagné de joie et de plaisir. (Janet.)

bei Vielen von ihnen der geheime Beweggrund wirklich sein mag — sondern weil sie glauben, daß die schwachen Augen das Licht nicht würden vertragen können. Auch besorgen sie, daß Selbstdenker schwerer zu lenken sind, und in die kirchliche Disciplin sich weniger leicht fügen, als Menschen, die gewohnt sind, Andere für sich denken zu lassen. Es ist etwas Wahres hieran; denn in der That lassen sich Blinde williger führen als Sehende. Nur vergessen Diejenigen, welche solche Besorgnisse hegen, daß, wer nicht geübt ist, selbst zu prüfen, eben so leicht Irrthümern als der Wahrheit zugänglich ist. *) Wohin die geistige Verweichlichung

---

*) Il y a, et il y aura toujours, de sérieuses difficultés et de grandes épreuves pour tous ceux, qui essaient de penser par eux-mêmes et de se faire des principes et des convictions; ce n'est pas une raison pour renoncer à l'indépendance de la pensée et pour se résigner à recevoir toutes faites, sans contrôle et sans examen, les opinions qui doivent gouverner notre vie. Ceux qui seraient tentés de croire, qu'une telle docilité serait en effet beaucoup meilleure, ne réfléchissent pas, que cette docilité accepterait tout aussi bien les opinions fausses et dangereuses, que les doctrines solides et véritables. La servitude tourne toujours contre ceux, qui l'ont entretenue et enracinée. L'ancien régime avait laissé le peuple dans une ignorance brutale et sauvage: qu'arriva-t-il? C'est qu'habitué à l'obéissance, il crut aussi aisément les démagogues, qu'il avait pendant longtemps cru ceux, qui l'endoctrinaient sans l'éclairer. L'examen habitue l'esprit à se défier des doctrines fausses et à peser les raisons: la docilité aveugle se soumet, au

in politischen Dingen führt, davon haben wir einen practischen Beweis im Jahre 1848 erlebt. Welche Staaten blieben denn von dem epidemischen Rausche, der sich damals aller Gemüther bemächtigte, verschont? Es waren die Schweiz, Belgien, England: Länder, deren Bewohner durch die frische Luft des öffentlichen Lebens, durch das freie Herumtummeln auf der Arena der politischen Discussion, geistig abgehärtet, daher gegen die Ansteckung geschützt waren.

Aehnliche Erfahrungen wird man sicher auch auf religiösem Gebiete machen, wenn heute oder morgen falsche Propheten auftreten, die mit einigem Geschick neue Lehren predigen. Mit welchem Rechte wird man dann gegen sie zu Felde ziehen? Christliche Missionäre erscheinen in den entferntesten Gegenden der Welt, eine für die dortigen Bewohner neue Lehre zu verkünden. So zu thun, halten sie für ihr Recht und für ein Gott wohlgefälliges Werk. Wenn nun, auf dasselbe Recht gestützt, und in der Meinung, etwas Löbliches zu thun, Lehrer einer neuen Religion mitten unter uns erscheinen, wie wollt ihr die Gläubigen gegen die Irrlehre schützen? »Wenn man behauptet, daß der Mensch nicht das Recht habe, den Grund seines Glaubens zu prüfen, sondern daß er glauben soll, was ihm gelehrt wird, so müßte man zugeben, daß die Sectirer der falschen Religionen Recht haben, bei diesen zu verharren,

---

contraire, à tout ce qui lui est présenté, vrai ou faux, mais surtout à ce qui peut flatter les passions.

(Janet.)

und daß der Versuch, Ungläubige zu bekehren, dem Rechte zuwider ist; denn die Bekehrer fordern zur Prüfung heraus. Allein so urtheilt man nicht: man wirft den Einen vor, daß sie nicht genug, den Andern, daß sie zu viel prüfen; man beruft sich gegen die Meinung Anderer auf das Recht der Untersuchung; aber zur Vertheidigung seiner eigenen macht man die Macht des Autoritätsglaubens geltend. Ich gebe zu, daß es erlaubt ist, seinen Gegnern vorzuwerfen, daß sie **unrichtig**, nicht aber daß sie **frei** urtheilen. Wenn man sich seiner Vernunft nach der einen Richtung bedienen darf, so muß der Andere das Recht haben, sich derselben nach einer andern Richtung zu bedienen. Einer von beiden irrt unstreitig; aber nicht darin, daß er von seiner Vernunft überhaupt, sondern daß er davon einen schlechten Gebrauch macht.« *)

Es ist hier nothwendig, daß wir uns über den Begriff des Wortes Vernunft verständigen, die man so oft mit Verstand verwechselt.

Gewöhnlich versteht man unter **Verstand** das Vermögen zu urtheilen, unter **Vernunft** das Vermögen zu schließen. Aber im Grunde ist die Operation des Schließens ganz dieselbe wie die Operation des Urtheilens; der einzige Unterschied besteht darin, daß man im einen Falle Urtheile zu Schlüssen, im **andern** Falle, Vorstellungen zu Urtheilen verbindet. Urtheile und Schlüsse macht auch das Thier, wie Jeder sich überzeugen kann, der Thiere beobachtet; **vernünftig** denken und handeln thut nur der Mensch, ja

*) Janet. (Philosophie du bonheur.)

nicht einmal alle Menschen. Unter den verschiedenen Seelenvermögen ist die Vernunft der Souverain, der Verstand nur der erste Minister. Die Vernunft ist ein absolutes Vermögen, das keiner Steigerung fähig ist. Dieß sehen wir schon an dem Sprachgebrauch, der wohl einen schwachen, starken, scharfen, durchdringenden, gesunden 2c. **Verstand,** nicht aber eine schwache, starke, scharfe, durchdringende **Vernunft** kennt. Man ist und handelt entweder vernünftig, oder man ist und handelt unvernünftig. Ein Drittes gibt es nicht. Höchstens spricht man von practischer, im Gegensatz zu theoretischer Vernunft. Uebrigens ist diese Bezeichnung erst seit Kant aufgetaucht. Der Unterschied ist bei näherer Betrachtung nicht stichhaltig. Die Vernunft ist die höchste und absolute Einheit aller unserer geistigen Vermögen, es kann also von practisch und theoretisch, von Gradationen und besonderen Eigenschaften der Vernunft nicht die Rede sein. In welcher Weise Vernunft und Verstand sich unterscheiden, lehrt die Erfahrung und der Sprachgebrauch. Jeder Leser dieser Zeilen wird im Kreise seiner Bekannten ohne Mühe Leute auffinden können, die sehr verständig, sehr klug, sehr schlau sind, die eine große Geschicklichkeit besitzen, die Zwecke, die sie sich vorgesetzt, aller Hindernisse ungeachtet, durchzusetzen, und die bei alle dem ihren wahren Interessen schnurstracks entgegenhandeln. Diese sind bei allem Verstand entschieden **unvernünftig.** Auf der andern Seite gibt es manche vernünftige Menschen, denen man viel practischen Verstand nicht nachrühmen kann, ja die sich im practischen Leben sehr ungeschickt benehmen. Dennoch ist »**vernünftig** handeln besser als

verständig handeln, und es bleibt für die practische Seite des menschlichen Lebens nichts mehr zu wünschen übrig, wenn die Vernunft durchgängig die Herrschaft führt, und es dem Verstande zum Dienen weder an dem nöthigen Geschick, noch an der wünschenswerthen Bereitwilligkeit fehlt.« *)

Es liegt in der Natur der Vernunft, daß sie mit dem Willen zum Guten immer Hand in Hand geht. So lange sie im Menschen das Scepter führt, kann er nur das Gute wollen. Wenn vernünftige Menschen hie und da auch Böses thun, so kommt es nur daher, daß Sinnlichkeit und Selbstsucht momentan die Vernunft ihrer Herrschaft entsetzt haben. Der Verstand kann, wie die Geschichte intelligenter Schurken beweist, auch schlechten Zwecken dienen, niemals kann dieß die Vernunft. Auch irren kann die Vernunft nicht; was in uns irrt, ist nur der Verstand. Darum wo und so lange die Vernunft herrscht, dort und so lange kann der Mensch weder irren noch sündigen. Diejenigen, welche philosophische Irrlehren und überhandnehmende Sittenverderbniß dem Mißbrauch der Vernunft zur Last legen, wissen nicht, was sie reden. Die Vernunft kann nie und nimmer mißbraucht werden, wohl aber der Verstand, wenn diesem mehr zugemuthet und wenn ihm mehr gestattet wird, als er leisten kann. Das Unheil, welches philosophische Grübeleien in den Köpfen und Herzen der Menschen anrichten, rührt nicht vom **vernünftigen**, sondern vom **unvernünftigen** Gebrauch des philosophirenden Verstandes

---

*) Waitz.

her. Die Vernunft ist die Norm, nach der wir denken und handeln sollen, nicht das Denken und Handeln selbst. Es ist zur Ehrenrettung der Vernunft und für die Methode des Philosophirens, folglich auch für dessen Resultate, von großer Wichtigkeit, diesen Unterschied wohl im Auge zu behalten, weil man dadurch vor dem Abweg bewahrt wird, unvernünftig zu philosophiren. Unvernünftig philosophirt Jeder, der Dinge beweisen will, welche entweder keines Beweises bedürftig sind, oder keinen Beweis zulassen, oder wer etwas Anderes beweist, als was er eigentlich beweisen wollte, oder wer Philosopheme aufstellt, die dem gesunden Menschenverstand und dem unverdorbenen Gefühl in's Antlitz schlagen, Philosopheme, die unvermittelt neben dem realen Leben herlaufen, sich diesem nicht assimiliren lassen, und denen gemäß nicht einmal die Schöpfer dieser Systeme im practischen Leben denken und handeln.

Die Vernunft, haben wir gesagt, sei der Herrscher in dem Gemeinwesen unseres geistigen Haushalts. Der Verstand ist sein erster, Sinnlichkeit, Gefühl, Vorstellungsvermögen sind die übrigen Minister. Alle walten ihres Amtes nach unabänderlichen Gesetzen. Der Herrscher verwendet sie nach Maßgabe dessen, was jeder leisten kann. Er hört alle, glaubt keinem unbedingt, sondern berichtigt die Angaben des einen, durch die der andern, denn einer ist immer des andern Ergänzung und Correctiv.

Der Mißcredit, in welchen die speculative Philosophie verfallen ist, rührt bloß daher, daß ihre Methode pedantisch, einseitig, ängstlich war, daß sie von dem Spalten

in Begriffe, von dem Aufsteigen zu höheren Einheiten alles Heil erwartete. Das Abstractions-Vermögen ist allerdings eine nicht zu verachtende Erkenntnißquelle, aber es ist nur eines von den Mitteln zur Wahrheit zu gelangen. Man kann es als Axiom aussprechen: So oft die Resultate der philosophischen Forschung allem natürlichen Gefühl, allem Gemeinverstand, aller Erfahrung zuwider sind, so oft habe ich Grund anzunehmen, entweder daß die Prämissen, von denen ich ausgegangen bin, unrichtig waren, oder daß sich in mein Raisonnement Irrthümer eingeschlichen haben, oder daß beides der Fall war. Belege hiezu liefern die fatalistische und materialistische Weltanschauung.

Auch die Sinne, die ersten und unmittelbarsten Erkenntnißquellen, bedürfen, wenn wir nicht zu falschen Urtheilen verleitet werden wollen, unabläßig des Berichtigens unter sich und durch die Erfahrung. Tauche ich einen Stab ins Wasser, so irrt mein Auge nicht, wenn es ihn gebrochen sieht. Die Quelle meines Irrthums ist, wie mich die Erfahrung lehrt, ein physikalisches Gesetz, vermöge welches ich den Stab gar nicht anders sehen kann. Trotzdem mein Auge mich zu einem Irrthum verführte, that es dennoch seine Schuldigkeit. Mein Ohr irrt nicht, wenn es den Donner einer weit entfernten Kanone später hört, als mein Auge den Blitz und Rauch des explodirenden Pulvers wahrnimmt. Wenn ich mich dadurch zum Irrthum verleiten lasse, als ob zwischen Blitz und Knall ein merklicher Zeitunterschied sei, so liegt die Schuld nur an mir, wenn ich meine Sinneseindrücke nicht durch Beobachtung und durch die Bekanntschaft mit den Gesetzen der Optik und Akustik

zu berichtigen weiß. Auch meinem philosophirenden Verstande kann es geschehen, daß er mich weit ab von der Wahrheit führt, wenn ich mich seiner Leitung blindlings anvertraue und wenn die Vernunft nicht sorgsam darüber wacht, seine Aussprüche durch die Erfahrung, und durch das unverfälschte Gefühl zu controliren. *)

Die großen Fragen, an deren Lösung sich die Philosophie seit Jahrtausenden abmüht, ist kein einfaches Rechen-Exempel, zu dessen Lösung es weiter nichts als des dürren Verstandes bedürfte. Wozu hätte uns die Natur Einbildungskraft und Gefühl gegeben, wenn der Verstand allein genügte, uns zur Wahrheit zu führen? Und was nützt eine Philosophie, die uns jeden Augenblick in Widerspruch setzt mit dem vollen, warmen, wirklichen Leben? eine Philosophie, die unser Wesen spaltet, statt uns die Einheit und den Frieden zu geben, wonach unsere Seele lechzt? **) Anhaltende und ausschließliche Beschäftigung

*) Eine wissenschaftliche Psychologie hat auf diesen Namen, meiner Ansicht nach, nur dann Anspruch, wenn sie auf Gewinnung ihrer Resultate durch bloßes Zusammenschrauben von Begriffen ohne stete Controle durch die Erfahrung, rein und vollständig Verzicht leistet. (Was hier von der Psychologie gesagt ist, gilt von jedem anderen Theile der Philosophie.) (Th. Waitz.)

**) Sich selbst zu erkennen und zu verstehen, ist der nächste Zweck des Philosophirens. Aber hat es nicht noch einen entfernteren, höheren Zweck? Warum will ich mich denn kennen und verstehen lernen? Warum strebt denn der menschliche Geist, wenn einmal der Trieb zum Verstehen und Erkennen in ihm erwacht ist, wenn er einmal die bestimmte Richtung zum Nachforschen

mit abstractem Denken lähmt den Flug der Phantasie, stumpft das Gefühl ab und raubt uns jene frische Unmittelbarkeit des Urtheils, welche den gesunden Menschenverstand auszeichnet; es erkaltet unser Interesse am Leben und macht uns dieses, wenn wir nicht rechtzeitig dieser Leidenschaft Einhalt thun, zum Ekel. Sehr wahr sagt Feuchtersleben: »Die Erkenntniß kann uns keine Theilnahme am Leben einflößen; sie zeigt es uns vielmehr in seiner Nichtigkeit. Phantasie und Gefühl erregen unser Interesse für dessen vergängliche Erscheinungen, und machen uns dadurch glücklich. In diesem Sinne ist Kunst ein gesünderes Streben als die Philosophie.« »Auch lehren uns die größten Philosophen durch ihr Beispiel, daß wir die philosophische Wissenschaft nicht von der Philosophie des Lebens trennen sollen.« (Janet.) Der Mensch ist keine lebendige Denkmaschine, und soll es nicht sein. *)

über sich selbst und alles, was mit ihm in Beziehung steht, genommen hat, so unaufhaltsam nach Einsicht und Vollendung? Warum ruht er nicht eher, als bis er ein Höchstes und Letztes gefunden hat, oder wenigstens gefunden zu haben glaubt, woran er alles Uebrige knüpfen kann? Friede in und mit sich selbst, Harmonie im Denken, wie im Wollen, im Erkennen, wie im Handeln. (W. T. Krug.)

*) La pensée a ses sécheresses, ses langueurs et ses défaillances. Cet état est souvent le châtiment de ceux, qui ont trouvé trop de plaisir dans la pensée, qui ont sacrifié à ce plaisir les joies du coeur ou de l'action, ou même les plaisirs modérés des sens, car la nature ne veut pas qu'aucune partie de notre être soit immolée

Das Emporklimmen auf die Höhen der Abstraction verdankt seinen verführerischen Reiz nicht bloß dem Bedürfniß unseres Erkenntnißvermögens nach Einheit und Vollständigkeit unseres Wissens, sondern auch dem Umstand, daß die Aussichten, die es uns eröffnet, unserem Stolze schmeicheln. »Da, wo ich jetzt stehe,« sagen wir uns, wenn es uns durch unnatürliche Anspannung unseres Abstractionsvermögens gelungen ist, eine jener schwindelnden Höhen zu erreichen, von wo aus uns die ganze reale Welt tief unten höchstens noch wie ein wimmelnder Ameisenhaufen oder wie eine Welt wesenloser Schatten erscheint, »da, wo ich jetzt stehe, ist vor mir Keiner gewesen.« Klein und ärmlich kommt uns alles Treiben vor, das nicht auf diese lichten und kalten Erkenntnißgletscher führt; hochmüthig und verächtlich blicken wir auf die »kleinen« Menschen herab, die dort unten so lustig im vollen Strom des Lebens schwimmen. Alle Philosophen, die sind und je waren, kommen uns in diesem Paroxismus unseres geistigen Hochmuths wie Zwerge neben einem Riesen vor. Wahrlich, die Irrenhäuser müßten ganz ungebührlich überfüllt werden, wenn nicht die Anforderungen des realen Lebens, seine Noth, seine Schmerzen und Kümmernisse, uns zwängen, von unseren

---

au reste. A la vérité, il n'est pas nécessaire d'avoir abusé de la pensée, pour connaître le doute, il suffit de vivre, de réfléchir et d'écouter. Mais lorsque l'âme n'a pas été amollie par l'abus de l'imagination ou de l'esprit, elle se relève de ses défaillances, et souvent elle en sort plus forte et plus virile, toute prête pour de plus grands combats. (Janet.)

eingebildeten Thronen herabzusteigen, und statt einseitige Denker wieder ganze und warme Menschen zu sein.

Betrachtet man was die speculative Philosophie von den frühesten Zeiten bis auf die jüngste zu Tage gefördert hat, so möchte man wahrlich an dem Beruf dieser Wissenschaft verzweifeln; denn die Ausbeute ist so gering, daß sie sich kaum formuliren läßt. Alle die ungeheure Geistesarbeit scheint Sisyphus-Arbeit gewesen zu sein, und zu weiter nichts als zur deutlicheren Erkenntniß geführt zu haben, daß der menschliche Geist zum Begreifen des Unendlichen absolut unzureichend ist. Oder stehen nicht die großen Probleme, an deren Lösung die Philosophen aller Zeiten und Völker ihre beste Kraft gesetzt haben, noch heute in ihrer ganzen naiven Ungelöstheit vor uns? Gerade in den wichtigsten Fragen sind wir nicht um ein Haar klüger, als unsere frühesten Vorfahren waren. Es scheint mit den Fortschritten in der übersinnlichen Erkenntniß zu gehen wie mit der Astronomie in Beziehung auf die Fixsterne. Die besten Fernrohre zeigen uns diese nicht etwa größer und näher, sondern immer kleiner und immer entfernter.

Bei alledem war die Mühe, welche auf die Fortbildung der theoretischen Philosophie verwendet wurde, nicht umsonst. Sind auch ihre directen Ergebnisse verschwindend unbedeutend, so hat sie doch einen großen mittelbaren Nutzen gehabt, der darin besteht, daß die durch sie geschulten Geister mit größerem Erfolg die Erfahrungswissenschaften fortgebildet haben. Das Studium der theoretischen Philosophie ist, wie das der Mathematik, eine Art Gymnastik des Geistes, es vermehrt die Denkfertigkeit und gibt

eine Sicherheit des Urtheils, die nicht hoch genug angeschlagen werden kann. In diesem Betracht ist unter Anderem die Hegel'sche Philosophie, was man auch sonst von ihr halten mag, für ihre Jünger eine vortreffliche Schule gewesen. Unsere Zweifel aber über die höchsten Angelegenheiten der Menschheit vermag sie so wenig zu beseitigen, als irgend eine Philosophie vor ihr es vermochte. Es ist für unsern Seelenfrieden von der höchsten Wichtigkeit, daß wir von keinerlei theoretischer Philosophie etwas Anderes als formelle Geistesbildung erwarten, und daß wir von vorneherein unbedingt auf jede andere Ausbeute verzichten. Wer dieß nicht thut, der wird und muß sich schmerzlich getäuscht finden.

Wie Derjenige schon einen mächtigen Schritt zum erreichbaren Glück gethan hat, der deutlich einsieht, daß es ein vollkommenes und dauerndes Glück nicht gibt und geben kann, so hat auch der schon in der Lebensweisheit einen wichtigen Schritt vorwärts gethan, der zur deutlichen Einsicht gelangt ist, daß die spekulative Philosophie uns nichts Anderes als erhöhte Denkfertigkeit zu geben vermag, welche uns dann allerdings auf anderen Gebieten der Wissenschaft und selbst des practischen Lebens, zu Statten kommen mag.

Neunzehntes Capitel.

Fatalismus, Materialismus, Atheismus, Skepticismus.

Die Lehre, die nicht rein das Herz wie Sonnenschein
Erfüllt, erfreut, erhebt, kann nicht vom Himmel sein.
(Fr. Rückert.)

Wenige Philosopheme sind für den Frieden der Seele so verderblich wie der **Fatalismus** und **Materialismus.** Beide führen zur Negation der Freiheit des menschlichen Willens und damit einer sittlichen Weltordnung. Eine Lehre aber, die uns um den Glauben an das bringt, was allein uns das Leben lebenswerth erscheinen läßt, muß uns nothwendig unaussprechlich elend machen.

Die Fatalisten und mit ihnen die Deterministen argumentiren nämlich so:

Alle unsere Handlungen geschehen mit Nothwendigkeit. Man denke sich einen Menschen, der zwischen mehreren Entschlüssen zu wählen hat: wie wird er wählen? Nach Maßgabe seiner Einsicht, seiner Leidenschaften, seines Temperaments, seiner Kenntnisse, seiner Gemüthsstimmung &c. Wovon hängen aber seine Einsicht, seine Leidenschaft, sein

Temperament, seine Kenntnisse, seine Gemüthsstimmung ab? Von angebornen Anlagen, Erziehung, Nervenspannung, jeweiligen äußeren Verhältnissen rc. Und wovon hängen angeborene Anlagen, Erziehung, Erfahrungen, Nervenspannung, äußere Verhältnisse ab? Wieder von entsprechenden Ursachen, welche alle von seinem freien Willen unabhängig sind. Es ist also sein Entschluß das letzte Glied einer Kette von Ursachen und Wirkungen, die sich alle ohne sein Zuthun vollzogen, und gegenüber von welchen er sich vollkommen passiv verhielt. Er wählte somit, da jede Ursache ihre Wirkung zur **nothwendigen** Folge hat, nicht mit Freiheit, sondern mit Nothwendigkeit. Wollte man annehmen, daß in dem Augenblick des Entschlusses die Idee in ihm aufgetaucht sei, er wolle einmal nicht im Einklange mit seiner sonstigen Denkungsart, sondern absichtlich inconsequent handeln, so wäre selbst dieser Einfall, diese Grille, kein Product seiner Freiheit, sondern abermals der Nothwendigkeit. Denn woher denn dieser sonderbare Einfall? Von selbst ist er nicht gekommen, sonst würde man annehmen müssen, daß es Wirkungen ohne Ursachen gibt. Also hat die Grille einen Grund gehabt, dieser Grund wieder seinen Grund u. s. f. Kurz, wir haben hier eine neue Kette von Ursachen und nothwendigen Wirkungen, und die Freiheit des Willens erweist sich abermals als Selbsttäuschung. Wenn aber unsere Handlungen nicht das Product der Selbstbestimmung sind, so gibt es weder Verdienst noch Schuld. Der Weise, der Heilige, der Blödsinnige, der Verbrecher wurden weise, heilig, blödsinnig,

verbrecherisch, weil sie weise, heilig, blödsinnig, verbrecherisch werden mußten.

Man denke sich zwei Menschen, die mit vollkommen gleichen körperlichen und geistigen Anlagen gleichzeitig zur Welt kommen, der eine als der Sohn eines weisen und frommen Mannes, der andere als der Sohn eines verthierten Proletariers. Der erstere erhält eine vortreffliche Erziehung, sieht und hört nur Gutes, geht nur mit gesitteten und wohlerzogenen Menschen um, wird frühzeitig an geregelte Thätigkeit gewöhnt, und saugt den Abscheu gegen das Böse gleichsam mit der Muttermilch ein. Der andere wächst ohne alle Erziehung auf, hat von frühester Kindheit an Exempel der gemeinsten Laster stetig vor Augen, geht nur mit Diebsgesindel um, und saugt Arbeitsscheu und niedrige Denkungsart mit der Muttermilch ein. Was wird, wenn kein Wunder geschieht, das Los dieser beiden Menschen sein? Der erstere wird ein rechtschaffener, gottesfürchtiger Mensch, nützlicher Staatsbürger, braver Gatte und Vater werden, und nach einem ehrbaren Lebenslauf geliebt, geachtet und betrauert sterben. Der zweite wird von Laster zu Laster, von Vergehen zu Vergehen, von Verbrechen zu Verbrechen schreiten, von der Polizei gehetzt, keines Augenblicks froh werden, und unfehlbar früher oder später im Zuchthaus, auf den Galeeren, oder am Galgen, ein Abscheu der Menschen, sein Leben enden. Hätte man diese beiden Menschen gleich nach der Geburt umgetauscht, so wäre der Rechtschaffene der Verbrecher, der Verbrecher der Rechtschaffene geworden. Hier ist noch der günstigere Fall angenommen, nämlich daß beide Menschen

mit gleichen Anlagen geboren wurden; um wie viel weiter müssen die Lose beider auseinanderlaufen, wenn, wie es meist der Fall ist, der Sohn der lasterhaften Aeltern schon mit lasterhaften Neigungen, der Sohn der rechtschaffenen Aeltern schon mit Anlagen zum Guten geboren wird! Wo ist das Verdienst des Einen, daß er das glückliche Los, wo die Schuld des Andern, daß er das unglückliche Los gezogen?

Man muß gestehen, daß diese Argumentation einen großen Schein von Wahrheit hat, dennoch ist sie eitel Sophisterei, wie man sogleich wahrnimmt, wenn man dieses Philosophem mit dem wirklichen Leben zusammenhält. Wenn der Mensch wirklich in seinem Handeln nur dem Drange der Nothwendigkeit folgte, wenn sein Verdienst nicht verdienstlich, wenn er an seiner Schuld unschuldig wäre: warum kann er denn das Gefühl der Verantwortlichkeit für sein Handeln nicht von sich abschütteln? Warum empfindet er nach einer schlechten That Reue? Warum erfüllt ihn das Bewußtsein einer guten That mit edlem Stolz? Warum müssen wir pflichtmäßigem Handeln selbst bei unserem ärgsten Feinde Achtung zollen? Warum erfüllt uns eine niederträchtige Handlung unseres besten Freundes mit Entrüstung? Mit welchem Rechte bestraft der Staat das Verbrechen? mit welchem Rechte belohnt er gemeinnützige Handlungen? Was ist Freundschaft, was ist Liebe, was ist Hingebung und Aufopferung, was ist Dankbarkeit in den Augen eines consequenten Fatalisten? Warum handeln und denken denn selbst die entschiedensten

Anhänger dieses Philosophems im practischen Leben ganz so, wie wenn sie an die volle Zurechnungsfähigkeit der Menschen glaubten? Warum brausen sie denn auf, wenn sie an ihrer Ehre gekränkt werden, warum schreien sie über Ungerechtigkeit wie andere Menschenkinder, wenn man sie an ihrem wirklichen oder vermeintlichen Recht verkürzen will? — Ich will es euch sagen: weil ihr natürliches Gefühl sie richtiger leitet als ihr Verstand, weil ihr Herz gescheidter ist als ihr Kopf. Was ist aber von einem Philosophem zu halten, zu dem man sich nicht bekennen kann, ohne daß man stündlich in Widerspruch mit sich selbst gesetzt wird?

Woher denn nun aber, wenn der Fatalismus ein eitles Hirngespinnst ist, der Schein von Wahrheit, der ihm anklebt? Einfach daher, daß wirklich etwas Wahres daran ist. Es läßt sich nicht leugnen, daß angeborne Anlagen und Neigungen, Erziehung, Umstände 2c. auf mein Handeln Einfluß haben. Aber aus dieser, an sich richtigen Thatsache den Schluß ziehen, daß ich absolut unfrei sei, heißt nicht folgerichtig denken. Wenn mir ein Chemiker nachweist, daß die Milch aus so und so viel Procent Wasser besteht, so wird es mir nicht einfallen, diese Thatsache zu bestreiten; wenn er aber sagt, daß wegen des bedeutenden Wassergehalts Milch nichts Anderes sei als Wasser, so werde ich ihm antworten, daß er aus einer richtigen Thatsache einen falschen Schluß zieht.

Ein anderes Gleichniß soll meinen Gedanken klarer machen. Wenn ich über einen reißenden Strom schwimmen will, so werde ich, bei aller Geschicklichkeit im Schwimmen,

den Strom nicht in gerader Linie durchschneiden können, die Strömung wird mich mehr oder weniger weit abwärts treiben, und der Weg, den ich zurücklege, wird die Diagonale des Parallelogramms von zwei Kräften sein: Strömung und Eigenwille. Je stärker mein Wille, desto kürzer, je schwächer mein Wille, desto länger wird die Diagonale sein. Alle unsere Handlungen sind die Diagonale von Freiheit und Nothwendigkeit. Auch der sittlich gebildetste Wille, oder was dasselbe ist, die reinste Tugend, kann sich dem Drucke der Nothwendigkeit nicht ganz entziehen, auch der verworfenste der Menschen ist nicht ganz unfrei. Wenn also auch der Fatalismus in seinen Schlußfolgerungen irrig ist, so enthält doch das, was daran Wahres ist, eine wichtige Lehre für uns, die nämlich, daß wir alle Ursache haben, in der Beurtheilung der Schuld der Menschen milde und nachsichtig, in unserer Bewunderung des Verdienstes sehr — zurückhaltend zu sein.

In der engsten inneren Verwandtschaft mit dem Fatalismus und Determinismus steht ein anderes Philosophem: der **Materialismus**, worunter hier nicht die realistische, auf materiellen Besitz und Sinnengenuß ausgehende Geistesrichtung unserer Zeit gemeint ist, sondern jene Weltanschauung, welche ein geistiges Princip in der Welt leugnet, und das, was nach altem Herkommen Geist genannt wird, für einen Ausfluß, eine bloße Eigenschaft der Materie erklärt. In den Augen des consequenten Materialisten ist das ganze Weltall eine zufällige Gruppirung von Atomen, der Mensch weiter nichts als organisirte Materie, sein Denken eine Function des Gehirns; sein

geistiges Leben vollzieht sich, wie der Stoffwechsel in seinem Leibe, nach den Gesetzen des Chemismus; Freiheit des Willens, Sittlichkeit, Tugend, Wahrheit, Liebe, Gott, Unsterblichkeit ꝛc. sind inhaltslose Begriffe.

Die Materialisten argumentiren etwa so:

Alle sogenannten geistigen Vorgänge stehen in entschiedenster Abhängigkeit von körperlichen Zuständen. Der im Schlaf Sprechende, der Betrunkene, der im Delirium des Fiebers Liegende, sprechen unzusammenhängend und verworren, oder sind ihrer Sinne ganz beraubt; die Erweichung des Gehirns hat unfehlbar Irrsinn zur Folge; ein schlecht genährter Körper macht kleinmüthig und verzagt; Entartung der Muskelsubstanz führt zu Blödsinn; bei zunehmendem Alter schwindet das Gedächtniß, erlahmt die Phantasie, verliert der Verstand seine Schärfe.

Die natürliche und allein logische Schlußfolgerung aus diesen und ähnlichen Erscheinungen wäre die, daß die geistigen Vorgänge wirklich von körperlichen Zuständen sehr abhängig sind. Die Herren Materialisten gehen aber über diesen Schluß weit hinaus, und sagen: Die Seele ist gar nichts vom Körper Verschiedenes; ihre Aeußerungen, ihr Denken, Fühlen, Begehren ist nur ein Spiel von Kräften wie die Verdauung, das Athmen, die Absonderung der Galle, des Schweißes ꝛc. Das Denken, Fühlen, Begehren muß aufhören, sobald das Verdauen, das Ausscheiden der unbrauchbar gewordenen Körpertheile, kurz der Stoffwechsel, auch aufhört; mit dem Leben überhaupt endet auch das, was man Leben der Seele nennt. Unsterblichkeit der Seele ist ein Wahn, womit sich Schwachköpfe trösten, weil sie dem Tod nicht unerschrocken

in's Auge zu blicken vermögen. »Ihr beruft euch,« sagen die Verfechter dieses Philosophems, »auf die unstillbare Sehnsucht eures Herzens nach Fortexistenz, um zu beweisen, daß die Seele nicht untergehen könne. Aber liebt ihr nicht auch das leibliche Leben? Schaudert ihr nicht mit Abscheu vor dem Gedanken an den leiblichen Tod zurück? und lehrt euch nicht die Erfahrung, daß dennoch alle Menschen sterben müssen? Mit welchem Grund von Wahrscheinlichkeit könnt ihr hoffen, daß es eurer Sehnsucht nach Fortexistenz dessen, was ihr Seele nennt, besser ergehen werde, als eurer Liebe zum leiblichen Leben?«

Es ist überflüssig, die Argumente alle anzuführen, womit die Materialisten die Richtigkeit ihrer Weltanschauung zu erhärten suchen; ihre Beweisgründe leiden an demselben Gebrechen wie jene der Fatalisten. Sie ziehen, wie diese, aus an sich richtigen Thatsachen unrichtige Schlüsse. Sie leugnen die Besonderheit und Immaterialität der Seele, weil das Seelenleben in vielen Stücken vom leiblichen Leben abhängig ist, und weil sie auf dem Wege der empirischen Forschung das Wesen der Seele nicht begreifen können. Ebenso gut könnte man aber die Materialität des Leibes leugnen, weil die Seelenvorgänge auf den Zustand des Leibes reagiren. Erklärt mir doch, ihr Herren Materialisten, auf dem Wege der exacten Naturforschung, wie es zugeht, daß dieser Mensch, der eben einen Brief liest, plötzlich erblaßt, zittert, kraftlos auf einen Sessel fällt, ohnmächtig wird. Welche chemische oder mechanische Wirkung hat denn das kleine Blatt Papier ausgeübt, um die plötzliche Störung im leiblichen Lebensverlauf dieses Menschen erklärlich zu

machen? War das Blatt Papier vielleicht mit einem subtilen Gift bestreut? oder war eine elektrische Batterie darin verborgen? Nichts von alle dem. In dem Blatt Papier stand, daß der einzige Sohn des Brief-Empfängers beim Baden ertrunken sei. Was ist nun eine Nachricht? Niemand wird mir einreden wollen, daß das ein materielles Ding sei. Wie wirkt nun dieses unfaßbare, unwägbare, unmeßbare Ding auf mein Gehirn, meine Nerven, meine Muskeln, meinen Blutumlauf? Wenn mir Jemand das erklären kann, so bekenne ich mich überwunden und gebe zu, daß das Denken, Fühlen, Begehren nichts ist als eine Function des Gehirns. So lange mir das nicht erklärt wird, bleibe ich bei meiner Ansicht, daß Leib und Seele zwei specifisch verschiedene, aber innig verbundene Dinge sind, so verschieden wie das Holz, das Metall 2c., woraus ein Clavier gemacht ist, verschieden sind von den Melodien, die darauf gespielt werden. So wenig das Holz und die Saiten des Claviers eine Ahnung von der Idee des musikalisch Schönen haben, die vom Clavier-Virtuosen zum Ausdruck gebracht wird, so wenig weiß das Gehirn von den erhabenen Gefühlen und Gedanken, welche die Seele des Dichters und Denkers bewegen. Auch der dunkle Sonnenkörper weiß nichts von dem Lichte, das seine Atmosphäre ausströmt, nichts von der reichen Formen- und Farbenwelt, welche durch das Licht den Sinnen und dem Verständniß empfindender Wesen erschlossen wird; wie die weißlichgraue Substanz im Haupte Raphaels nichts wußte von dem Ideal, das ihm vorschwebte, als er den Entwurf zu seiner Sixtinischen Madonna machte.

Aber woher denn, fragt ihr, wenn die Seele wirklich etwas vor dem Leibe wesentlich Verschiedenes ist, die Abhängigkeit dieser Seele von dem leiblichen Lebensverlauf? Ei, frage ich entgegen, wie erklärt sich denn die Abhängigkeit des Virtuosen von seinem Instrument? Ihr begreift doch, daß, wenn das Clavier verstimmt, der Resonanzboden zerbrochen ist, die Saiten zersprungen sind, das Clavier alt und morsch geworden ist, das Spiel des Künstlers nothwendig mangelhaft sein muß. Ihr begreift auch, daß, wenn das Clavier in Trümmer geschlagen ist, kein Lißt, keine Schumann, kein Dreyschock mehr darauf spielen kann. Sind darum Clavier und Clavierspieler eins und dasselbe? So sind auch Leib und Seele nicht ein und dasselbe, wenn auch erwiesen ist, daß im Rausch, im Fieberwahn, im Irrsinn, bei zunehmendem Alter die geistigen Fähigkeiten mehr oder minder getrübt und gehemmt sind. Wer hieraus etwas Anderes schließt, als daß das freie Spiel der Seelenkräfte von Gesundheit, Kraft, Jugend, Alter oder Krankheit des Körpers abhängig ist, der macht einfach einen übereilten und daher ungerechtfertigten Schluß.

So lange die Naturforschung thut, was ihres Amtes ist, d. h. so lange sie an dem Faden der Erfahrung und der exacten Forschung Schritt für Schritt vorwärtsschreitet, so lange wollen wir uns ihrer Führung gerne anvertrauen; wenn sie aber den soliden Boden der Thatsachen verläßt, wenn sie in Gebiete übergreift, worin sie nicht zu Hause ist, wenn sie uns Hypothesen für Wahrheit ausgibt, dann wird sie uns gestatten, ihr auf das entschiedenste zu mißtrauen. Zu welchen Resultaten sie auch kommen mag:

so lange sie methodisch bleibt, so lange ist nicht zu besorgen, daß sie mit dem Spiritualismus in Collision kommt, so lange ist auch für die Würde und Hoheit des Geistes, für die sittliche Weltordnung, für den Glauben an Gott und Unsterblichkeit nichts zu besorgen. Geschieht doch auch der Realität der Außenwelt kein Eintrag dadurch, daß man durch eine gewisse Art und Weise der philosophischen Forschung zu der Anschauung gelangen kann, daß alles das, was wir von der Kenntniß der Außenwelt und von uns selbst, insoferne es äußerlich ist, in unserem Bewußtsein vorfinden, bloße Modificationen dieses Bewußtseins seien, und daß wir nicht **wissen**, sondern **glauben** müssen, daß diesen Modificationen unseres Bewußtseins etwas Reales entspreche. Trotz dem ißt und trinkt auch der eingefleischteste Anhänger dieses Systems ganz so, als ob er an die volle Realität dessen, was er ißt und trinkt, glaubte. Es ist überhaupt ein Glück, daß es ebenso wenig consequente Materialisten und Fatalisten, als consequente Bekenner des transcendentalen Idealismus gibt; daß sie, wie sie auch beim Philosophiren denken mögen, im practischen Leben ganz wie andere unphilosophische Menschenkinder denken und empfinden, lieben und hassen, thun und handeln. Oder glaubt wohl jener Naturforscher, der das Denken für eine Function des Gehirns erklärt, im Ernste, daß der Ausdruck der Liebe, der ihm aus dem Auge einer zärtlichen Gattin, eines treuen Freundes, eines geliebten Kindes entgegenstrahlt, nichts weiter sei, als das äußere Merkmal einer gewissen Modification der Hirnsubstanz? Wenn ja,

mit welchem Gefühle schließt er denn seine Gattin, seinen Freund, sein Kind an sein Herz?

Wie der Materialismus und Fatalismus traurige Verirrungen des philosophirenden Verstandes sind, so auch der Atheismus. Uebrigens fallen Materialismus und Atheismus zusammen. Denn wenn die Welt weiter nichts ist, als eine zufällige Gruppirung von Atomen: wozu braucht man eine Weltregierung, eine höchste Intelligenz, wozu braucht man Gott? Wie ist es denn aber möglich, daß ein vernünftiger Mensch die Welt ein Product des Zufalls nennen kann? Gebt, sagt ein bekannter Weltweiser, alle Lettern, die zum Satze der Iliade gehören, in einen Kasten, dreht und schüttelt diesen, daß die Lettern alle erdenklichen Stellungen gegen einander einnehmen, es wird dennoch, und wenn ihr Millionen Jahre drehtet, unter den Millionen Gruppirungen niemals eine sein, welche einer fertigen Iliade gleichkäme. Oder, sagt Rousseau in seinem Glaubensbekenntniß des Vicaire savoyard, legt alle Bestandtheile einer Taschenuhr in eine Schachtel, dreht und schüttelt so viel und so lange ihr wollt, die Gruppirung der Bestandtheile wird nie eine fertige Uhr geben. Wenn ihr nun eine Intelligenz braucht, um Iliade und Uhr zu Stande zu bringen, wie wollt ihr ohne Voraussetzung einer höchsten Intelligenz die Existenz des Weltalls und die Existenz jener endlichen Intelligenzen erklären, welche zur Fertigung von Uhr und Iliade gehörten? Und, das Unmögliche als möglich angenommen, nämlich daß der Zufall in einer tollen Laune aus einer Gruppirung von Atomen das Weltall zu Stande gebracht habe: woher hat denn Meister Zufall

die Atome genommen? und woher sind denn die Gesetze, nach welchen sie sich suchen und fliehen? Ihr seht also wohl, daß sich eine höchste Intelligenz aus dem Weltall nicht ohne Weiteres fortdecretiren läßt.

Glücklicherweise sind Atheismus und Skepticismus nur Durchgangspuncte der Erkenntniß, denn sehr wahr sagt Schiller: »Skepticismus und Freidenkerei sind die Fieber-Paroxismen des menschlichen Geistes, und müssen durch eben die unnatürliche Erschütterung, die sie in gut organisirten Seelen verursachen, zuletzt die Gesundheit befestigen helfen. Je blendender, je verführender der Irrthum, desto mehr Triumph für die Wahrheit; je quälender der Zweifel, desto größer die Aufforderung zur Ueberzeugung und fester Gewißheit.« Aehnlich spricht sich auch J. J. Rousseau aus.*) Was allein uns mit den Qualen des Zweifels auszusöhnen vermag, das ist der Gedanke, daß alles Lebendige unter Schmerzen geboren wird, so auch neue Wahrheiten. Zweifel sind die Geburtswehen der Erkenntniß. Welche Mutter möchte ihr Kind hergeben um die Schmerzen, die sie unter der Geburt gelitten? Und sind am Ende nicht alle moralischen Schmerzen Geburtswehen der Läuterung und

*) Comment peut-on être sceptique par système et de bonne foi? Je ne saurais le comprendre. Ces philosophes, ou n'existent pas, ou sont les plus malheureux des hommes. Le doute sur les choses qu'il nous importe de connaître, est un état trop violent pour l'esprit humain: il n'y résiste pas longtemps; il se décide malgré lui, de manière ou d'autre, et il aime mieux se tromper que de ne rien croire. (J. J. Rousseau.)

Erkenntniß? Es gibt Märtyrer des **Wissens**, wie es Märtyrer des **Glaubens** gibt. Wenden wir diesen unsere Theilnahme zu, warum nicht auch jenen? Ist es weniger verdienstlich, für die Wahrheit zu leiden, als für den Glauben? Warum zweifeln wir denn? — Doch offenbar nicht um des Irrthums, sondern um der Wahrheit willen. Wir zweifeln, weil wir verhüten wollen, daß der Irrthum sich als Wahrheit bei uns einschleiche, weil wir jenen hassen, diese lieben. Wer will uns diese Liebe zum Vorwurf machen? Ist diese Liebe etwa eigennützig? Wir haben ja nicht Lust, sondern Schmerz davon! Glauben ist bequemer als Forschen, und seliger als Zweifeln. Finstere Zeloten, die ihr eure Bannstrahlen gegen Zweifler und Freidenker schleudert, ihr seid wie ohne Einsicht, so ohne Liebe.

Wir schließen dieses Capitel mit einem schönen Worte Schiller's und mit einem solchen von Rückert:

Schwere Prüfungen mußte der griechische Jüngling bestehen,
Eh' das Eleusische Haus nun den Bewährten empfing,
Bist du bereitet und reif, nun das Heiligthum zu betreten,
Wo den verdächtigen Schatz Pallas Athene bewahrt?
Weißt du schon, was deiner harret? wie theuer du kaufest?
Daß du ein ungewiß Gut mit dem gewissen bezahlst?
Fühlst du der Kräfte genug, der Kämpfe schwersten zu kämpfen?
Wo sich Verstand und Herz, Sinn und Gedanken entzwei'n?
Muth genug, mit des Zweifels unsterblicher Hydra zu ringen?
Und dem Feind in dir muthig entgegenzugeh'n?
Mit des Auges Grund, des Herzens heiliger Unschuld
Zu entlarven den Trug, der dich als Wahrheit versucht?
Fliehe! bist du des Führers im eigenen Busen nicht sicher,
Fliehe den lockenden Rand, ehe der Schlund dich verschlingt.

Manche gingen durch Licht, und stürzten in tiefere Nacht nur,
Sicher im Dämmerschein wandelt die Kindheit dahin.
(Schiller.)

Laß nur den tollen Spuk der Zeit vorüberflirren!
Ergötzen kann er dich, er kann dich nicht verwirren.
Doch wenn dem Schwindel trotzt dein Geist mit fester Stirne:
Bedenke, daß es gibt auch schwächere Gehirne.
Den Wirbel mehre nicht, worin sie trunken dreh'n;
Zeig' ihnen eher den Punct, worauf man fest kann steh'n.
(Fr. Rückert.)

Zwanzigstes Capitel.

Was ist gewiß?

> Die Idee Gottes, der das wahrhaft Gute ist, ist in der Sphäre des Geistigen in Beziehung auf die Vernunft und das, durch die Vernunft Erkennbare eben das, was die Sonne in der Sphäre des Sinnlichen in Beziehung auf das Auge und das Sichtbare ist. Dazu also vor Allem hat der Schöpfer unseres Geistes den Aether der Ideen über dem niedrigen Kreise unserer Sinnenkenntniß gewölbt, daß wir auf der dunklen Bahn des Lebens hellleuchtende Gestirne vor uns haben, in denen wir stets den Abglanz des Ewigwahren, Schönen, Guten und der Gottheit, welche die lebendige Quelle aller Vollkommenheit ist, erkennen könnten.
> (J. Kant.)

»Gibt es,« ruft der gefolterte Skeptiker, »keinen Faden, der zum Ausgang dieses endlosen Wirrsals führt? Ist nirgends ein Leuchtthurm, der dem müden Steuermann den Weg in den sicheren Hafen zeigt? Soll denn meine Erkenntniß, wie ein von Sturm und Wellen gepeitschtes Schiff, ewig auf der hohen See des Zweifels zwischen Himmel und Abgrund umhergeschleudert werden? Ist denn, wo Alles schwankt, nirgends ein fester Grund, worauf die Vernunft Fuß fassen könnte? Soll das unabweisbare

Bedürfniß meines Geistes nach Wahrheit mir nur zur Qual verliehen worden sein? Soll die unstillbare Sehnsucht meines Herzens nach Ruhe und Frieden erst im Grabe befriedigt werden? Wenn ein Gott ist, warum verleiht er mir Durst, und kein Wasser, ihn zu löschen? Ich will endlich Wahrheit, ich will Gewißheit haben; ich muß sie haben?«

Statt mit dem Zweifler zu verzweifeln, untersuchen wir mit aller Nüchternheit, ob sich nicht etwas Festes und Unverrückbares finden läßt, wo die Vernunft den Hebel ansetzen kann.

Alles was wir wissen, ist uns durch die Sinne und durch Verarbeitung des sinnlich Wahrgenommenen mittelst des Verstandes eigen geworden. Die Sinne sind also unsere ersten Erkenntnißquellen *), doch sind sie in ungleichem Grade verläßliche Dolmetscher des sinnlich Wahrnehmbaren.

*) Mittelst der Sinne können wir natürlich nur diejenigen Eigenschaften der Körperwelt wahrnehmen, für deren Wahrnehmung sie eingerichtet sind. Es ist leicht möglich, ja wahrscheinlich, daß die Körper noch manche Eigenschaften haben, die uns immer verborgen bleiben müssen, die aber höher organisirten Wesen zugänglich sind und ihnen eine Fülle von Erkenntnissen zuführen. Aber wie die, zur Wahrnehmung dieser Eigenschaften geeigneten Sinne eingerichtet sein müßten, davon können wir uns so wenig eine Vorstellung machen, wie der Blindgeborene von Farben und Formen. »Il est sûr,« sagt Helvetius, »que nous ne pouvons nous donner aucune sensation; nous ne pouvons même en imaginer au-delà de celles que nous avons éprouvées. Que toutes les académies de l'Europe proposent un prix pour celui qui imaginera un nouveau sens, jamais on ne gagnera ce prix.«

Jedermann kennt die mancherlei optischen und akustischen Täuschungen; Jedermann weiß, daß es Menschen gibt, welche gewisse Farben oder gewisse Töne nicht unterscheiden können (Farben-Blindheit, musikalische Taubheit); wir wissen aus Erfahrung, daß bei verdorbenem Magen unsere Geschmackswahrnehmungen andere sind, als bei gesundem Magen, daß wir bei starkem Schnupfen einen stumpfen Geruch haben u. s. w. Nur **einen** Sinn gibt es, der uns **nie** in Irrthum führt, auf dessen Zeugniß wir uns immer verlassen können, der auch keinem Menschen, so lange Leben in ihm ist, fehlt, und das ist das **Gemeingefühl**, oder die Fähigkeit Lust und Schmerz zu empfinden. Obgleich wir nicht wissen, warum wir die eine Nervenreizung als Lust, die andere als Schmerz empfinden, so können wir doch beide Empfindungen haarscharf unterscheiden. Auch wird es uns nie geschehen, daß wir eine mit der andern verwechseln. Dies ist nothwendig, weil Lust und Schmerz die Wächter der Selbsterhaltung sind. Alle Sinne können uns täuschen, darum haben wir Ursache allen zu mißtrauen; derjenige Sinn allein, der über unsere Fortexistenz und die unserer Gattung wacht, ist in seinen Aussprüchen immer wahr.

Auch in der geistigen Sphäre gibt es einen Sinn, auf dessen Aussprüche ich mich immer verlassen kann, der mich niemals täuscht, wenn auch alle andern mich täuschen. Der Sinn für das **Schöne** ist es nicht; denn ich sehe, daß der Eine für schön hält, was dem Andern häßlich erscheint, und umgekehrt; ich weiß auch aus Erfahrung, daß mir heute mißfällt, was mir vor kurzem noch entschieden gefiel, und

daß mir jetzt Manches gefällt, dem ich früher meinem Beifall versagte,

Ist es der Sinn für das **Wahre**? Auch der kann es nicht sein. Woher sonst der Streit wissenschaftlicher Systeme? woher die Verschiedenheit der religiösen Dogmen? woher der Kampf politischer Meinungen?

Oder ist es der Sinn für das **Recht**? Auch der nicht, denn woher sonst die zahllosen Processe, die doch in so vielen Fällen von jeder der streitenden Parteien in gutem Glauben, daß auf **ihrer** Seite das Recht sei, geführt werden. Wenn ich aber dem Sinn für Recht und Wahrheit nicht trauen darf, welcher Stimme in meinem Innern darf ich denn sonst trauen? Täuscht mich mein Sinn für das Wahre heute, wer bürgt mir dafür, daß er mich nicht auch morgen und übermorgen täuscht? daß er mich nicht schon hundertmal getäuscht hat? daß Alles, was ich für wahr halte, nicht Irrthum ist? Darf ich mich über meine Zweifel wundern, wenn ich sehe, wie, seitdem es philosophische Denker gibt, ein philosophisches System immer das andere verdrängt, wie die scharfsinnigsten Köpfe über Capitalfragen der Erkenntniß sich nicht einigen können?

Welcher Stimme, frage ich noch einmal, darf ich also denn trauen? Ueber welche Dinge gibt es keinen Widerstreit der Meinungen? Was **ist** gewiß? was **war** gewiß? was **wird** immer gewiß **bleiben**? — **Antwort**: Was mir mein Sinn für das Gute, das **Gewissen** sagt.

Das Gewissen ist, wie es das Wort sagt, ein **Wissen**, und zwar im Gegensatz zu allem, durch Erfahrung erworbenen Wissen, ein ursprüngliches. Der Sprachgebrauch

nennt es eine innere Stimme, weil diese Stimme nicht von außen, sondern von innen zu uns spricht. Gewissen heißt diese innere Stimme, weil das, was sie uns sagt, durchaus gewiß ist. Was sittlich gut und sittlich böse ist, unterscheiden wir mit ebenso irrthumloser Schärfe, wie wir Schmerz von Lust unterscheiden, und so lebhaft wir den Drang in uns fühlen, Schmerz zu fliehen und Lust zu suchen, eben so lebhaft fühlen wir die Nöthigung, unter allen Umständen das Gute zu wollen, von dem Bösen mit Abscheu uns abzuwenden. Wie der Schmerz meiner sinnlichen, so ist das Böse meiner vernünftigen Natur zuwider; und wie die Lust meiner sinnlichen Natur genehm ist, so ist das Gute meiner vernünftigen Natur genehm. Ist das sinnliche Gemeingefühl der Wächter meiner irdischen Selbsterhaltung, so ist das geistige Gemeingefühl, nämlich das Gewissen, der Wächter meiner ewigen Selbsterhaltung. Das eine ist ein Leitfaden zur Erfüllung meiner Bestimmung als lebendiges Geschöpf, das andere ist ein Leitfaden zur Erfüllung meiner Bestimmung als Vernunftwesen.

Von dem Augenblick an, wo ich mir deutlich bewußt bin, daß ich unter allen Umständen den Forderungen meines Gewissens gemäß, nämlich pflichtmäßig, denken und handeln soll, von diesem Augenblick an hat auch die mich umgebende Außenwelt ihre volle Realität wieder für mich erhalten. Die Menschen, die Thiere, die Pflanzen, die Dinge sind keine kalten Begriffe mehr für mich, sie haben wieder Wirklichkeit, individuelles Dasein, Fleisch und Blut.

Auf vielen schmerzlichen Umwegen, durch alle Qualen

des Zweifels bin ich endlich wieder an dem Puncte angelangt, auf dem ich stand, ehe ich philosophisch zu denken anfing. Wie ein böser Traum liegen die Verirrungen meines philosophirenden Verstandes hinter mir; es ist mir zu Muthe wie einem Menschen, der nach langem Krankenlager zum ersten Mal wieder hinaustritt in's Freie. Wie wohl thut ihm der wärmende Sonnenschein, das frische Grün, das Gezwitscher der Vögel, das Summen der Insecten, sogar der Lärm der Wagen und das Gehen und Kommen der Menschen! Mahnt doch Alles an frisches, fröhliches, bewegliches Leben? Die Gattin, die ich umarme, die Kinder, die mich umspielen, der Freund, dem ich die Hand drücke, sind keine wesenlosen Schatten mehr; ich sehe sie wieder mit jenem natürlichen Glauben an, mit dem ich in meiner Kinderzeit meine Aeltern, meine Geschwister, meine Spielgefährten ansah. Diesen Glauben, diese Sicherheit und Gewißheit aber habe ich mir mühsam erringen müssen, darum sind sie mein unveräußerliches Eigenthum, ein Eigenthum, das keine Grübelei, keine Spitzfindigkeit mir mehr rauben soll. Ich habe einen festen Ankergrund gewonnen, von dem aus ich nun ruhig neuerdings meinen Geist auf Erforschung der Wahrheit richten kann. Weiß ich doch, daß mir der Boden unter meinen Füßen immerdar sicher ist. Was auch eigene oder fremde wissenschaftliche Untersuchungen bringen mögen, ich betrachte es als falsch, sobald es nicht im vollsten Einklang steht mit der sittlichen Weltordnung. Weder die Lehren jener Frömmler, die mir einreden wollen, daß man durch etwas Anderes als durch eigenes Verdienst, durch eigenes unablässiges Ringen nach dem feine Guten,

Bestimmung als Vernunftwesen erfüllen könne, noch das mitleidige Achselzucken der Genußmenschen, welche in sinnlichem Wohlsein das höchste Gut sehen, noch jene wissenschaftlichen Doctrinen, welche das Denken, Fühlen, Wollen für Functionen organisirter Materie erklären, sollen mich irre machen. So fest mein Glaube ist, daß es eine materielle Außenwelt für mich gibt, der ich meinem Leibe nach angehöre, so fest steht mein Glaube an eine übersinnliche Welt, der ich meiner geistigen Natur nach angehöre. Dieser geistigen Natur, dieser sittlichen Weltordnung gemäß will ich, ohne Anspruch auf Lohn in diesem Leben, ohne Anspruch auf Lohn in einem andern Leben, denken, streben, handeln. Ich will es, nicht weil ich glaube, daß ich muß oder soll, nicht weil ich fürchte, daß, wenn ich anders dächte und handelte, es mir in meinem künftigen Leben Nachtheil bringen könnte, nicht weil ich fürchte, daß, wenn ich anders handelte, mir Strafe daraus erwüchse. Ich handle, wie ich handle, lediglich weil das Gute gut, und das Schlechte schlecht ist. Ich würde so handeln, auch wenn ich mit Bestimmtheit wüßte, daß mit dem Tode Alles aus ist; ich würde auch so handeln, selbst wenn ich wüßte, daß ich dadurch der ewigen Seligkeit verlustig ginge. Was wäre auch mein Streben nach dem Guten, mein Verabscheuen des Bösen, wenn ich dafür Lohn begehrte? Eine Speculation, ein Borgen auf Wucherzinsen. Da würde ich ja das Gute lieben, nicht um seinet-, sondern um meinetwillen, nicht um der Tugend, sondern um des Vortheils willen.

Wer sagt dir denn aber, kann mir ein Zweifler einwenden, daß das, was du Gewissen nennst, wirklich ein angeborener Sinn sei? Ich leugne dieß entschieden. Ich behaupte, das Gewissen ist ein anerzogenes Wissen. Denn gibt es nicht Länder, wo die Blutrache erlaubt, ja sogar verdienstlich ist? andere, wo ein schlau ausgeführter Diebstahl Ehre bringt? andere, wo Vielweiberei gesetzlich gestattet ist? Wenn das Gewissen ein angeborener Sinn wäre, wie käme es, daß in einem Lande als gut erscheint, was in einem andern Lande für böse gehalten wird?

Deine Einwendungen, erwiedere ich, beweisen nicht, was Du beweisen zu wollen scheinst. Du willst beweisen, das Gewissen sei ein anerzogenes Wissen; in Wirklichkeit beweisest du aber nur, daß Gesetzgebung, Sitten und Gebräuche den angeborenen Sinn für das Gute modificiren können. Die verkrüppelten Füße der Chinesinnen, die birnförmigen Köpfe vieler afrikanischen Völkerschaften, die ungebührlich verlängerten Lippen und Ohren der Botokuden beweisen nichts gegen die ursprüngliche Wohlgestalt der Köpfe, Füße, Lippen dieser Völker, sondern nur, daß sich die angeborene Wohlgestalt auch verunstalten lasse. Die inneren Sinne sind dem Menschen angeboren, wie die äußeren. So wenig man einem Menschen Augen und Ohren anerziehen kann, so wenig kann man ihm den Sinn für das Wahre, Gute, Schöne anerziehen. Geschärft, entwickelt, gebildet können die inneren und äußeren Sinne werden, nicht anerzogen.

Unter den inneren Sinnen, haben wir gesagt, sei der Sinn für das Gute am wenigsten dem Irrthum unterworfen.

In der That besteht auch über die Aussprüche dieses Sinnes kein Zwiespalt der Meinungen unter den Menschen, im Großen und Ganzen. Selbst Diejenigen, welche das Sittengesetz theoretisch leugnen, anerkennen es unfehlbar in der Praxis. Mag es Jemand mit Erfüllung seiner Pflichten für seine Person noch so leicht nehmen, wo es sich um Pflichten handelt, die **Andere** gegen ihn zu erfüllen haben, da nimmt er es sicher nicht leicht, da zieht er gewiß nicht in Abrede, daß es Pflichten und Schuldigkeiten gibt, die ein ordentlicher Mensch nicht unerfüllt lassen darf. Worauf beruht überdieß der Erfolg von Romanen und Tragödien? Warum zittern wir denn für die verfolgte Unschuld? Warum hassen wir den Bösewicht, der sie bedrängt? Wie kommt es denn, daß ein zahlreiches, aus so verschiedenartigen Elementen bestehendes Auditorium wie das eines Theaters gleichzeitig von derselben Empfindung bewegt wird? Wie wäre dieß möglich, wenn der Sinn für Gut und Böse bei den Menschen nicht derselbe, wenn nicht bei allen eine bewußte oder unbewußte Anerkennung des Sittengesetzes vorhanden wäre? Ist nicht das Bestreben der Menschen, besser zu scheinen, als sie sind, sind nicht Lüge und Heuchelei neue Beweise, daß selbst das Laster der Tugend seine Huldigung nicht versagen kann?

Wie kommt es nun aber, kann man einwenden, daß trotz der allgemeinen Anerkennung des Sittengesetzes diesem Gesetze so oft entgegengehandelt wird? Einfach daher, daß von den zwei Mächten, die sich um die Herrschaft im Menschen streiten: **Vernunft** und **Leidenschaft**, die letztere

häufig die Oberhand gewinnt. Das Gewissen ist nur ein Wissen, kein Können. Zu einem Können wird dieses Wissen erst durch unablässige Richtung des Willens nach dem Guten, durch stetes eifriges und pflichtmäßiges Handeln. Nicht Wissen was gut ist, ist die Hauptsache, sondern Thun was gut ist. Man kann richtig denken, ohne zu wissen, was Logik ist; man kann vernünftig handeln, ohne zu wissen, was Vernunft ist; man kann herzinnig lieben, ohne zu wissen, was Liebe ist; man kann ein Künstler sein, ohne zu wissen, was Kunst ist; man kann sittlich sein, ohne zu wissen, was Ethik ist; man kann religiös sein, ohne zu wissen, was Religion ist; man kann Philosoph sein, ohne zu wissen, was Philosophie ist. Man kann daher aller Wissenschaft bar und ledig, und doch dabei ein vernünftiger, sittlich guter, achtungswerther Mensch sein. Umgekehrt kann man ganz gut wissen, was Vernunft ist, ohne daß man vernünftig handelt; sehr gut wissen, was Pflicht ist, ohne daß man seine Pflichten erfüllt; sehr gut wissen, was Religion ist, und doch irreligiös sein; sehr gut wissen, was Poesie ist, und doch kein Dichter sein.*) Sollen wir daraus schließen, daß die Wissenschaft unnöthig oder gar vom Uebel sei? — Das wäre ein übereilter Schluß. Keine Geistesarbeit ist umsonst. Mögen die Philosophen fortfahren, das Unendliche aus dem Endlichen, das Endliche aus dem Unendlichen zu erklären; mögen die Naturforscher fortfahren, mit Wage und Mikroskop und Fernrohr der Materie bis in ihre

*) Kann man doch auch wissen, was Gesundheit ist, und doch krank sein, wissen was Verdauung ist, und doch schlecht verdauen.

geheimsten Schlupfwinkel und in die fernsten Räume nachzuspüren; thue Jeder nach Kräften, wozu er Beruf und Neigung in sich spürt; aber, Philosophen, geht nicht in eurer Begriffswelt, Naturforscher, geht nicht in der Materie, Künstler, geht nicht ganz in eurer Kunst, Geschäftsleute, geht nicht ganz in eurem Geschäfte auf, sondern reservirt euch alle so viel Freiheit, daß ihr volle, ganze, frische, frohe Menschen bleiben könnt. —

Wie schwinden die Nebel des Zweifels vor meinen Blicken, welche Zuversicht, welcher Frieden zieht in mein Herz ein, welche neue Hoffnung belebt mich von dem Augenblicke an, da ich erkannt habe, daß der Sinn für das Gute die einzige, untrügliche Erkenntnißquelle, daß das Sittengesetz der Prüfstein aller Wissenschaft ist, daß somit aller Fortschritt in den Individuen, wie in den Völkern von der Bildung und Stärkung des Willens zum Guten ausgehen muß! Wenn ich den Gang meiner inneren Entwickelung zurückverfolge, so finde ich, daß ich nur dem dunklen Bewußtsein, es sei so, es zu danken habe, daß ich in der Nacht des Zweifels nicht untergegangen bin. »Besser werden, besser werden!« rief es vernehmlich selbst dann in mir, wenn Himmel und Erde vor meinem grübelnden Verstande dahinschwanden. »Diesem Leitstern will ich folgen, möge es führen, wohin es wolle, möge es auch zwecklos sein,« so sagte ich mir. Aber es war nicht zwecklos, denn an dieser Ranke wand ich mich empor zum Licht und zum Frieden mit mir selbst.

Noch ein Einwurf bleibt zu beseitigen übrig.

Ich will zugeben, kann mir ein Zweifler einwenden, daß das Gewissen ein verläßlicher Führer für meine Handlungen sei; ich will zugeben, daß ich unter allen Umständen pflichtmäßig denken und handeln soll. Allein so laut mein Pflichtgefühl in mir spricht, so laut und vernehmlich spricht mein Glückseligkeitstrieb in mir. So gut ich Gut und Böse unterscheiden kann, und so deutlich ich erkenne, daß es eine Forderung meiner sittlichen Natur ist, das Eine mit allen Kräften anzustreben, vom Andern mit allen Kräften mich abzuwenden, ebenso scharf unterscheide ich Lust von Schmerz, und eben so gewaltsam drängt es mich, Lust zu suchen und Schmerz zu fliehen. So lange mein Glückseligkeitstrieb mit meinem Pflichtgefühl nicht in Collision kommt, so lange ist Alles gut und recht. Es gibt viele Thätigkeiten und Zustände meiner Seele, die meinem Pflichtgefühl durchaus nicht entgegen sind, die sich ganz wohl mit ihm vertragen. Die Freude, die ich über das Wiedersehen eines geliebten Freundes, über die Genesung einer zärtlichen Gattin, eines geliebten Kindes empfinde, macht mich glücklich, und der finsterste Moralist wird mir dieses Glück nicht zum Vorwurf machen. Allein es gibt viele andere Fälle, wo die Lust, die ich suche, dem Pflichtgefühl geradezu widerspricht. Welcher von den beiden Stimmen, die sich in meinem Innern mit gleicher Deutlichkeit vernehmen lassen, soll ich in diesem Falle gehorchen? — Auch hier bedarf ich keines fremden Rathes, keiner Belehrung durch Bücher, um zu entscheiden, welcher Stimme der Vorrang gebührt. Mein Gewissen und die alltägliche Erfahrung lehren mich, daß jedes Vergnügen, das dem Vernunftgebot entgegensteht, meinen innern

Frieden stört, und mich in meinen eigenen Augen erniedrigt. Diese Störung besteht in dem Gefühl der Reue, das sich unfehlbar nach jeder pflichtwidrigen Handlung einstellt. Opfere ich aber das Vergnügen meiner Pflicht, so handle ich zwar momentan dem Glückseligkeitstrieb entgegen, aber auch nur momentan, denn nicht nur leidet mein innerer Frieden dabei nicht Noth, vielmehr wird er befestigt, und ich habe das deutliche Bewußtsein, daß meine persönliche Würde durch diese Unterordnung meiner sinnlichen Triebe unter die Forderung meiner Vernunft erhöht und befestigt wird. Dieser Fingerzeig ist mir vollkommen genügend. Ich soll unter allen Umständen dort, wo Sinnlichkeit und Sittlichkeit sich widerstreiten, jene dieser unterordnen. Aber diese Unterordnung ist schwer, und das ganze Leben ist ein fortwährender Kampf dieser beiden Naturen in uns. Handelte es sich bloß darum, die Sinnlichkeit zu behandeln, wie ein sinnloser Despot seine Leibeigene behandelt, so wäre die Sache leicht; ich brauchte nur das, was den Träger meiner Sinnlichkeit bildet, nämlich meinen Leib zu vernichten, um aller Ausschreitungen und Widersetzlichkeit meiner Sinne überhoben zu sein. Allein das wäre gerade unvernünftig. Wenn mein Leben einen Zweck hat, so muß ich leben, damit ich diesen Zweck erreiche, ich darf also nichts versäumen, was dazu dient, mein Leben zu erhalten. Ich muß essen, trinken, schlafen, mich gegen Kälte und Hitze schützen, nach gethaner Arbeit ruhen und mich erholen. Nicht nur das, ich muß weiter gehen, ich muß nicht bloß meine Lebensflamme nähren, daß sie überhaupt nicht verlösche, ich muß sie so nähren, daß sie hell brenne und zu

Allem tüchtig sei. Die Erfahrung lehrt mich nämlich, daß ein schlecht genährter Körper zu harter und andauernder Arbeit, gleichviel ob diese körperlicher oder geistiger Art sei, weniger tauglich ist als ein gut genährter. Es ist also vernünftig, nicht bloß überhaupt zu essen, sondern wo möglich auch gut zu essen. In der Praxis wird dieser Pflicht auch gerne entsprochen, selbst von Jenen, welche »die **Tödtung des Fleisches**« am eifrigsten predigen, und wir wollen es ihnen nicht zum Vorwurfe machen, weil es unvernünftig wäre, einem Menschen das Vernünftige übel zu nehmen. Es handelt sich also darum, die Grenze zu bestimmen, wo die Pflege der Sinnlichkeit aufhört, vernünftig zu sein. Diese Grenze ist, vorausgesetzt, daß man nicht allzu ängstlich zu Werke geht, leicht zu bestimmen, wenn man erwägt, daß die Pflege des Leibes nicht Zweck des Lebens ist, noch sein kann, sondern nur **Mittel zum Zweck**, oder mit andern Worten, daß man ißt, um zu sein, nicht aber ißt, um zu essen.

Es wäre hier der Ort, noch einige Worte vom religiösen Glauben zu sagen, welcher den Schlußstein unserer Erziehung überhaupt, wie unserer Erziehung zur Moralität insbesondere bildet. Allein »der religiöse Glaube ist nicht zu bilden durch Raisonnement, sondern durch Uebung im Leben und durch Erziehung zur Moralität.« *) (Fichte.) So wenig man einem Menschen Liebe andemonstriren kann,

*) C'est le coeur qui sent Dieu et non la raison. Voilà ce que c'est que la foi, Dieu sensible au coeur, non à la raison. (Pascal.)

so wenig kann man durch Vernunftgründe ihm, wenn er ihn nicht hat, religiösen Glauben beibringen. Der Glaube ist kein Wissen, sondern eine freiwillige, innige Hingabe an den Glaubensinhalt, wie die Liebe eine unwiderstehliche, innige Hingabe an das Geliebte ist. Wir haben die Liebe eine **Kraft des Gemüths** genannt, die uns befähigt, unseres Selbst uns zu entäußern, und es an ein fremdes Selbst hinzugeben. Der Glaube ist eine ähnliche Kraft des Gemüths. So wenig man sich durch Vernunftgründe irgend ein Gefühl geben kann, so wenig kann man durch Vernunftgründe sich die Liebe und den Glauben geben. Was man aber kann, das ist, Werke der **Liebe und des Glaubens üben.** An diesen Werken werden sich allmälig die entsprechenden **Gefühle** und die entsprechende Gesinnung entzünden. Die Grundlage aller Religiosität ist Liebe zu Gott. Da man aber Gott, den Unvorstellbaren, Unbegreiflichen, Unbedürftigen, Unendlichen nicht lieben kann, wie man endliche Wesen liebt, so müssen wir uns darauf beschränken, das zu lieben, wodurch er sich uns offenbart. Seine Offenbarungen sind die Ideen des Schönen, des Wahren und des Guten. Indem wir unseren Sinn dem Schönen zuwenden, indem wir das Wahre zu erkennen, das Gute mit allen Kräften zu verwirklichen suchen, leben und weben wir in Gott, indem wir unsere Pflicht lieben, lieben wir Gott. Durch beharrliche Pflichterfüllung, oder, was dasselbe ist, durch göttlichen Wandel, gelangt der Freidenker und Zweifler zur frommen Gesinnung, zur Liebe Gottes und zum religiösen Glauben; auf dem Wege der Wissenschaft nimmermehr. Der kindlich Gläubige gelangt zu Gott auf

kürzerem Wege, aber auch bei ihm ist es mit der frommen Gesinnung nicht abgethan. Wie das **Wissen** unfruchtbar ist, wenn es nicht zum **Können** ausgebildet wird, so der Glaube, wenn er nicht werkthätig ist. An den Früchten erkennt man den Baum.

Einundzwanzigstes Capitel.

Methode.

Denken und Thun, Thun und Denken, das ist die Summe aller Weisheit, von jeher anerkannt, von jeher geübt, nicht eingesehen von einem Jeden. Beides muß sich wie Ein- und Ausathmen ewig fort und hin- und herbewegen; wie Frage und Antwort sollte das Eine ohne das Andere nicht stattfinden. Wer sich zum Gesetz macht, was einem jeden Neugeborenen der Genius des Menschenverstandes heimlich in's Ohr flüstert, das Thun am Denken, das Denken am Thun zu prüfen, der kann nicht irren, und irrt er, so wird er sich bald wieder auf den rechten Weg finden. (Goethe.)

Rousseau ist der Meinung, derjenige Mensch sei am besten erzogen, der die Freuden und Leiden des Lebens am besten ertragen könne. *) Dieß ist wohl nicht ganz richtig, denn sonst wäre Gefühlsstumpfheit das Kriterium einer

---

*) Notre véritable étude est celle de la condition humaine. Celui d'entre nous, qui sait le mieux supporter les biens et les maux de cette vie, est à mon gré le mieux élevé: d'où il suit, que la véritable éducation consiste moins en préceptes qu'en exercices.

guten Erziehung. Der Wahrheit näher wäre Rousseau gewesen, wenn er sich so ausgedrückt hätte: Der besterzogene Mensch sei der, welcher bei aller Empfänglichkeit für die Freuden des Lebens die Leiden desselben am besten zu ertragen vermöge. Aber auch so wäre die Erklärung nur halb wahr. Sonst wäre der beste Schauspieler der, welcher den Freuden und Leiden des Schauspielerstandes, der beste General der, welcher den Freuden und Leiden des Soldatenstandes am meisten gewachsen ist, eine Behauptung, welche Niemand unterschreiben wird. Der beste Schauspieler, der beste General ist der, welcher der vollkommenste seines Faches ist. Der besterzogene Mensch ist der vollkommenste Mensch. Ein solcher wird auch die Freuden und Leiden des Lebens zu ertragen wissen. Aber nicht Jeder, der das letztere kann, ist ein vollkommener Mensch, das ist der Unterschied. Erziehung ist unserer Ansicht nach Anleitung zur Weisheit und Gewöhnung zur Tugend. Die Weisheit ist ein **Wissen**, die Tugend ein **Können**. Die Weisheit besteht vor Allem in einer richtigen Werthschätzung dessen, was Gegenstand der menschlichen Wünsche, Bestrebungen, Hoffnungen und Befürchtungen ist; Tugend ist vernünftig gebildeter Wille. Man könnte also die Weisheit theoretische Tugend, die Tugend practische Weisheit nennen. Die Weisheit zeigt uns die Ziele, wonach wir zu streben, und die Wege, welche wir nach diesen Zielen einzuschlagen haben, die Tugend ist die unablässige Richtung des Willens nach diesen Zielen und die Verfolgung dieser Wege. Weise kann man werden durch bloße Einsicht, tugendhaft wird man nur durch unab-

lässige **Uebung.** Je vollkommener aber unsere Erkenntniß ist, desto vollkommener ist unser Handeln, und je vollkommener unser Handeln, desto vollkommener unsere Einsicht.

Der Mensch ist weder ganz Intelligenz, noch ganz Wille, noch ganz Intelligenz und Wille, er ist auch Gefühl. Dürstet unsere Intelligenz nach Wahrheit, strebt unser Wille nach dem Guten, so dürstet unser Herz nach Glück. Wie weise und wie tugendhaft wir auch sein mögen, wir können damit dasjenige Vermögen unserer Seele, durch welches wir uns freuen oder leiden, nicht zum Schweigen bringen. Wir sollen es auch nicht, denn gesetzt wir könnten es, so wären wir unvollständige Menschen. Wir müssen leiden, und dürfen uns freuen, wir dürfen und sollen unsere Leiden mindern, und unsere Freuden mehren. Das Glück ist ein Zustand, nach welchem wir streben dürfen, wenn es auch nicht das höchste Ziel unseres Strebens ist, noch sein soll.

Wir haben den Grundsatz ausgesprochen, der normale Zustand des körperlich und geistig gesunden Menschen sei Heiterkeit und Freude am Dasein. Die Diätetik ist eine Anleitung, wie man die körperliche und geistige Gesundheit erhält und befestigt, sie ist also eine Anleitung, glücklich oder des Lebens froh zu werden. Die voranstehenden Capitel sollten einen Einblick in diesen Gegenstand geben. Allein diese Einsicht genügt nicht. Denn vernünftig leben ist eine Kunst, keine Wissenschaft. Es fragt sich also: wie kann die gewonnene Einsicht nutzbar gemacht,

oder wie kann das Wissen in ein Können verwandelt werden? *)

Alles Können beruht auf einer durch Uebung erlangten Fertigkeit im concreten Wollen. Die Art und Weise, wie diese Fertigkeit erlangt wird, ist nicht gleichgiltig, vielmehr ein wesentliches Element des Erfolgs. Die Methode des Lernens beruht auf dem Erfahrungssatz, **daß wir nicht Alles auf einmal, sondern nur Eins nach dem Andern lernen können.** Von dieser Methode machen wir Anwendung bei allem Lernen. Handelt es sich z. B. darum, uns die Kenntniß irgend einer fremden Sprache anzueignen, so lernen wir nicht etwa die ganze Sprachlehre auf einmal auswendig, sondern wir lernen eine Sprachregel nach der andern, nehmen dieselbe durch das Verständniß in unser Gedächtniß auf, und üben uns durch Beispiele in der Anwendung derselben. Indem wir so Theorie mit Praxis verbinden, unsere Aufmerksamkeit zunächst immer auf **einen** Gegenstand concentriren, und zu keinem neuen übergehen, bevor wir in dem vorhergehenden einige Fertigkeit erlangt haben, bringen wir es allmälig dahin, uns die ganze Sprache eigen zu machen. Auf ähnliche Weise verfahren wir bei jeder Wissenschaft oder Kunst, die wir

---

*) Nicht bloßes Wissen, sondern nach deinem Wissen Thun ist deine Bestimmung: so ertönt es laut im Innersten meiner Seele, sobald ich einen Augenblick mich sammle und auf mich selbst merke. Nicht zum müßigen Beschauen und Betrachten deiner selbst, oder zum Brüten über andächtigen Empfindungen, — nein, zum Handeln bist du da; dein Handeln, und allein dein Handeln, bestimmt deinen Werth (Fichte.)

erlernen wollen. Dieß ist auch die einzige rationelle Methode zur Erlernung der Kunst des Lebens froh zu werden, oder, was auf dasselbe hinausläuft, zur Befestigung der Gesundheit der Seele, und der Erziehung zur Seelengröße und Seelenstärke.

Wem es ernstlich darum zu thun ist, das Wichtigste, was es für ihn gibt, sein inneres Glück, von eigenen und fremden Leidenschaften und von dem Spiel des Zufalls unabhängig zu machen, wer sich nicht willenlos, wie ein welkes Blatt, das der Herbstwind in das Wasser geführt, von dem Strom des Lebens forttragen lassen, sondern ein Schwimmer sein, seines eigenen Glückes Schöpfer werden will, der beginne zunächst damit:

1) in einer ungestörten Stunde sich Rechenschaft zu geben, welches die in ihm selbst liegenden Hindernisse seines Glückes sind;

2) unter diesen dasjenige herauszusuchen, worin er den Hauptstörer seines Glückes erkennt, und die übrigen nach dem Range ihrer Wichtigkeit daran zu reihen.

Nun wende man seine ganze Aufmerksamkeit zunächst auf Beseitigung des ersten und mächtigsten Hindernisses, indem man vorläufig die übrigen unbeachtet läßt. Gut ist es, wenn man den Beginn der neuen Lebensordnung an irgend einen bedeutsamen Tag anknüpft, z. B. an den Geburts- oder Namenstag, an ein größeres kirchliches Fest, wie Ostern, Pfingsten, Weihnachten 2c., an den Neujahrstag oder dergleichen. Je größere Bedeutung wir einem solchen Tage beilegen, je mehr wir ihn als einen

der Haupt-Meilenzeiger auf der Heerstraße des Lebens betrachten, desto besser ist es. Die Gründe sind leicht einzusehen. Wer nicht gedankenlos in den Tag hineinlebt, der befindet sich an solchen Tagen immer in einer gehobenen, feierlichen Stimmung. Was wir da beginnen, beginnen wir mit größerer Energie, auch erinnern wir uns unserer Vorsätze leichter, wenn sie durch kalendarisch oder sonstwie hervorragende Momente mnemotechnisch fixirt sind. Baron Hammer-Purgstall, der berühmte Orientalist, begann seine größeren literarischen Arbeiten immer an Tagen, wie die oben bezeichneten, und seine bewundernswerthe Ausdauer bei der Arbeit hat er gewiß, zum Theil wenigstens, solchen und ähnlichen Hülfsmitteln zu danken.

Hat man die Seelencur begonnen, so sei unser ganzer Mannesstolz darauf gerichtet, des Gegenstandes unseres Vorsatzes Herr zu werden. Nicht nur um des Zweckes willen, den wir im Auge haben, sollen wir das thun, sondern auch, weil wir dadurch unsere Willenskraft stärken, wovon der Erfolg unserer Bestrebungen so sehr abhängt. Ausdauer, Beharrlichkeit, Energie sind lauter Aeußerungen der Willenskraft. Wem es an Ausdauer und Thatkraft gebricht, der ist immer ein schwacher Charakter, welche vortrefflichen Eigenschaften er sonst auch haben mag. Die erste Aufgabe der Selbsterziehung zum Glück und indirect zur Weisheit und Tugend besteht darin, die Willenskraft zu stärken, denn mit Recht sagt Feuchtersleben: »Der Wille kann gelernt werden.« Auch das Glück kann gelernt werden, denn glücklich sein, heißt vernünftig wollen. Wer

sich auf die Dauer unglücklich fühlt, ist ein gefühlsweicher Schwächling.

Um zweier Gründe willen sollen wir also bemüht sein, unseren Vorsätzen treu zu bleiben: erstens wegen des Zweckes, der Gegenstand unseres Vorsatzes ist, und dann wegen der damit verbundenen Stärkung unserer Willenskraft. Der Wille aber kann auf keine andere Art gelernt werden als dadurch, daß man seine Vorsätze hält.

Um derselben nicht zu vergessen, was im Drange der Geschäfte und Zerstreuungen so leicht geschieht, ist es gut, sich kleiner Erinnerungsmittel zu bedienen. Man schreibt z. B. den Vorsatz, in einen kurzen Spruch zusammengefaßt, auf einen Zettel und befestigt denselben an einem Ort, wo er uns öfters des Tages in's Auge fallen muß: über dem Bett, über dem Schreibtisch, bei Frauen neben dem Spiegel; bei Denjenigen, welche ein Tagebuch führen, an der Spitze jeder Blattseite. Personen, welche wenig zu Hause sind, thun gut, das Erinnerungsmittel bei sich zu tragen, entweder in Gestalt eines Ringes am Finger, oder eines Zettels in der Geldtasche, oder eines Bändchens an der Uhr, oder dergleichen. Der Verfasser dieses Buches besuchte einst einen strebsamen jungen Schauspieler. Zu seiner Verwunderung fand er an verschiedenen Stellen von dessen Wohnzimmer einen Zettel angeklebt, worauf folgende Worte standen: **„Laut sprechen, rein vocalisiren, den Kopf nicht so stark vorbeugen.“** — »Daraus erkenne ich,« sagte ich zu dem jungen Manne, »daß es Ihnen mit Ihrer Kunst Ernst ist, Sie sind auf dem Wege, ein Künstler zu werden.« Meine Voraussagung ging in Erfüllung, denn

er **wurde** ein Künstler. Mirabeau sagt in einem seiner Briefe, die er aus dem Donjon von Vincennes schrieb, nichts sei einem Menschen unmöglich, der folgerichtig und beharrlich zu wollen wisse. *) Ja darin liegt's: Nicht bloß wissen muß man, **was** man will, sondern auch **wie man wollen** muß. Unsere Natur ist so schwach, unsere Tugend hängt so sehr von unserer jeweiligen Stimmung, unseren Launen, von äußeren Umständen ab, daß wir mit dem bloß rohen Wollen nicht ausreichen: die Kraft unseres Willens muß noch durch Klugheit geleitet werden; wir müssen listig gegen uns selbst sein. So machte es ein talentvoller Officier, den ich in einem Eisenbahn-Waggon kennen lernte. Ich sah an dem Zeigefinger seiner linken Hand einen Ring von schwarzem Zwirn, den er im Gespräch spielend hin- und herdrehte. Ich dachte mir, daß es mit diesem Ring eine Bewandtniß haben müsse, und war neugierig zu wissen, was er zu bedeuten habe. »Ich scheue mich nicht einzugestehen,« antwortete er lächelnd, als ich ihn ohne weiteres darüber fragte, »daß ich diesen Ring als ein Mittel trage, mich auf mich selbst aufmerksam zu machen. Wohlwollende Freunde haben mir gesagt, daß ich den Fehler der Rechthaberei an mir habe, d. h. daß ich meine Ansichten mit Heftigkeit verfechte und mit einer Art Geringschätzung über die Ansichten Anderer, wenn sie mir irrig scheinen, aburtheile. Ich habe mir nun vorgenommen, mir diesen Fehler

---

*) Rien d'impossible à un homme qui sait vouloir avec suite et constance.

abzugewöhnen, und um dieses Vorsatzes stets eingedenk zu sein, trage ich diesen Ring.«

»Warum aber,« entgegnete ich, »tragen Sie zu diesem Zweck nicht einen Ring, der weniger auffällt, z. B. einen goldenen?«

»Weil mir ein solcher ein schlechteres Erinnerungsmittel sein würde. Metallene Ringe sind etwas so Alltägliches und ich selbst bin an das Tragen von solchen so sehr gewöhnt, daß ich, wenn ich meinen Zweck erreichen wollte, nothwendig ein anderes Material wählen mußte.«

»Und haben Sie Ihren Zweck erreicht?« frug ich weiter.

»Ganz noch nicht,« antwortete er, »üble Gewohnheiten legt man nicht so schnell ab, doch ist es bedeutend besser mit mir geworden; und in einigen Monaten hoffe ich meines Fehlers völlig Herr geworden zu sein.«

Hat man mit Hülfe solcher und ähnlicher Mittel in der Beobachtung der betreffenden Lebensregel einige Fertigkeit erlangt, so kann man zum zweiten Gegenstand übergehen, dem man nun in ähnlicher Weise seine volle Aufmerksamkeit zuwendet, wie dem ersten. Hat man auch diesen eingeübt, so schreitet man zum dritten, vierten u. s. w. bis der ganze Cyclus geschlossen ist, worauf man wieder von vorne beginnen kann. Man wird wahrnehmen, wofern man nur im Eifer nicht erkaltet, daß es bei der Einübung jeder folgenden Regel leichter geht als bei der vorhergehenden. Die Gründe sind leicht einzusehen. Erstlich wird

die Willenskraft, wie jede andere lebendige *) Kraft, durch Uebung gestärkt, wir bringen daher zu jeder folgenden Uebung eine vermehrte Kraft mit. Sodann stehen alle Uebungen der Seelen-Diätetik unter sich in einem natürlichen Zusammenhang, so daß, indem wir Eines üben, das Andere, ohne daß wir es eigentlich darauf anlegen, ja ohne daß wir uns dessen bewußt sind, mitgeübt wird.

Es ist anzurathen, mit einer und derselben Uebung nicht allzu lang fortzufahren, weil sonst zu besorgen ist, daß die Aufmerksamkeit erschlafft und der Eifer für die Sache erkaltet. Die menschliche Seele ist so beweglicher Natur, sie dürstet so sehr nach Veränderung, nach Wechsel, daß man diese ihre Eigenthümlichkeit immer mit in Berechnung ziehen muß. Eine Woche dürfte für jede Uebung die geeignetste Zeit sein, so daß mit dem Beginn einer jeden Woche eine neue Uebung an die Reihe käme, die von dem durch den Reiz der Neuheit erfrischten Gemüthe jedesmal mit erneuter Lust und Energie in Angriff genommen würde.

Wer diese Uebungen einige Wochen lang eifrig fortgesetzt hat, wird in seinem Gemüth eine Erscheinung wahrnehmen, ähnlich derjenigen, die der angehende Turner in seinen Muskeln wahrnimmt, wenn er einige Wochen fleißig geturnt hat. Der letztere hat in seinen Gliedmaßen das Gefühl einer angenehmen Spannung, erhöhter Wärme und

---

*) Selbst in der anorganischen Natur kommt Aehnliches vor, wie der Magnet beweist, dessen Anziehungskraft durch angehängte Gewichte gesteigert wird. (A. d. V.)

Elasticität. Dieses physische Kraftgefühl hat sogar eine Rückwirkung auf das Gemüth, welches auffallend dadurch erfrischt und ermuthigt wird. Es ist begreiflich, daß die Turnübungen der Seele, wie wir sie vorschlagen, noch weit entschiedener als die körperlichen Turnübungen, das Gefühl erhöhter Kraft, erhöhten Muthes, und mit beiden — denn alle diese Gefühle stehen unter sich im innigsten Zusammenhang — größerer Freudigkeit und Spontaneität des Gemüths hervorrufen. Muth und Frohsinn sind Geschwister, beide sind Kinder der Kraft und geregelter Thätigkeit, wie Trübsinn und Verzagtheit Kinder der Schwäche und der Trägheit sind. Aus diesen Gründen möchten wir Denjenigen, welche an Trübsinn leiden, vor Allem die in dem Capitel »Arbeit und Erholung« niedergelegten Lebensregeln zur Beobachtung und Einübung anempfehlen. Dadurch tritt gleich vom Anfang an unser Gemüth auf das entschiedenste in Action; die **Action** schließt aber, wie wir das schon mehrmals ausgesprochen haben, die **Passion** aus, weil wir nicht gleichzeitig thätig und leidend sein können. Wir erreichen daher, außer den angeführten positiven Vortheilen, noch den negativen Vortheil, das Leid von uns zu entfernen und uns des Leidens zu entwöhnen. Dieß ist um so wichtiger, wenn man erwägt, daß, wie jede Fähigkeit unseres Gemüths, so auch die Fähigkeit zu leiden, durch willenlose Hingabe an das Leid, zur Fertigkeit ausgebildet werden kann. So ist der Trübsinn nichts Anderes als Fertigkeit im Traurig-sein, und den Trübsinn zu bekämpfen nicht viel weniger verdienstlich, als irgend ein Laster zu bekämpfen.

Schreiber dieser Zeilen litt einmal in Folge eines schweren Unglücks, das ihn betroffen, an hartnäckigem Trübsinn. Die stete Vorstellung dieses Unglücks hatte allmälig eine solche Gewalt über sein Gemüth bekommen, daß sie sich zu einer Art fixer Idee *) ausbildete, die ihm Tag und Nacht nicht Rast noch Ruhe ließ, und selbst seine Gesundheit ernstlich zu bedrohen anfing. So sehr er von dieser lästigen, unaufhörlich nagenden Vorstellung befangen und beherrscht, so krank also schon sein Gemüth war, so behielt er doch noch so viel Besonnenheit, einzusehen, daß das nicht so fortgehen dürfe. In seiner Unerfahrenheit wähnte er, daß schon der bloße Vorsatz, die peinliche Vorstellung von sich abzuhalten, ihm helfen würde; allein er überzeugte sich bald, daß mit diesem negativen Widerstand dem Uebel nicht gesteuert wurde. Auch Zerstreuungen halfen ihm nicht, denn der Gedanke an sein Unglück folgte ihm wie ein Schatten in's Theater, in die Gesellschaft, auf den Spaziergang, an seinen Arbeitstisch, überall hin. Nur dann fühlte er sich leidlich, wenn dringende Berufsgeschäfte, die seine ganze Aufmerksamkeit, seine ganze Thätigkeit erheischten, ihn gleichsam gar nicht zu sich selbst kommen ließen. Solche Perioden angestrengter Arbeit waren für sein krankes Gemüth eine wahre Erholung. Nachdem er

*) Ganz ähnlich wie mit einzelnen sinnlichen Reizen geht es bisweilen auch mit einzelnen Gedanken, die wir trotz aller Gegengründe und Willensanstrengungen nicht loswerden können. Sie können sogar zu sogenannten fixen Ideen werden und einen Ansatz zur Verrücktheit bilden, wenn es uns nicht gelingt, sie zu verbannen. (Th. Waitz.)

diese Erfahrung wiederholt an sich gemacht, und durch Nachdenken den Erklärungsgrund gefunden hatte, war auch das Mittel entdeckt, das allein ihm helfen konnte, und welches darin bestand: **durch willkürliche Thätigkeit des Gemüths die unwillkürliche auszuschließen.** Er entwarf sich nun einen Plan zur genauen Verwendung seiner Zeit, versenkte sich in Arbeit bis über die Ohren und sorgte dafür, die kleinen Pausen, in denen er auszuruhen genöthigt war, durch Zerstreuungen so auszufüllen, daß die peinliche Vorstellungsreihe sich nicht mehr auf die Dauer seiner bemächtigen konnte. Kurz, durch Befolgnng der in dem Capitel: »**Arbeit und Erholung**« niedergelegten Regeln gelang es ihm, nicht nur sich von seinem Gemüthsleiden vollständig zu heilen, sondern auch verschiedene interessante Entdeckungen auf dem Gebiete des Seelenlebens zu machen, die ihm nachmals sehr zu Statten kamen. Warum sollte aber, was ihm half, nicht auch Andern helfen?

Wir kehren nun nach dieser Episode persönlicher Natur zu unserem Gegenstande zurück.

Auch Demjenigen, der sich eines ansehnlichen Grades von Ausdauer in Befolgung dessen, was er sich vorgenommen, rühmen kann, wird es geschehen, daß er durch Berufsgeschäfte, oder durch unvermeidliche Zerstreuungen, oder durch momentanes Erkalten seines Eifers, in der regelmäßigen Fortsetzung seiner Seelencur sich hindern läßt. Möge sich Niemand dadurch entmuthigen lassen. Es kehren für Jeden immer wieder Zeiten ein, wo er sich selbst gehört, wo sein Eifer wieder erwarmt, und wo er das unterbrochene Werk fortsetzen kann; er vergesse nicht, was in dem

Capitel: „**Jeder Tag gehört zum Leben**“ niedergelegt ist; und wenn er hundertmal strauchelt und fällt, so springe er hundertmal wieder auf die Beine. Er bedenke, daß jeder Schritt, den er in gleicher Richtung vorwärts thut, ihn seinem Ziele näher bringt, daß jeder einzelne Act der Selbstherrschaft ihn zur Selbstherrschaft geschickter macht. Also keine Muthlosigkeit, wenn ihr auch hie und da euren Vorsätzen untreu werdet. Jede eingetretene Pause sei nur ein Ausruhen zu kräftigerem Anlauf. Die mannigfaltigen Kräfte, die im Menschen thätig sind, sind nun einmal in einem beständigen Ebben und Fluten begriffen. Auf die Hochflut der Begeisterung und der Kraftmomente folgt die Ebbe der Lässigkeit und Unlust. Wären wir zu allen Zeiten dieselben, die wir in einzelnen schönen Augenblicken unseres Daseins sind, könnten wir die Lust und Kraft zum Guten immer auf gleicher Höhe erhalten, wie leicht wäre dann die Tugend, wie leicht wäre das Glück! *)

*) Das Leben hat seine Kraft- und Blüthen-Momente, die klaren Momente der Begeisterung, wo der menschliche Künstler, der Bildner des irdischen Lebens, das höchste Reine, das höchste Schöne, das Göttliche erfaßt und ausspricht. Wäre Alles im Erdenleben damit fertig, wäre das Opfer vollendet, das Werk ausgeführt, der Sieg gewonnen in einem solchen Moment, so wäre das Leben nicht schwer. Aber das Schwere ist, durch eine lange Reihe von Jahren die eine Flamme, welche die Begeisterung erweckt hat, beim Leben zu erhalten, während die Stürme kommen und gehen, während der Staubregen der Minuten fällt, still und einförmig, unter einförmigem Wechsel einförmiger Tage und Nächte. Dazu bedarf es Kraft von der Höhe, wiederholtes

Aber keine Anspannung ohne Abspannung. Dieß ist ein Gesetz unserer irdischen Natur, in das wir uns ergeben müssen, wie in so manches Andere, das mit unserer physischen Organisation zusammenhängt. In dieser, nicht in dem edleren Theile unseres Wesens, ist jener Wechsel begründet. Die irdische Schwere ist es, die uns niederzieht, die sich der Psyche als Bleigewicht an die Flügel hängt. Dieses retardirende Moment unseres Seelenlebens **muß** wohl sein, weil es **ist**. Vielleicht würde unser Leben zu schnell verflackern, wenn die Flamme beständig mit gleicher Helle brennte.

Wie sollen wir uns aber diesem Gesetze gegenüber verhalten? Sollen wir uns ihm willenlos überlassen? Keineswegs. So gut wir gegen das Laster ankämpfen müssen, das auch nicht unserer Vernunft, sondern unserer Sinnlichkeit anklebt, so gut müssen wir gegen alle andern Hindernisse ankämpfen, welche uns in der Befolgung der Gesetze hemmen, die wir uns selbst schrieben.

Es ist schon ein großer Gewinn, wenn man deutlich erkennt und weiß, daß das Gesetz der seelischen Ebbe und Flut besteht, daß wir alle, ohne Ausnahme, dessen Wirkung empfinden, und daß sich auch der Willenskräftigste demselben nicht ganz entziehen kann. Verzweifle also Keiner an sich selbst, wenn er sich zeitweise schwach findet, es geht uns Andern auch nicht besser. Benützen wir nur desto

---

Trinken aus den Quellen der Begeisterung, für die Großen wie für die Kleinen, für alle Arbeiter auf Erden.

(Friederike Bremer.)

eifriger die Zeit der Flut, die jeder Ebbe folgt, und trachten wir die letztere abzukürzen, das ist Alles, was wir thun können und was die Vernunft von uns fordern kann.

Uebrigens — und auch das ist ein Trost — hören unsere Schwächen auf gefährlich für uns zu sein, sobald wir sie erkennen, voraussehen und in unsern Calcül mit aufnehmen können. Gerade darin zeigt sich so recht das Göttliche der Vernunft, daß wir mit ihrer Hülfe uns so hoch über uns selbst zu erheben vermögen, daß unser Genie wie unsere Beschränkung, unsere Tugenden wie unsere Schwächen, als berechenbare Objecte unserer Forschung unter uns liegen, daß wir sie sogar bei einiger Geschicklichkeit in Gesetz und Regel bringen, und — was die höchste Aufgabe unserer Bestrebungen sein sollte — unsere ganze Natur zu einem Kunstwerke gestalten können, ein schweres aber herrliches Werk, woran auch der vortrefflichste der Menschen sein ganzes Leben hindurch zu arbeiten hat.

Noch eine wichtige Bemerkung haben wir zu machen. Wenn wir den rechten Segen von einer geregelten Abwechslung zwischen Arbeit und Erholung haben wollen, so ist es nothwendig, daß wir nicht bloß überhaupt thätig sind, sondern daß wir nach bestimmten, unverrückbaren, großen Zielen streben. *) Die bloße Vielwisserei

*) Eine große, durchgehende Idee, ein haltbares Interesse, ein bleibender Zweck muß uns beseelen, wenn das Leben nicht in unerträgliche Schalheit versinken soll. Denn es ist ohnedieß so sehr ein Stückwerk kleinlicher Thätigkeit, nichts bedeutender Momente: auch die glücklichste Lage kann sich so wenig dem Drucke der

und Allesprobiererei frommt uns wenig; unsere Studien und Arbeiten müssen einen Schwerpunct haben, nach welchem sie beständig gravitiren, sonst zersplittern wir unsere Kräfte, und geben, was wir an Talent und Thatkraft besitzen, gleichsam kreuzerweise aus. »Der bloß **Gelehrte**, d. h. der Vielwisser, steht eben so wenig als eine befriedigende Erscheinung da, als der bloß **Gebildete**; jenem fehlt es an Kraft, womit er seinen Stoff bearbeite, diesem an Materialien, woran er seine Kraft übe. Die Kraft ist es, eine frühzeitig geweckte, fortan geübte Kraft, welche wie im Wollen zur Werkthätigkeit, so auch im Wissen zur vollkommenen Erkenntniß führt.« Aehnlich sprechen sich auch Rousseau *) und Goethe aus. »Fürwahr,« sagt der letztere, »ohne Ernst ist in der Welt nichts möglich, und unter denen, die wir gebildete Menschen nennen, ist eigentlich wenig Ernst zu finden; sie gehen, ich möchte sagen, gegen Künste und gegen Vergnügungen nur mit einer Art von Selbstvertheidigung zu Werke; man lebt, wie man ein Pack

---

Alltäglichkeit entziehen, daß in jedem Falle eine nicht geringe Stärke des Frohsinns dazu gehört, von einem Höhenpuncte poetischer Anregung bis zum andern hinweg die Schwungkraft der eigenthümlichen Fittige zu erhalten. (Gracian.)

*) Quand je vois un homme épris de l'amour des connaissances, se laisser séduire à leur charme, et courir de l'une à l'autre sans savoir s'arrêter, je crois voir un enfant sur le rivage, amassant des coquilles et commençant par s'en charger, puis, tenté par celles qu'il voit encore, en rejeter, en reprendre, jusqu'à ce que, accablé par leur multitude, et ne sachant plus que choisir, il retourne à vide.

Zeitungen liest, nur damit man sie los werde, und es fällt mir dabei jener junge Engländer in Rom ein, der Abends in einer Gesellschaft sehr zufrieden erzählte, daß er doch heute sechs Kirchen und zwei Gallerien bei Seite gebracht habe. Man will Mancherlei wissen und können, und gerade das, was einen am wenigsten angeht, und man bemerkt nicht, daß kein Hunger gestillt wird, wenn man nach Luft schnappt.«

Wer die vorstehenden Erörterungen mit Aufmerksamkeit gelesen hat, dem wird es klar geworden sein, daß im Grunde die Kunst, des Lebens froh zu werden, oder die Kunst, vernünftig zu leben, mit der Selbsterziehung zur Tugend und Weisheit in Eins zusammenfällt. Ob wir durch das Streben nach Weisheit und Tugend glücklich, oder durch das Streben nach Glückseligkeit weise und tugendhaft werden, ist am Ende einerlei. Der letztere Weg ist leichter, weil jeder Mensch Verständniß hat für sein Glück und sich ein Opfer dafür gerne gefallen läßt. Der erstere Weg ist verdienstlicher, weil uneigennütziger. Die überwiegende Mehrzahl der Menschen ist von jeher zur Sittlichkeit nur auf jenem Weg erzogen worden. Verschwindend klein ist das Häuflein Derjenigen, welche nach Wahrheit streben um der Wahrheit willen, und nach dem Guten um des Guten willen; denn es setzt solches Streben eine Lauterkeit der Gesinnung voraus, zu der sich überaus Wenige zu erheben vermögen.

Obgleich alle Bildung vom Willen ausgehen muß, Sittlichkeit somit der Kern aller echten Cultur ist, so bedarf der Wille zum Guten, sei er auch noch so uneigennützig, dennoch der Vernunft als Leiterin. Das Sittengesetz

sagt uns bloß, was wir zu thun und zu lassen haben, die Vernunft sagt uns, wie wir unser Thun und Lassen den Umständen anpassen müssen, damit unsere Tugend nicht mehr schade als nütze. Blinder Tugend- und Glaubenseifer kann, wie die alltägliche Erfahrung und die Geschichte lehren, trotz der besten Absicht zu den verderblichsten Thaten führen. Der Wille zum Guten muß gezügelt werden von der Vernunft, gleichwie die Sinnlichkeit, sonst führt er zu Schwärmerei, Intoleranz und Zelotismus. Das Sittengesetz verlangt, daß die Sinnlichkeit unterthan sei der Vernunft; die Weisheit verlangt dieß auch. Aber das Sittengesetz begnügt sich mit blinder Unterwerfung, die Weisheit will zwanglosen und freudigen Gehorsam. Die Weisheit will die Sinnlichkeit nicht bloß **bändigen**, sondern **erziehen**. Sinnlichkeit und Vernunft verhalten sich zu einander wie Volk und Herrscher. Die Sinnlichkeit ist das Volk, die Vernunft der Monarch. Da ist scheußliche Ochlokratie, wo der Pöbel Herr ist in einem Gemeinwesen; da ist Tyrannenwirthschaft, wo der Monarch das Volk beherrscht wie eine Heerde Sclaven. Nicht als unversöhnte Gegensätze sollen sich Herrscher und Beherrschte gegenüberstehen, sie sollen eine liebende Gemeinschaft bilden. Der Mensch ist nun einmal ein vernünftig-sinnliches Wesen. und, was wir auch machen mögen, der menschlichen Natur entfliehen wir nie. So lange der Geist an die Stoffwelt gebunden ist, können wir auch die Frucht dieser Vermälung, die Sinnlichkeit, nicht ganz abschütteln. Alles was wir thun können, ist: die Kluft zwischen Sinnlichkeit und Vernunft nach Möglichkeit zu überbrücken, Herrscher und Beherrschte

zu versöhnen, damit die Herrschaft eine gütige und weise, der Gehorsam ein freiwilliger und freudiger sei. Nicht ertödten sollen wir die Sinnlichkeit, wie es in frommem Wahn der Asketе will, sondern veredeln sollen wir sie. Diese durch weise Selbsterziehung herbeigeführte Versöhnung zwischen Sinnlichkeit und Vernunft, die mit harmonischer Entwicklung und Bethätigung der in uns liegenden Kräfte und Anlagen Hand in Hand geht, erzeugt jenen innern Frieden, jene geordnete Wirksamkeit unserer geistigen Kräfte, jene gesunde und heitere Anschauung der menschlichen Dinge, jene den ganzen Menschen durchdringende Veredlung, worin das reinste Glück, die wahre Cultur, und, als Blüthe derselben, die höchste Humanität besteht. Die Kunst, dieses ideale Ziel annähernd zu erreichen, fällt mit der Kunst zusammen, des Lebens auf menschenwürdige Weise froh zu werden, wozu die vorstehenden Aufsätze eine Anleitung geben sollten.

Schlußwort.

> Wer sich um Weisheit müht und nicht anwendet die Weisheit, gleicht dem Mann, der pflügt, aber zu säen vergißt. (Sadi.)

Die meisten Derer, welchen dieses Buch in die Hand fällt, werden es lesen, wie man die nächste, beste Unterhaltungsschrift liest; es wird sie eine halbe Stunde beschäftigen, dann werden sie es bei Seite legen, und in einigen Tagen wird die Erinnerung an das Gelesene fast spurlos verschwunden sein. Ein kleiner Theil der Leser wird sich vielleicht angeregt fühlen, über das Eine oder das Andere nachzudenken, sich auch vornehmen, darnach zu leben, dieß vielleicht auch hie und da thun; aber nach und nach wird der Eifer verfliegen und die Vorsätze — vergessen werden. Nur ein verschwindend kleiner Bruchtheil unter den strebsamen jüngeren Lesern wird die vorgeschlagene Seelencur practisch zu erproben Lust und Beharrlichkeit haben. An diese Wenigen ist dieses Schlußwort gerichtet.

Mögen sie sich von unserer Methode, obwohl dieselbe rationell und erprobt ist, keine übertriebenen Erwartungen machen. Man lernt die Kunst, des Lebens froh zu werden

oder vernünftig zu leben, nicht in einem Tage. Es gehören viele und nachdrucksvolle Anstrengungen dazu, bis man die gewonnene Einsicht in Fleisch und Blut aufgenommen und das **Wissen** in ein **Können** verwandelt hat. »So wenig durch einen einzigen Entschluß aus einem Unbesonnenen ein Weiser, aus einem Lasterhaften ein sittlich guter Mensch wird, so wenig läßt sich auf einmal an die Stelle gewohnter Zerstreutheit und Oberflächlichkeit in der Beobachtung der äußeren und inneren Vorgänge Aufmerksamkeit und strenge Sorgfalt setzen.« *) Das äußere Glück, das kann uns ein günstiger Zufall gleichsam im Schlafe in den Schooß schütten, aber das innere Glück muß erobert, muß unseren Temperamentsfehlern und üblen Gewohnheiten Schritt vor Schritt abgerungen werden. »Der Weg zur Cultur und zur Festigkeit des Charakters ist ein zu steiler und mühsamer Weg, als daß ihn Viele betreten sollten. Der rastlose Fortschritt in der subjectiven Bildung verlangt zu viele und zu beharrliche Anstrengungen; er verlangt eine zu genaue Kenntniß der eigenen Kräfte und ein zu richtiges Selbstgefühl, das mit der bestimmtesten Selbstthätigkeit gleichen Schritt hält, als daß dieß bei emporstrebenden und glühenden Jünglingen zu häufig getroffen werden sollte.« **) Wir sagen dieß im Voraus, damit Niemand die Aufgabe für leichter halte, als sie ist, und damit Keiner entmuthigt werde, wenn nicht gleich die ersten Schritte so weit bringen, als man von dem feurigen

---

*) Waitz.

**) Herder.

Anlauf erwartete. Das aber können wir Jedem versprechen, der unsere Methode mit Ausdauer befolgt, daß er nach Jahr und Tag ein anderer Mensch geworden sein wird. Wir wollen ihm sein Bild im Voraus zeichnen.

Die krankhafte Empfindlichkeit, das ängstliche Bangen und Zagen um die Zukunft, die Menschenfurcht, der Kleinmuth, die Launenhaftigkeit sind verschwunden; heiterer Sinn, Selbstvertrauen, Gemüthsfriede sind an die Stelle getreten. Mit frohem Muthe blickt er in die Zukunft, denn seine Kraft ist nun schon durch Uebung gestärkt; er fühlt sich jeder Prüfung des Schicksals gewachsen. Seitdem er das Leben nicht mehr durch die trübe Brille eines kranken Gemüths ansieht, ist sein Auge für das, was die Natur, die Kunst, das Leben Schönes bietet, wunderbar geschärft; wo er früher nur häßliche Verwirrung sah, sieht er jetzt schöne Verhältnisse, bezaubernde Harmonie, denn unbewußt verlegt er in die Außenwelt, was er im Innern trägt. Die neue Lust am Leben, die sein Gemüth beseelt, *) spiegelt sich auch in seiner äußeren Erscheinung. Die zusammengedrückte Gestalt hat sich aufgerichtet wie eine welke Blume nach dem Regen; die Haltung ist stramm geworden, der Gang

---

*) Wer Lebensekel empfindet, ist entschieden geistig krank, denn, wir haben es schon mehrmals ausgesprochen: der normale Zustand des geistig gesunden Menschen ist Freude am Dasein. Wie der wiederkehrende Appetit das Kennzeichen beginnender Genesung von körperlichen Krankheiten, so ist wiedererwachende Lebenslust die unfehlbare Folge und das untrügliche Merkmal der Genesung von Krankheiten des Gemüths.

elastischer; die Falten des Mißmuths zwischen den Augenbrauen haben sich geglättet; das umflorte Auge hat sich aufgehellt und strahlt in neuem Glanze; der Mund ist fester geschlossen als früher, und verräth die harten, aber siegreichen Kämpfe, welche es kostete, bis der von der Vernunft geleitete Wille Meister wurde über Trägheit, Gewohnheit, über das widerspenstige Temperament. Sogar die Stimme hat einen andern Klang bekommen, sie ist voller und weicher geworden. *) Eine nicht minder vortheilhafte Veränderung ist in seinem Verkehr mit den Menschen eingetreten. Er meidet sie nicht mehr wie früher, er freut sich des Umgangs mit ihnen; er erholt sich gerne in heiterer Gesellschaft von den Mühen der Arbeit; er nimmt an dem Wohl und Wehe seiner Nebenmenschen

*) Es besteht eine merkwürdige Uebereinstimmung zwischen der Stimme eines Menschen und seinen geistigen und gemüthlichen Eigenschaften. Die Stimme des ungebildeten und sinnlich rohen Menschen klingt, abgesehen von ihrer Höhe oder Tiefe, und von der Wahl der Ausdrücke, ganz anders, als die des wahrhaft Gebildeten; die Stimme des Hochmüthigen, Zanksüchtigen, Ehrgeizigen, Ränkesüchtigen ganz anders, als die des Bescheidenen, Sanftmüthigen, Harmlosen, Freimüthigen; die des Traurigen und Unzufriedenen anders als die des Heiteren und Frohen. Dieß ist leicht erklärlich. Jeder Affect alterirt, wie die Züge, so die Stimme des Menschen. Häufig wiederkehrende, also herrschende Affecte müssen daher der Stimme ein gewisses Gepräge verleihen, wie sie auch den Zügen ihren Stempel aufdrücken, so daß wir bei einiger Menschenkenntniß im Stande sind, einem Menschen an dem Gesichte abzulesen, weß' Herzens- und Geisteskind er ist. Auch die Stimme hat ihre Physignomie, nach der man ihren Eigner beurtheilen kann. (A. d. V.)

wärmeren Antheil; er ist milder und nachsichtiger gegen ihre Schwächen, *) seitdem seine Kämpfe mit sich selbst ihn belehrt haben, wie schwer es ist, angeborene oder anerzogene Fehler abzulegen; er fürchtet, beneidet und haßt Niemanden mehr; er ist nicht mehr herb und sarkastisch, wie eingebildete Genialität, die sich verkannt oder mindestens nicht gehörig gewürdigt sieht, es so leicht wird: kurz er ist **liebenswürdiger** geworden. Während man ihm früher auswich, sucht man ihn jetzt auf, denn es ist beklagenswerth, aber wahr: Jedermann meidet den Traurigen und drängt sich an den Heiteren. Gute Menschen, die sich unglücklich fühlen, können unsere herzliche Theilnahme erregen, unsere Liebe gewinnt eher der Frohe.

Werfen wir einen Blick auf seine äußeren Glücksumstände, so ist auch hier eine günstige Wendung unverkennbar; die gewissenhafte Erfüllung seiner Berufspflichten hat ihm das Wohlwollen seiner Vorgesetzten, die Achtung und das Vertrauen seiner Mitbürger erworben; seine rastlose Thätigkeit hat seinem Geschäft einen neuen Aufschwung gegeben, seinen Credit befestigt; er findet jetzt Hände offen, die ihm früher verschlossen waren; in sein Hauswesen, in seine Familie sind Ordnung und Friede eingekehrt, und fröhliches Lachen erschallt jetzt in demselben Hause,

*) Sonderbarerweise sind in der Regel am unnachsichtigsten die Menschen, die für ihre Person der Nachsicht am meisten bedürfen, und umgekehrt die am nachsichtigsten, die ihrer am wenigsten bedürfen.

in dem früher Mißmuth und Zwietracht ihren Sitz aufgeschlagen.

Und das ist nicht etwa ein utopischer Traum: Jeder kann ihn verwirklichen, der die dazu nöthigen Anstrengungen nicht scheut. Und warum sollte man sie scheuen? Finden sich doch Menschen genug, welche sich durch keine, noch so mühevollen und langwierigen Uebungen in ihrem Bestreben abhalten lassen, Virtuosen in dieser oder jener Kunst zu werden, warum sollte es ihnen gerade dort an Ausdauer fehlen, wo es sich um die erhabenste und dankbarste aller Künste handelt? Man frage doch einen Menschen, der es zur Meisterschaft auf dem Clavier, auf der Violine, im Gesang, in der Malerei, Baukunst, in dieser oder jener Wissenschaft, in diesem oder jenem Gewerbe gebracht hat, wie viel Zeit und Mühe er darauf verwenden mußte! Nun denn, so wendet doch auch muthig und unverdrossen euer Streben der Kunst zu, die hoch über allen steht: der **Kunst vernünftig zu leben.** Oder, wenn ihr zu träg und leichtfertig dazu seid, so beschwert euch nicht mehr über euer Schicksal. Wer sich zum Spielball seiner Temperamentsfehler und äußerer Umstände hergibt, anstatt von seiner Vernunft und Willensfreiheit Gebrauch zu machen und seines Schicksals Herr zu werden, der muß es hinnehmen, wie immer dieses sich gestaltet.

Noch eine Bemerkung hat der Verfasser auf dem Herzen.

Es ist ihm bei dem Erscheinen der ersten Ausgabe dieses Buches von einem übrigens wohlwollenden Kritiker

der Vorwurf gemacht worden, daß er die beseligenden Tröstungen, die der Leidende im Christenthume finde, mit Stillschweigen übergangen habe. Das ist nun mit gutem Grunde geschehen. Der Verfasser ging von der Ansicht aus, daß er sich auf einen confessionellen Standpunct nicht stellen dürfe, und daß er sich von Allem fernhalten müsse, was speciell in das Gebiet des positiven Glaubens gehört. *) So wenig, mit Ausnahme der Theologie, irgend eine Wissenschaft einen confessionellen Charakter haben kann, so wie Mathematik, Physik, Chemie, Logik, Psychologie, Physiologie rc. für alle Menschen, ohne Rücksicht auf ihr religiöses Glaubensbekenntniß, dieselben sind, so ist auch die Lebensweisheit dieselbe für alle Menschen. Wissenschaft unterscheidet sich eben dadurch von Glaubenslehre, daß jene das **Wissen**, diese das **Glauben** zum Gegenstand hat. Aehnlich verhält es sich mit Dingen, die in das Gebiet des **Könnens** gehören. Die Chirurgie, die Arzneikunst z. B. ist dieselbe für Christen, Juden und Heiden, und eine Medicin, die dem Heiden nichts nützt, wird sicher auch Juden und Christen nicht helfen. Dazu kommt noch, daß dieses Buch weniger für die Gläubigen, als für die Ungläubigen und Zweifler geschrieben ist, welch' letztere des Trostes mehr bedürfen als jene, wie ja der Arzt auch dem **Kranken**, nicht aber dem **Gesunden** eine besondere Diät verschreibt.

Wenn mit vorstehenden Aufsätzen Denen, die im Ge-

---

*) Aus diesem Grund hat der Verfasser in dieser neuen Bearbeitung auch das Capitel von der Unsterblichkeit der Seele, welche ebenfalls in das Gebiet des Glaubens gehört, weggelassen.

müthe leiden, einigermaßen genützt wird, so soll es den Verfasser herzlich freuen, gleichviel zu welchem Glaubensbekenntniß sie sich bekennen mögen. Die Trostbedürftigen mit **religiösen Wahrheiten** zu trösten, muß Denen überlassen bleiben, die dazu berufen sind.

Druck und Papier von L. Sommer in Wien.

Phil.
Schmidt